
3 1761 07355774 6

Drei Jahre von Dreissigen.

Ein Roman

von

Ludwig Rellstab.

Fünf Bände.

Erster Halbband.

Leipzig: F. A. Brockhaus. 1858.

Ludwig Rellstab, dessen Roman «1812» zu den gelesensten deutschen Romanen gehört und mehrfach in fremde Sprachen übersetzt wurde, hat nach langer Pause wieder ein größeres Werk geschaffen, das hiermit dem deutschen Publikum vorgelegt wird: einen historischen Roman, welchem er über sechs Jahre hindurch seine angestrengtesten Kräfte gewidmet hat.

«**Drei Jahre von Dreißigen**» lautet der Titel desselben, da sich das Werk mit dem sogenannten Böhmischen Kriege beschäftigt, der die ersten drei Jahre des Dreißigjährigen Kriegs umfaßt. Der Autor beabsichtigt, und hat sich bereits ernstlich darauf vorbereitet, auch den fernern Verlauf jenes furchtbaren Abschnittes der Weltgeschichte zum Gegenstand gleicher Thätigkeit zu machen, worüber er sich in dem ausführlichen Vorwort zu dem vorliegenden Romane ausgesprochen hat. Die Ueberfülle des Stoffs machte es unmöglich das Ganze des Kriegs in einen Rahmen zu drängen. Dennoch findet eher eine zu reichhaltige Zusammendrängung des gewaltigen Stoffs, als eine zu weite Dehnung desselben statt. Der Roman umfaßt fünf Bände, deren jeder in zwei Abtheilungen zerfällt, nicht nur durch äußerliche Theilung, sondern durch eine organische Gliederung des Buchs. Die wichtigsten historischen Thatsachen, welche das Werk berührt, sind folgende. In der ersten Abtheilung des ersten Bandes die Verfolgungen, denen die Protestanten (Utraquisten) in Böhmen ausgesetzt sind; das Zusammentreten ihrer sogenannten Glaubensbeschützer oder Defensoren zu energischem Widerstand, aus dem der erste Act offener Feindseligkeit entspringt, der Sturz der kaiserlichen Statthalter aus dem Schloßfenster zu Prag. Dieser wichtige Vorgang ist genau historisch geschildert. Die zweite Abtheilung des ersten

Bandes umfaßt die Rückwirkungen dieses furchtbaren Aufstandes auf Oesterreich, bis zum Tode des Kaisers Mathias. Der zweite Band führt den Leser in der ersten Abtheilung nach der Pfalz zum Kurfürsten Friedrich V., der später die Krone Böhmens annimmt, dann nach Böhmen zurück, mitten in die indeß ausgebrochenen offnen Kämpfe, mit ihren verhängnißvollen Wendungen. Die zweite Abtheilung des Bandes schildert uns die Vorgänge in Wien: die erste Belagerung dieser Stadt durch den Grafen Thurn, den Heldenmuth des König Ferdinand in den äußersten Bedrängnissen, die Aufhebung der Belagerung. Der dritte Band führt in seiner ersten Abtheilung, während die Verwirrungen in Böhmen wachsen, zu Ferdinand II. Krönung als deutscher Kaiser, in seiner zweiter Abtheilung zu der Friedrich's von der Pfalz zum Könige von Böhmen. Der Wendepunkt der Schicksale Böhmens beginnt; die düstern Folgen des allzu leichtsinnig begonnenen offenen Aufstandes brechen herein. Die zweite Belagerung Wiens durch Thurn scheitert gleich der ersten. Im vierten Bande tritt die Nemesis ein. Das Kampfglück Böhmens schlägt völlig um. Die Schlacht am Weißen Berge unter den Mauern Prags wird verloren. Der König flüchtet. Prag ist in äußersten Schreckenszuständen. Die zweite Abtheilung des Bandes verfolgt die schweren Schicksale des Ganzen und der Einzelnen weiter bis zu erschütternden Vorkatastrophen. Im fünften Bande entfaltet sich der tragische Ausgang des Geschilderten in seiner ganzen Ausdehnung. Was auch Leichtsinn und Ehrgeiz dabei verschuldet, unergriffen kann die Seele nicht bleiben, vollends da, wo das gemeinsame Geschick auch diejenigen zermalmt, welche in edelster Gesinnung, in muthvoller Glaubensüberzeugung gehandelt, wenn auch geirrt haben.

Dies die historischen Grundzüge des Werks. Die dichterische Erfindung beschäftigt sich mit den Schicksalen Einzelner, die in das Verhängniß des Ganzen hineingerissen werden. Treue, Glaubensmuth, edle Begeisterung, kühner Haß, Wildheit der Sitten, spannende Lagen mit schweren Ausgängen, mischen die Bestandtheile dieses freien Theils der Arbeit, die sich jedoch befleißigt hat, das geistige Bildniß der Geschichte auch hier möglichst zu bewahren. Davon abgesehen wird schon durch das rein Factische, von der Geschichte Ueberlieferte, eine Fülle der Interessen angeregt, wie dies in wenigen Werken dieser Gattung der Fall ist.

Drei Jahre von Dreissigen.

Erster Band.

Erste Abtheilung.

Drei Jahre von Dreissigen.

Ein Roman

von

Ludwig Rellstab.

Erster Band.

Erste Abtheilung.





Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1858.

Vorrede.

Mit einem Gefühle, das ich kaum in Worte zu fassen vermag, gehe ich an die Veröffentlichung der dem Leser hier vorgelegten Arbeit. Ein Vierteljahrhundert ist verflossen, seit ich keine von solchem, ja nur von irgend annäherndem Umfange durchgeführt. Das immer wachsende Uebergewicht anderer, alle Kräfte anspannender Lebensthätigkeiten und Verhältnisse hat mich auf weit abziehende Bahnen geführt, wo ich freilich nichts weniger als arbeitslos geblieben bin, doch wo sich in den verschiedensten Richtungen nach minder erheblichen und in kürzerer Ferne liegenden Zielen meine Kräfte zerstreuten. Nur selten konnte ich sie einigermaßen sammeln zu jenen leichtern, wenn auch zuweilen äußerlich ziemlich umfangreichen Arbeiten der Feder, welche die vielgestaltigen Formen der Novelle oder die sich frei ergehende touristische Literatur, eine Schöpfung unserer Zeit, uns aufgeben. So habe ich manchen Band geschrieben, kein Buch.

— — Die Sehnsucht, meine ernst gesammelte Kraft an die Ausführung größerer Werke zu setzen, hatte mich in der langen Reihe von Jahren, in welcher ich daran gehindert war, nicht verlassen; sie war vielmehr mit den Hindernissen gewachsen. Zumal blieb der Drang in mir warm lebendig, einen größern Roman auf der erhabenen Grundlage der Geschichte auszuführen. Auf Manches richtete ich den Blick; Manches wurde erwogen, wieder verlassen; Einiges sogar begonnen, im Großen entworfen, zu ansehnlichen Theilen ausgeführt; dennoch wieder zurückgelegt, bis ich es in meiner zersplitterten Thätigkeit ganz wieder aus den Augen verlor. Jahre vergingen! Da trat ein Wendepunkt in meinen Lebensverhältnissen ein, der mir von zwei Seiten her eine freiere, andauernde Muße gewährte. Das Nähere über diese Umgestaltung, die mich von der einen Seite zu warmem Danke verpflichtete, von der andern zur Anklage berechtigte, gehört nicht hierher. Es bleibt einer Darstellung meiner Lebensereignisse überhaupt aufbehalten, zu deren Niederschreibung ich seit längerer Zeit den Anfang gemacht. Mit der gewonnenen Möglichkeit einer andauernden Thätigkeit nach einer Richtung, kehrten sogleich die mannichfaltigen innern Anregungen zu einem bestimmten Gegenstande zurück. Nach längerm Schwanken fesselte meinen Blick ein eben so großartiges als grauenvolles Gemälde der Geschichte, das mir schon längst als Aufgabe in dunkeln Umrissen vor der Seele gestanden hatte: der Dreißigjährige Krieg. Anfangs nur wie ein düstres Meteor, durch halb verhüllende

Gewölke schimmernd; eine schauervolle Erscheinung, die ich in ihren kolossalen Dimensionen kaum schärfer ins Auge zu fassen wagte. Doch allmälig keimte die Möglichkeit im Geiste, aus diesem gigantischen Chaos feste Gestaltungen zu gewinnen. Die ungeheuern Ereignisse, die mächtigen Charaktere der Zeit zogen nach und nach einzeln an mir vorüber. Der Gedanke wurde That. Ich beschloß diesen Krieg, welcher eine Generation hindurch Deutschland in das entsetzenvollste Grauen warf und es ein Jahrhundert lang auf der Bahn seiner Entwickelungen zurückschleuderte, zum Gegenstande meiner Arbeit zu nehmen!

Das war mein *persönliches* Verhältniß zu dem Werke, welches der Leser hier empfängt.

So hatten denn meine Lebensrichtungen und Thätigkeiten mich bis zu dem Scheidepunkte der Wege geführt, von dem aus ich die neue, vielmehr die älteste, lange verlassene Richtung meiner geistigen Beschäftigungen wieder einschlagen konnte.

Nun begann die *objective* Stellung des Autors zu seiner Aufgabe. Gleich einem Entdeckungsreisenden war er mit der bestimmten Vorstellung erfüllt, ein Ziel, das er jenseit, hinter undurchforschten Meeren, Stürmen und Hemmnissen bestimmt vorhanden wußte, zu erreichen. Welche Bahnen er einzuschlagen habe, um es zu gewinnen, darauf mußte er jetzt sein Auge mit Schärfe richten. Er wußte zuvor, daß er unabsehbare Odysseusfahrten machen werde; aber die Hoffnung, endlich doch die Goldküste seiner Bestrebungen zu gewinnen, erhielt diese frisch und überwog die Furcht, völlig zu scheitern.

Es mußte indessen der erste Meißel an den kolossalen Felsblock des Stoffs gesetzt werden, um ihn aus der Formlosigkeit der Masse zur Gestaltung abzugrenzen, wenn auch anfänglich in noch so rohen Umrissen.

Ich überschaute den Krieg zuvörderst in dem großen Gange seiner Entwickelungen, vom Entstehen bis zum Ausgang, und suchte daraus die nothwendigen Abschnitte für die Arbeit zu bestimmen. Ich faßte die Hauptträger der Zeit ins Auge, um die wichtigsten Gestalten für den Vordergrund meines Gemäldes herauszuheben und gegeneinander zu gruppiren. Nachdem ich die größten Wendepunkte der Thatsachen, an die sich die Erfindung knüpfen sollte, ausgewählt, füllte ich die Zwischenräume mit den unabweislichen Verbindungsereignissen, und versuchte die Berührungspunkte festzustellen, die der geschichtliche Gang mit dem der Dichtung haben mußte. Daraus aber ergab sich bald ein Stoff von so gigantischem Maße, daß es unmöglich wurde, ihn in den Rahmen eines Bildes zu fassen. Wie ich auch immer neu das Ganze vor mich hinstellte, die Abtheilungen anders wählte, die Einschnitte wechseln ließ: jedes Bestreben, aus der Ueberfülle der unabweisbaren Stoffmasse angemessene organische Gestaltung zu erzeugen, scheiterte; es war unmöglich, eine Verschmelzung der geschichtlichen Thatsachen mit den künstlerischen Formen herzustellen. Die ungeheure Flut der weltgeschichtlichen Ereignisse sprengte jeden Damm, jede Schranke, durch die ich sie beherrschen und mir unterwerfen wollte. Einzelne Abschnitte zwar boten sich mit wirkungsvollster Fügsamkeit dar; allein ich konnte mich

nicht entschließen, noch so ausgiebigen Theilen das Ganze zu opfern. Selbst die Anzahl derjenigen hervorragenden Charaktere, die als die Führer der Zeit und ihrer gewaltigen Geschicke hintreten, und die durchaus nicht unbeachtet bleiben durften, wuchs, trotz der strengsten Auswahl, so an, daß der nothwendigste Raum zu ihrer Entwickelung bei weitem den, welchen ich künstlerisch in Anspruch nehmen durfte, überstieg. So gerieth ich fast auf den Punkt, meinen Plan als eine Unmöglichkeit für die Ausführung in dem Sinne, wie ich sie verlangte, aufzugeben. Da bildete sich mir eine andere Ueberzeugung. Nicht mit einem Werke, selbst wenn ich das äußerste zulässige Maß des Umfangs annahm, aber mit einer Reihe von Arbeiten ließ es sich erreichen, den Riesengang der Geschichte auf so langem, furchtbarem Wege zu begleiten. Was im Drama von ältesten Zeiten her sich aus der Uebergewalt des Stoffs als berechtigte künstlerische Form herausgebildet hat, die Theilung, die Trilogie, oder wie in Shakspeare's kühnem Schöpfungsgeiste, die fortlaufende Kette der Dichtungen, von denen jede einzelne organisch selbständig ist, und wo doch die Gesammtheit ein Ganzes des innersten Zusammenhanges herstellt, sollte diese Gestaltung nicht auch ein vollgültiges künstlerisches Recht für den Roman haben? Ohne Zweifel. Sie ist vielleicht nur deshalb noch nicht versucht worden *),

*) Sie war es nicht, als ich vor Jahren mich zu dem Unternehmen entschloß; in neuester Zeit sind allerdings ähnliche, jedoch wie ich glaube auch wesentlich von dem meinigen abweichende Wege eingeschlagen worden.

weil sie schon durch die äußerlichen Dimensionen einen Zeitaufwand, eine Kraftanstrengung und Ausdauer bedingt, zu der man ernstes Bedenken trägt, sich selbst zu verpflichten. Vielleicht aber auch nur zufällig, weil noch Niemand auf seinen literarischen Forschungswegen an eine Stelle, einen Stoff gelangt ist, wo diese Anforderung die einzige Möglichkeit gab, weiter vorzudringen.

Es kam nunmehr also darauf an, daß ich mir die ernstliche Frage vorlegte, ob ich Kraft, ob ich Muth zu dem so weit hinausgreifenden Unternehmen habe? Ich beschloß es auf die erste zu wagen, und gelobte mir den zweiten. Jedenfalls konnte der lebendig bleibende Vorsatz, das Ganze bis zum letzten, historisch abschließenden Ziele zu führen, nur anregend auf die Kraft zur Erklimmung der einzelnen Stufen wirken. Das Erreichen auch nur einer derselben war schon eine lohnende Genugthuung, die, wenn sie lebhaft anreizte weiter vorzudringen, doch nicht unbedingt verpflichtete. Die Hoffnung dazu lag auch in der Zeit näher, sodaß der Anschlag für die mir noch bleibenden, arbeitskräftigen Jahre der Erfüllung wahrscheinlicher wurde. Alles Dies bewog mich in dieser weiten Voraussicht, aber in abtheilenden Strecken, die Bahn zu beginnen. Es ist geschehen; der erste Grenzstein ist erreicht.

Ueber das Wie noch Einiges. — Mit der Auffassung aus diesem Standpunkte fiel ein leitender Lichtstrahl in das Chaos vor mir. Es galt jetzt zuvörderst nur das erste Glied der Kette zu bestimmen, das für sich geschlossen bestehen könne und doch die Anknüpfung an Ferneres zulasse.

Nach erneuter Prüfung des gesammten geschichtlichen Stoffes, welche vorzugsweise die Aufsuchung der Abschnitte ins Auge faßte, entschied ich mich für den, welcher Gegenstand des vorliegenden Werks geworden.

„Drei Jahre von Dreißigen“

habe ich es genannt, weil es in der That nur die ersten drei Jahre jenes dreißigjährigen Zeitraums umfaßt, der unser Vaterland durch ganze Provinzen hin in eine Wüste von Blut und Brandstätten verwandelte; die Menschheit zu einem entsetzenvollen Maß der Verwilderung und Verruchtheit führte; dennoch aber in der Furchtbarkeit seiner Schrecken sowol als in der Gewalt der Charaktere, die er erzeugte, ein Element des Erhabenen in sich trägt, das kaum in irgend einem andern Abschnitte der Weltgeschichte auf gleicher Höhe erscheint.

Diese düstren Züge stempeln mit tief erschütternder Gewalt schon die Anfangsjahre des Kampfs, nur daß die Schrecken der für menschliche Erduldungskraft endlosen Dauer hier noch nicht zu jener grauenvollen Erschöpfung geführt haben, die später wie ein über die Völker hingewälzter Bergsturz auf ihnen lastet und jeden letzten Funken der Hoffnung in der Brust ersterben läßt. Nacht dumpfer Verzweiflung ringsum, in der selbst die Wehklage kraftlos hinstirbt! Dagegen walteten die geistigen Mächte, welche die Fackel des Kriegs entzündeten, die Brünstigkeit des Glaubens, in Treue und Dulden, wie die hassende Vertilgungsglut seines lodernden Eifers, in diesen Jahren des Beginns noch mit der vollsten Kraft. Sie leihen den Kämpfen einen Schwung der Er=

hebung, der später mehr und mehr sinkt, in Gustav Adolf's Erscheinung noch einmal mit strahlendem Glanze aufleuchtet, nach seinem Falle aber fast erlischt in dem erstickenden Dampfe grauenhafter Flammen der Verheerung, die alle Gauen des Vaterlandes unselig durchrasen.

Ist diese entsetzenvolle Wirklichkeit der Geschichte dadurch einerseits, wie ich bekennen muß, der mächtigste Träger des Werks, so ist sie andererseits auch dessen mächtigster Gegner. Denn eine solche Naturgewalt, darf ich sie nennen, künstlerisch zu überwältigen, fordert die äußerste, ausdauerndste Anspannung der Kraft heraus.

Nicht allein in dieser, sondern auch in anderer Hinsicht legt der Stoff jedem Autor, wenn er ein innerlich wahrhaftes Bild der Zeit abspiegeln will, große Verpflichtungen auf. Er muß das Maß klarer, ruhiger Betrachtung wahren mitten im entzündeten Kampfe der Parteien. Wie edle Antriebe in der einen, wie mächtige Ueberzeugungen in beiden obwalten, es mischen sich ebenso bei beiden unreine Beweggründe mit mehr oder minderm Bewußtsein ein. Sie steigern sich hier bis zum äußersten Frevel des Leichtsinns, der leidenschaftlichen Erregung; dort bis zur äußersten Höhe der Gehässigkeit und fanatischen Verblendung. Augenscheinlich treten sie zu Tage; dennoch lassen sie sich selten wirklich erweisen. Den furchtbarsten Thatsachen der Geschichte muß und kann der Darsteller treu bleiben, denn sie liegen zumeist außer allem Zweifel klar vor uns. In den Antrieben

dazu ist der Ansicht, der Muthmaßung großer Raum gegeben. Aus der Wirklichkeit des Geschehenen, die des wahrhaft Gewollten gewissenhaft zu entwickeln und somit in der Dichtung die innerste Wahrheit der Geschichte leuchten zu lassen: das war die Aufgabe von schwer verantwortungsvoller Lösung. Wenigstens ist sie versucht worden. — —

Selbst denjenigen Richtungen, die als die zurückstoßendsten in jener Zeit erscheinen, muß man die Anerkennung zollen, daß sie mit einer Schärfe des Blicks, einem Ausharren des Willens verfolgt wurden, welche in Erstaunen setzen und, dünkt uns, den Beweis führen, daß ihnen eine Kraft der Ueberzeugung zum Grunde lag, die wir, wie widerstrebend sie der unsrigen sei, wie sie uns sogar mit Abscheu erfülle, dennoch als ein sittliches Element für sich ehren müssen, wenn es auch vorwurfsvollem Ziele zugewendet ist. Kein leichter Sieg, den wir oft über unser innerstes Selbst zu erkämpfen haben!

Der Autor ist von denkender künstlerischer Seite des Vorwurfs gewärtig, daß an manchem hoch Bedeutungsvollen in Thatsachen und Charakteren eben nur hingestreift wird; daß mancher Faden aufgenommen ist und sich in dem Gewebe des Ganzen verliert, ohne zu einem entscheidenden, abschließenden Ziele geführt zu werden. Doch man bedenke, daß die Natur des geschichtlichen Romans dies mit sich bringt; denn das dichterische Gewebe muß sich abgrenzen, während das der Geschichte seine Fäden ins Unendliche fortspinnt. Und vollends mußte hier diese freiere Handhabung gestattet werden, da wir

zwar die Ereignisse zu einem schweren Wende- und Entscheidungspunkt, doch nicht zum allerletzten führen. So werden wir, wenn uns Kraft und Jahre zur Fortsetzung der Arbeit bleiben, mancher Gestalt wieder begegnen und sie auf ihrer bedeutungsvollen Bahn weiter begleiten, die wir hier halben Wegs verlassen. Selbst von den hervortretendsten Charakteren in diesem Zeitabschnitte vollenden wenige ihren geschichtlichen Gang, indeß Andere ihn, wie Wallenstein, kaum begonnen haben. Gustav Adolf's hehre Gestalt steht noch ganz unter dem blutigen Horizont. Mansfeld aber, Tilly, sogar Thurn, wie wichtig eingreifend in die Ereignisse sie schon erscheinen, haben noch eine Zukunft, welche in diesem Gemälde nicht einmal angedeutet werden konnte. Ja, für das Große und Ganze der den furchtbaren Kampf erzeugenden Zustände selbst kann angenommen werden, daß ihr völliger Abschluß noch heute vielleicht in der Geschichte nicht eingetreten sei. Sogar für Dasjenige nicht, welches den Kern des Abschnitts dieser vorliegenden Arbeit bildet.

Häufig also, wo wir in diesem Buche von Thatsachen und Personen scheiden, haben wir uns zu erinnern, daß verknüpfende Fäden in ihnen selbst fortlaufen, die uns in der Fortsetzung der Arbeit wieder mit ihnen zusammenführen würden. Ob und wie sich dies erfülle, steht in der Hand der Zukunft.

Es war der Hauptgedanke dieses Buchs, auch in Dem, was dichterische Erfindung der Geschichte hinzugefügt, ihr so treu als möglich zu bleiben, insofern sich auch in den Schöpfungen der Phantasie das Bild der Zeit ab-

spiegeln sollte. Ganz abgesehen von den Erschütterungen und Verwilderungen, die der Krieg erzeugte, war sie an sich noch eine rauhe, starre in ihren Einrichtungen, Sitten, Anschauungen. Diese Grundfarbe durfte ihr die Dichtung nicht nehmen, wenn sie auch oft davor zurückschrecken mußte. Denn allein darin liegt die Erklärung und einigermaßen die Rechtfertigung der schauervollen Thatsachen, zu welchen der Leser geführt wird. Nur auf noch so wildem Boden der Sitte konnten richterliche Beschlüsse gegen die edelsten Männer in Rang, Wissen und Ansehen eine Gestalt gewinnen, vor der heute Jedem das Blut in den Adern erstarrt.

Ich glaube, wo es nothwendig war, die künstlerische Verpflichtung nicht verabsäumt zu haben, die Wirklichkeit in einen dämpfenden Halbschleier zu hüllen, die dem Eindruck nichts von seiner Wahrheit nimmt, doch seine äußerste, zurückstoßende Schärfe mildert. Die unterirdischen Räume des regensburger Rathhauses bewahren die grauenhaften Folterwerkzeuge noch heute genau in dem nämlichen Zustande, in welchem sie hier geschildert werden. Die künstlerische Berechtigung dazu finde ich in der Wendung, daß nicht der Anblick einer wirklichen Marterscene geschildert wird, sondern das Ganze ein Phantasiegebilde bleibt, dessen fürchterliches Hereindrohen zwar die geistigen Schauer noch erhöht, doch die unduldbare Gräßlichkeit des Wirklichen vermeidet.

Zu allen Zeiten schwebt geistige Reinheit und Erhebung Einzelner, wie sich in der ganzen Weltgeschichte nachweisen läßt, geläutert über den rohen Zuständen, in

denen die Gesammtheit noch düster gebunden liegt. Die Gleichzeitigkeit so weit entfernter Gegensätze ist stets im Menschengeschlecht vorhanden gewesen. Lange dauert es, bis, wenn dies überhaupt erreichbar ist, veredelte Auffassung des Daseins sämmtliche Lebensschichten durchdringt. Die untern liegen meist noch im tiefsten Dunkel, während die höhern im reinern Licht schimmern. So konnte sich auch in dieser finstern, blutigen Zeit geistige Hoheit und Reinheit in einzelnen Gestalten über jenen ruchlos verwilderten Boden der Menschheit erheben, auf dem diese im Stumpfsinn hinbrütet oder in aufgestachelter Begierde rast.

Dies hoffe ich, gibt mir die volle Berechtigung zu dem Versuche, einige Charaktere anzulegen, die im Adel hoher Gesinnung oder in reiner Gemüthsentfaltung verklärt über dem dunkeln Grunde hinschweben. Hat doch die Geschichte, die Wirklichkeit selbst in diesem Gemälde eine Reihe unerreicht hoher Gestalten vor uns hingestellt und trägt sie durch ihren erhabenen Aufschwung zu Gipfeln empor, über welche kein dichterischer Flug sie hinaushebt!

Möge es die Leser mit tiefster Ehrfurcht erfüllen, daß das Werk ihnen in diesen Bildnisse hinstellt, so getreu gezeichnet, als die geschichtlichen Zeugnisse, darunter viele der Zeitgenossen selbst, es möglich machten. In diesen Männern, den edelsten Märtyrern, welche jemals für glühende Vaterlandsliebe und Glaubenstreue fielen, bestätigt sich am unwiderlegbarsten jene oben angeführte Lehre der Weltgeschichte, daß in der Menschheit über-

haupt, wie in den Gebirgen, die höchsten Gipfel aus dem tiefsten Dunkel der Abgründe zu reinem Lichte emporragen. — —

Die Ueberfülle des Stoffs, der mir in den Betrachtungen über diese meine Arbeit vorliegt, erzeugt eine Ueberfülle der Anregungen in mir, die, je mehr ich hier ihrer Strömung freien Lauf lasse, mit um so vollerer Flut nachdrängt.

Ich muß mich bescheiden; dieses Vorwort könnte sonst leicht zu einem neuen Bande des Werks werden, das deren schon erschreckend viele dem Leser vorführt.

Nur noch einiges im äußerlichen oder leichteren Zusammenhange damit Stehende möge man mir gestatten.

Ich habe vielfacher Hülfskräfte bedurft, um die Wege zum Ziele zu finden, und bin dadurch zu ebenso vielfachem Danke verpflichtet worden. In dem weiten Gebiete geschichtlicher Hülfsmittel schnell das Richtige, Zweckdienliche zu finden, war eine Aufgabe, die ich ohne bereitwilligsten und wohlwollenden Rath nur mit ungleich größerer Mühe und gewiß viel unvollkommener gelöst hätte. In erster Linie sage ich hier dem berühmten Veteranen der Geschichtskunde, meinem verehrten Jugendlehrer, Friedrich von Raumer, den innigsten Dank. Mit wahrhaft unermüdlicher Dienstfertigkeit kam mir demnächst der Custos der berliner Bibliothek, Professor Dehn, entgegen und erleichterte mir durch alle ihm zu Gebote stehenden Wege die vielfache und schnelle, mir oft augenblicklich im warmen Eifer der Arbeit so wichtige Benutzung der reichen Hülfsquellen dieses In-

stituts. Mehrere seiner Amtsgenossen gesellten sich ihm darin mit freundlichster Bereitwilligkeit. Ein gleiches Entgegenkommen fand ich auf den Bibliotheken zu Wien und Prag, die ich behufs meiner Arbeit besuchte. Insbesondere aber muß ich dankbar sein für die freundliche und mir im höchsten Maße belehrende Führung des Dr. Mikowec in Prag, dessen ausgezeichnete Kenntniß böhmischer Alterthümer, Geschichte und Literatur mir vielfach zu Gute gekommen ist, Lücken in meinem Wissen ergänzt, Irrthümer berichtigt hat. Ihn vor Allen muß ich um Verzeihung bitten, wenn sich trotzdem gewiß so mancher Fehlgriff in meine Arbeit eingeschlichen hat, dessen Vermeidung nur einer so gründlichen Kenntniß wie die seinige, einem solchen Vertrautsein mit Einrichtungen, Sitten und Sprache seines Vaterlandes, wie er selbst sie besitzt, möglich gewesen sein dürfte.

Es war mir Bedürfniß, die hauptsächlichsten Schauplätze der Ereignisse, die mein Werk umfaßt, mehrfach aufzusuchen. Obwol mir Prag und die betreffenden Theile Böhmens durch frühere Aufenthalte lebendig vor Augen standen, forderten doch einzelne bedeutsame Oertlichkeiten, die ich nicht gerade aus dem Standpunkte betrachtet hatte, der sie mir jetzt so wichtig machte, meinen wiederholten Besuch. Viermal richtete ich in den letzten Jahren ausschließlich desfalls meinen Weg auf verschiedene Theile Böhmens, vorzugsweise nach Prag, das ich, so treu es aus der jetzigen ganz umgestalteten Wirklichkeit möglich war, in seiner damaligen aufzufassen getrachtet habe. In eben diesem Sinne suchte ich andere Punkte auf:

das hochberühmte, wundervolle Schloß Karlsstein, welches eine so wichtige Stelle in den geschichtlichen Verhältnissen meiner Arbeit einnimmt; den romantisch-wilden Fels des Sperlingssteins, dem ich selbst eine dergleichen zu geben versucht habe; Eger mit seinen, auch über den Umfang dieses ersten Abschnitts meines Romans hinaus bedeutungsvollen Oertlichkeiten voll geschichtlicher Erinnerungen.

Das Schlachtfeld von Groß-Lasken (Bd. II, Buch 12, Cap. 10 fg.) hätte ich gern aufgesucht; allein der Weg dahin dürfte wol ein vergeblicher gewesen sein. Denn einmal muß sich seit über zweihundert Jahren das Terrain so verändert haben, daß es in Bezug auf Kriegsvorgänge doch dem von damals ganz unähnlich sieht, indem vielleicht Gehöfte, freies Feld und dergleichen sich da befinden, wo die gleichzeitigen Schlachtberichte z. B. dichten Wald annehmen. Dann ist man aber auch über die Oertlichkeit der Schlacht nicht einmal ganz einig, ja, andere Gefechte werden vielleicht mit diesem verwechselt. Das Dorf oder der Flecken Groß-Lasken (böhmisch Hlaska), welches mehrere gleichzeitige, für Mansfeld sehr günstige Berichte als den Ort nennen, wo der Kampf statt hatte, wird von Andern nicht als der, wo die Schlacht vorfiel, bezeichnet. Es werden der Flecken Zabloth und das Dorf Groß-Zablat genannt, von welchem letzten Dorfe Klein-Zablat eine Viertelstunde, während der Flecken Zabloth eine Meile davon entfernt liegt. Die Ermittelung des wirklichen Schlachtfeldes würde also große Schwierigkeiten gehabt

und doch nur eine unsichere Lösung ergeben haben. Da für meine Zwecke diese örtliche Genauigkeit nicht von großem Belang war, entschied ich mich für Groß-Lasken und folgte im Uebrigen den Berichten (die auch unter sich erheblich abweichen) so treu und vollständig, als die dichterische Ausführung es irgend gestattete die wirklichen Vorgänge und Wendepunkte der Schlacht in die Schilderung aufzunehmen. Das Gefecht an sich war rücksichtlich der dabei betheiligten Truppenzahl von geringem Belang und ist deshalb wol nicht sorgfältig genug in den Berichten behandelt worden. Es erhielt seine unermeßliche Wichtigkeit, ja seine weltgeschichtliche Bedeutung erst durch die Folgen, die funfzig Meilen vom Schlachtfelde eintraten, die nothwendige Abberufung Thurn's von der Belagerung Wiens, dessen Fall jeden Tag zu erwarten war. Eine Bedeutung, welche meines Erachtens keins der historischen Werke, die desselben gedenken, nachdrücklich genug hervorhebt. Von den Nachwirkungen unabhängig, ist aber der Kampf sehr merkwürdig durch die Genialität, welche Mansfeld als Feldherr, und durch die unerschütterliche Kühnheit und Tapferkeit, die er als Soldat darin gegen die fünffache Ueberlegenheit Boucquoi's entwickelte. Ein Beispiel, das sich auf die Mannschaften übertrug, die mit staunenswürdiger Ausdauer des Muths fochten, bis ihre letzte Kraft, ihre letzten Vertheidigungsmittel erschöpft waren.

Da ich hier eine einzelne geschichtliche Beziehung zu meiner Arbeit berührt habe, knüpfe ich daran gleich eine Bemerkung über einige allgemeinere, durchgehende. Die

Geschichte ist oft so überraschend, so unglaublich in ihren Wendungen im Großen und im Kleinen, die als buchstäblich wahrhaft geprüften Ueberlieferungen sind häufig so merkwürdig, selbst was einzelne Aussprüche, gewichtvolle Worte und Aehnliches betrifft: daß eines-theils die Erfindung sich nicht mit etwas zu schmücken scheinen darf, was dem Dichter in seiner charakteristischen, bedeutsamen Größe und Erhabenheit überliefert worden ist; andererseits hat dieser aber auch ebenso die Berechtigung, den Schein der Verantwortlichkeit abzulehnen für Dasjenige, was ihm die Wirklichkeit aufdringt. Endlich ist es dem Leser gewiß willkommen, an geeigneter Stelle Winke zu erhalten über Dasjenige, was streng historisch ist und dadurch ein ganz anderes Gewicht erhält, als wenn es die Schöpfung individueller Phantasie oder der Ausspruch subjectiver Ansicht wäre. Darum habe ich, obgleich im Allgemeinen ein dichterisches Werk den gelehrten Apparat der Noten und Hinweisungen vermeiden und sich nur auf sich selbst stützen soll, wo es mir von besonderer Wichtigkeit schien, durch das einfache Wort: „historisch“, als Anmerkung gesetzt, sowol den Schein der Anmaßung und der Verantwortlichkeit gleichzeitig abgelehnt, als der Sache den Nachdruck der Wirklichkeit gegeben. Daß die geschichtlichen Hergänge im Ganzen möglichst in strenger Treue gehalten sind, bedarf kaum der Erwähnung und keiner besondern Hinweisung; diese tritt nur für Einzelnes ein. Manches anscheinend sogar zu Formelle wird man ebenfalls auf Rechnung der Wirklichkeit setzen müssen; dadurch aber gewinnt es ein

ganz anderes Gewicht. So z. B. die beiden Krönungsvorgänge in Frankfurt und in Prag; für den letztern ist es mir von höchstem Gewicht gewesen, die Einzelheiten der erhabenen und so schwer folgereichen Feierlichkeit in dem Grade genau überliefert zu finden, daß auch diese Arbeit das Ganze streng dem Programm folgend, und Vieles des Einzelnen wörtlich wiedergeben konnte. Es sind dies lebenstreue Gemälde aus jener Zeit, die wir in der großen geschichtlichen Halle, welche wir durchwandeln, aufhängen konnten. Als gewissermaßen unmittelbare Begrüßungen aus dem Damals zum Jetzt herüber wird man sie vielleicht mit wärmerem Antheil betrachten. Denn das wirklich Geschehene übt aus weitester Zeitferne her einen eigenthümlichen Zauber, den die Erfindung nicht ersetzt; und gern und dankbar erkenne ich auch in diesen Einzelheiten die gewaltige Hülfsmacht der Geschichte an.

So wäre denn nun das Werk in seinem ersten Stadium vollendet, soweit man den Versuch, die Bestrebung vollendet nennen darf. Die Vorhöhe des kolossalen Gebirges wäre erstiegen! Der innere Trieb, noch weiter und weiter bis zum letzten Gipfel, den ich vor mir sehe, zu klimmen, erfüllt mich noch mit seiner ganzen Stärke. Allein wird meine Kraft der Arbeit, zu der ich bis jetzt nur die vorbereitenden Studien gemacht, genügen? Ich verhehle mir es nicht, daß im Fortschreiten die Schwierigkeiten wachsen, auf einem so düstren Nachtgrunde, wo fast Alles die ähnlichen Züge des Schreckens, Grauens, des bleichen Entsetzens trägt, neue und neue Gestalten zu

zeichnen, die nicht durch die Einförmigkeit ermüden, die sich gegenseitig tragen, durch Wechsel der Contraste heben, und in steter Steigerung bleiben, solange die Urgewalt der Geschichte sich steigert. Weiß ich doch nicht, ob das Mühen nach solchem Ziel mich in diesem ersten Abschnitt dahin geführt hat? Gelingt es mir, die gigantische Gestalt der Geschichte ebenso zu meiner Bundesgenossin zu machen, wie sie meine Gegnerin sein kann, gewinne ich ihr den Ehrengruß der Waffenbrüderschaft ab, so darf ich den mühevollen Kampf getrost, in Siegeshoffnung, wagen. Ob das meinen Tagen gesteckte Ziel, und es müßte schon ein ziemlich fernes sein, ausreichen wird,, das meiner Arbeit zu erringen, steht in der Hand, der wir Alles anvertrauen müssen!

Du aber, mein aus tiefer Brust geschöpftes, lange und innig gehegtes Werk, gehe nun hin in die Welt und versuche deine Kraft an ihr! Vermagst du es nicht, sie zu besiegen, so hoffe ich doch, daß du ehrenvoll kämpfest. Welches dein Schicksal sei, Dank werde ich dir immer schuldig bleiben! Denn du warst mein treuer Genosse, mein Freund, der Träger meines geistigen Daseins fast sieben Jahre hindurch! Und du wirst wenigstens der Zeuge meines Wollens bleiben, wenn in künftigen Tagen noch irgend ein Auge sich darauf richtet! Darum soll es mich nimmer reuen, dich hinausgesandt zu haben.

Dorf Tegel, im Herbst 1857.

Der Verfasser.

Erstes Buch.

Erstes Capitel.

Es war ein rauher Decembertag. Der Kamm des Erzgebirges hüllte sich in düstres Gewölk, das schwer über den bewaldeten Berghäuptern hinzog. Dichtflockiger Schnee fiel herab und wurde vom heftigen Winde umgewirbelt. An den Vorbergen des steilen, von tiefen Thalschluchten gespaltenen Waldabhangs nach Böhmen hinunter bewegte sich ein mit zwei Stieren bespannter schwerfälliger, doch unbedeckter ländlicher Wagen mühsam die beschwerliche Straße dahin. Drei Männer und eine weibliche Gestalt saßen in demselben.

Die beiden Männer auf dem Vordersitz waren noch kräftigen Alters, wiewol der stark mit grauem Haar gemischte Bart des einen höhere Jahre bezeichnete. Der jüngere, welcher das Gespann leitete, konnte noch nicht dreißig zählen. Beide trugen braune, dichtwollige Oberröcke und einen Ledergürtel um den Leib, an welchem dem Aeltern ein Hirschfänger herabhing. Breitkrämpige Filzhüte deckten sie bis über die Schultern hinaus.

Auf dem zweiten Wagensitz befand sich ein Greis, welchem das silberweiße spärliche Haar unter einer schwarzen

Sammetmütze herabhing, deren barettartige Form einen nichtkatholischen Geistlichen erkennen ließ. Er war in einen weiten Pelzrock eingeknöpft. Neben ihm saß die weibliche Gestalt, in einem braunen pelzverbrämten Oberkleide, den Kopf von einer gleichartigen Mütze gegen Sturm und Kälte so tief bedeckt, daß man kaum die Hälfte des jugendlichen, jungfräulichen Gesichts wahrnahm, aus dem zwei große, dunkle Augen leuchteten. Die schwarzen, reichen Locken quollen unter der Kopfbedeckung hervor und umhüllten den Nacken.

„Ich muß die Stiere vorn selbst führen, sonst stehen sie uns auf dem steilen Wege still", sagte der jüngere Mann zu seinem Nachbar, als sich der Weg steiler erhob, um einen vorspringenden Hügelrücken zu überschreiten. Er reichte bei diesen Worten dem ältern das hanfene Seil, welches den Zügel bildete, und schwang sich mit jugendlicher Gewandtheit vom Wagen. Rasch vorwärts schreitend faßte er den Stier zur Rechten am Horn und hob antreibend die Peitsche. Die über die Stirn gejochten Thiere zogen sogleich frischer an; sie erreichten bald einen ebenen Absatz, auf dem der Führer den Wagen anhielt.

„Verschnauft euch hier", rief er den Stieren zu, und klopfte dem einen mit der Hand auf den Hals. — „Wenn wir auf dem Hügel sind", sprach er zurück, wie um den Muth anzuregen, „haben wir den härtesten Weg hinter uns; von dort bis Klostergrab ist die Straße gut fahrbar!"

„Wenn es Euch nur nicht schadet, lieber Vater Nechodom", wandte sich jetzt das junge Mädchen mit freundlicher Fürsorge zu dem Greise, „daß Ihr in dem rauhen Wetter die Fahrt gewagt habt!"

„Wer dürfte sich in so ernster Sache seinen Brüdern versagen", antwortete dieser; „und wir haben ja nun das

Schwerste überstanden, wie Xaver sagt. Ich denke, in einer halben Stunde werden wir in Klostergrab sein."

„O nein, Vater, es wird wol noch eine ganze Stunde dauern", erwiderte Xaver, der Sohn des Greises. „Du denkst an die Sommerwege; jetzt geht es langsamer und wir müssen den Umweg am Marienbilde vorbeinehmen, weil wir bei dem Schnee nicht durch den Hohlweg kommen!"

„Ja so! Das hatte ich freilich nicht bedacht", versetzte der Greis. „Meint Ihr, daß wir doch noch zur rechten Zeit eintreffen, Freund Wolodna?" richtete er das Wort an den ältern Mann auf dem Vordersitz, dem Vater des jungen Mädchens neben ihm.

„Gewiß", erwiderte dieser. „Darum habt keine Sorge, Vater Nechodom! Wie geht es dir denn, Therese?" wandte er sich zu seiner Tochter. „Frierst du? Du bist so still?"

„O, das Wetter ficht mich nicht an, Vater", antwortete diese, „es sind nur meine ernsten Gedanken, die mich still machen!"

„Verscheuche sie, mein Töchterchen", sagte der alte Nechodom freundlich, „wie finster auch eine Zeit sei, die heitre Jugend muß sie heiter anschauen!"

Ein rauher Windstoß, der sausend aus einer Bergschlucht zur Seite hervorbrach und den Schnee vom Boden aufjagte, daß er den Wagen dicht umwirbelte, schnitt Theresen die Anwort ab. Xaver erhob den Stecken und trieb die Stiere wieder vorwärts; so wurde das kurze Gespräch unterbrochen.

Nach kurzer Frist war die Anhöhe von ihnen erreicht; aber sie hielten droben nicht an, weil der Wind hier allzu heftig stürmte. Auf der andern Seite senkte der Weg sich etwas steil abwärts; Xaver blieb daher zu Fuß und lenkte

sorgsam den schwerfälligen Schritt der Stiere. Der Wind kam den Reisenden jetzt gerade entgegen und faßte sie scharf, sodaß sie sich immer dichter einhüllten. Ein Gespräch knüpfte sich nicht weiter an. Jeder war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Als jetzt die Straße ebener wurde, schwang sich Xaver wieder auf seinen Sitz und der Wagen bewegte sich zwar immer sehr langsam, doch wenigstens etwas rascher und gleichmäßiger vorwärts.

„Da ist unsere Kirche“, bemerkte Wolodna nach einiger Zeit, als ein Thurm zur Rechten der Bergschlucht, in der der Flecken lag, über dem waldbedeckten Hügelrand, der vom hohen Gebirge in die Ebene auslief, sichtbar wurde.

„Unsere Kirche“, wiederholte der Greis mit ernstem Ton, „wäre sie erst wieder die unsrige!“

„Gerade seit drei Jahren ist sie uns nun gesperrt“, sagte Wolodna bitter. „Wir, die wir nicht im Orte wohnen, empfinden es noch nicht so schwer, da wir schon sonst unsere Andacht fast immer bei Euch hielten, Vater Nechodom. Aber unsere Brüder hier! ..“

„Gott gebe denn seinen Segen zu unserm Vorhaben!“ sprach der Greis.

Alle schwiegen wiederum.

Nach einer kleinen Viertelstunde erreichten sie die ersten Häuser des Fleckens, und bald darauf fuhren sie hart an der Kirche vorüber, von der sie gesprochen hatten.

Die Gemeinde der Utraquisten zu Klostergrab, wie die Anhänger der Lehren des Märtyrer Huß genannt wurden, da sie das Abendmahl in beiderlei Gestalt nahmen, hatten sich diese Kirche vor sieben Jahren erbaut, weil sie sich durch den kurz zuvor, im Jahre 1609, vom Kaiser Rudolf II. erlassenen Majestätsbrief, durch welchen dieser als böhmischer König allen christlichen Glaubensbekenntnissen in Böh=

men die gleichmäßig freie Ausübung des Gottesdienstes zusagte, dazu berechtigt hielten. Denn es hieß darin: „Jeder utraquistische Freiherr und Ritter und die utraquistischen Einwohner Prags und der andern landesfürstlichen Städte des Königreichs sollen berechtigt sein, nicht nur die Kirchen, die sie bisher inne gehabt, zu behalten, sondern auch sich neue zu jeglicher Zeit in Städten, Marktflecken und Dörfern erbauen und sie zum Gottesdienst benutzen dürfen." Der Kaiser hatte gedacht, durch solche Verwilligung, die alle protestantischen Bewohner Böhmens, auch Lutheraner und Calvinisten betraf, und die er gar nicht mehr vorenthalten konnte, da die Nichtkatholischen bei weitem die Mehrzahl waren gegen die der römischen Kirche Anhängenden: er hatte gehofft dadurch den traurigen Streitigkeiten und blutigen Kämpfen, welche Böhmen seit zwei Jahrhunderten erschütterten, endlich und für immer ein Ziel zu setzen. Doch statt der Schlichtung und Versöhnung der Andersgläubigen war nach des Kaisers Tode unter seinem Bruder und Nachfolger Mathias neuer Hader erwacht über die Deutung und Ausdehnung jenes im Majestätsbriefe verliehenen Rechts zum Bau utraquistischer Schulen und Kirchen. Auch trachtete die eifernde Partei der römischen Kirche überhaupt die redliche Ausführung der Bestimmungen in dem Majestätsbriefe, die jedem christlichen Religionsbekenntniß gleiches Recht verleihen sollten, auf alle Weise zu hemmen.

Der Erzbischof Johann Lohelius von Prag insonders bestritt den utraquistischen Bewohnern Klostergrabs das Recht des Kirchenbaus und hatte ihnen, da der Flecken unter erzbischöflicher Hoheit stand, die Kirche gewaltsam schließen lassen, obwol sie schon vollendet und in Gebrauch gewesen war. Ihm war auf seine Darstellung der Sache von den

zehn Statthaltern, die der Kaiser Mathias zur Regierung Böhmens eingesetzt hatte, die Genehmigung zu diesem gewaltsamen Verfahren ertheilt worden. Seit drei Jahren nun schon bat und beschwerte sich die Gemeinde um die Wiedereröffnung des Gotteshauses und Herstellung ihres öffentlichen Gottesdienstes. Doch stets vergeblich. Jetzt, wo das Weihnachtsfest eintrat, wollte sie einen neuen Versuch dafür machen, denn Allen war es ein heiliges Bedürfniß, gerade die Festfeier wieder in ihrem eigenen Gotteshause begehen zu können. Um sich zu berathen, wie das möglich zu machen sei, war eine Versammlung der Aeltesten und Angesehensten der utraquistischen Gemeinde bei dem Pfarrer Andreas Chlodzek angesetzt. Zu dieser war auch der Greis Nechodom, der vormals Pfarrer zu Klostergrab gewesen, berufen, obwol er seit zehn Jahren wegen seines hohen Alters, denn er stand im fünfundachtzigsten Jahre, sein Amt niedergelegt hatte. Allein in den letzten bedrängten Zeiten hatte er den im Gebirge zerstreut wohnenden utraquistischen Landleuten doch wieder den geistlichen Beistand geleistet und ihnen sein friedliches Haus, wo er in ländlicher Zurückgezogenheit wohnte, zur heiligen Stätte geöffnet, da sie der Kirche ermangelten. Ueberdies wollten die Glaubensbrüder seinen Rath als den des Allerältesten ihrer Genossenschaft in der ganzen Umgegend, der fast gleich einem Heiligen verehrt wurde, vor dem aller Andern hören.

Das also war der Grund, der den hochbetagten, frommen Nechodom, welcher seinen Brüdern im Innersten getreu anhing, in so rauher Winterszeit, über drei Stunden Wegs weit, nach Klostergrab führte. Der Wagen hielt vor des Pfarrers Chlodzek Hause. Noch bevor einer der Reisenden hinabgestiegen war, öffnete sich die Hausthür und der Pfarrer trat mit herzlicher Freude heraus, um die An=

kommenden zu begrüßen. Ihm folgte ein gleichfalls hochbetagter Mann, doch noch in rüstiger Kraft und von kriegerischem Ansehen. Es war ein alter kaiserlicher Hauptmann, Nikolaus Holoduk, dem schöne Narben und silberweißes Haar die Stirn zierten. Auch er trat zu den Ankommenden heran.

„Gottes Frieden sei mit Euch, theurer Vater Nechodom", redete der Pfarrer den Greis an und reichte ihm die Hand hinauf; „wie sollen wir Euch genug danken, daß Ihr in Euerm Alter den weiten Weg bei so winterlichem Unwetter nicht gescheut habt! Möge es Euch nur nicht schaden!"

„Ja wahrhaftig, theurer Vater", sprach auch Hauptmann Holoduk herzlich, indem er mit Xaver dem Greise vom Wagen herabhalf, „Ihr thut es uns Allen zuvor!"

„Ihr schlagt es zu hoch an, lieben Freunde", antwortete Nechodom freundlich; „wie hätte ich daheim bleiben können, wenn eine so ernste, heilige Sache berathen werden soll!"

„Tretet nur gleich ein, Vater", bat der Pfarrer Chlodzek, „daß Ihr Euch zuvor erwärmt und erquickt."

„O, mir ist ganz wohl zu Muth", antwortete der Greis; „ich friere nicht und bedarf keiner Erquickung. Mein Schwiegertöchterlein, denn ich hoffe doch, sie soll es bald werden, trotz aller Hindernisse, die sie uns entgegenstellen, hat mich so sorgsam behütet und gepflegt, daß mir Sturm und Schneetreiben nichts anhaben konnten." Dabei faßte er freundlich Theresens Hand, die ihm den Schnee aus dem Pelzkragen klopfte.

„Tretet ein, tretet ein, lieben Freunde", bat Chlodzek nochmals, und führte selbst den Greis an die Thür seines Hauses. Die Andern folgten.

Therese, des Försters Wolodna Tochter, hatte zwar die

Männer auf der Fahrt begleitet, theils um nicht in ihres Vaters einsam im Gebirge gelegenen Försterwohnung bei dessen vielleicht längerer Abwesenheit allein zurückzubleiben, theils um mit weiblicher Sorge um ihn und den Greis Nechodom thätig zu sein. Doch sie folgte auch noch andern, tiefern Antrieben. Einestheils der innigen Liebe zu ihrem Verlobten, Xaver Nechodom, dem Sohne des Greises, dann aber auch einem höhern Sinn, der sie den Ernst der Sache im Innersten empfinden ließ, welche in der Zusammenkunft berathen werden sollte. Bei dem sanftesten weiblichen Wesen loderte zugleich ein edles Feuer in ihr für Alles, was ihren Glauben, ihre Glaubensgenossen und ihr Vaterland Böhmen überhaupt betraf. Und hielt sie sich auch im sittsamen Gefühl ihres Geschlechts still zurück vor dem Thun der Männer, so begleitete sie es gleichwol mit ihrem ganzen Herzen. Natürlich schlug es jetzt mit voller Wärme für die Entscheidung, welche in dieser Versammlung getroffen werden sollte. Darum drängte es sie, derselben so nahe zu sein, daß sie den Beschluß sogleich erfuhr. Ihr Aufenthalt war natürlich bei der Familie des Pfarrers, bei den Frauen, denen sie herzlich befreundet war.

Für einige Zeit der Rast und zu einiger gastlicher Erquickung verweilten auch die Männer bei diesen. Indeß sammelten die übrigen Einberufenen sich schon auf der andern Seite des Hauses in des Pfarrers Gemach. Bald begaben auch Nechodom, Wolodna, Holoduk und der Pfarrer Chlodzek selbst sich dahin. Xaver blieb, da er den ältern Männern noch nicht angehörte, von der Berathung zurück.

Zweites Capitel.

In dem geräumigen Berathungszimmer waren die zwölf Aeltesten der Gemeinde Klostergrabs bereits versammelt und hatten auf den in einem Halbkreis aufgestellten Sesseln ihre Plätze eingenommen. Als der Greis Nechodom an Chlodzek's Seite eintrat, erhoben sie sich Alle ehrfurchtsvoll und reichten ihm begrüßend die Hand. Sie führten ihn auf den Ehrenplatz in der Mitte.

„Unser theurer, verehrter Glaubensbruder", sagte der Pfarrer, „hat trotz seiner hohen Jahre den weiten Weg nicht gescheut, um uns mit seinem Rathe beizustehen in dem ernsten Werk, das wir vorhaben. Unser Dank und der Segen Gottes mögen ihn belohnen!"

„Meine lieben Freunde und Glaubensbrüder", antwortete Nechodom mit seiner tiefen, edelklingenden Stimme, „mein Rath wird euch eine schwache Hülfe sein! Der Beistand Gottes ist es, auf den wir allein hoffen können!" Er erhob das ehrwürdige Haupt mit einem vertrauensvollen Blick zum Himmel. „Er wird uns nicht fehlen, denn unsere Sache ist fromm und gerecht!"

Alle setzten sich nieder. Der Pfarrer als Führer der Berathung nahm seinen Platz hinter einem Tisch, der in der Mitte stand. Den Sitz neben ihm hatte der Schriftführer der Gemeinde, zugleich Rathschreiber, Johann Herbeck; er war der wichtigste Beirath der Versammlung als sicherer Gesetzkundiger.

„Ueber drei traurige Jahre haben wir nun verlebt", hub der Pfarrer Chlodzek an, „seit der Herr Erzbischof

Johann Lohelius von Prag unsere Kirche geschlossen hat! Solange sind unsere gottesdienstlichen Versammlungen so gut als unterbrochen gewesen; denn nur in den Häusern unserer Gemeindemitglieder konnten wir zur Andacht zusammenkommen, sodaß immer nur eine geringe Zahl der Glaubensbrüder daran theilnehmen konnte!"

„Aller der andern Gewaltsamkeiten nicht zu gedenken", fuhr der alte Holoduk zürnend auf, „die der Herr Erzbischof Johann Lohelius uns zugefügt! Keine Taufe, kein Begräbniß, kein Ehebündniß ohne gewaltsame Hinderung!"

„Wohl! wohl!" sprach Nechodom, das Haupt wehmüthig schüttelnd. Denn sein eigener Sohn Xaver konnte die Erlaubniß zu seiner Heirath mit Wolodna's Tochter Therese nicht erlangen. Und der fromme Sinn jener Zeit wagte nicht einen Bund zu schließen, ohne die öffentliche kirchliche Weihe desselben.

„Lasset uns erst bei der einen Hauptsache bleiben, lieber Freund Holoduk", wandte der Pfarrer sich zu diesem; „haben wir unsere Kirche zurück, so werden wir auch die andern Beschwerden erledigen können!"

„Wie soll es aber möglich werden", rief Holoduk, „da sie jegliche Gewaltthat wider uns üben? Haben sie nicht unsere nach Prag gesandten Brüder ins Gefängniß geworfen! Habe ich nicht selbst drei Monate im Weißen Thurm auf dem Hradschin gelegen, bis unsere Glaubensbeschützer, und der edle Graf Thurn zumal, uns die Freiheit wieder verschafften?"

„Auf unsere Glaubensdefensoren müssen wir hauptsächlich zählen", sagte Nechodom.

„Wenn sie nur Macht genug hätten!" wandte Wolodna ein; „aber jetzt geht es den Abgeordneten von Braunau, die sich zu Prag über die Schließung ihrer Kirche durch den Abt

Selander von Prossowitz beschwert haben, gerade so wie zuvor unsern Abgeordneten. Sie liegen im Weißen Thurm...."

„Daß dich!" fuhr Holoduk heftig auf. „Ist das gewiß, Wolodna?"

„Ein zuverlässiger, hochehrenwerther Mann aus Prag, den ich gestern in Teplitz gesprochen, Herr Martin Frühwein, hat es mir für gewiß erzählt!"

„Martin Frühwein, der gelehrte Rechtsbeistand unserer Stände? Der kann nichts Falsches darüber aussagen", bemerkte Rechodom kummervoll.

„Man sollte mit Streitkolben und Schwertern dreinschlagen", rief Holoduk ereifert.

„Nein, ernst und fest, aber friedlich müssen wir verfahren", entgegnete Rechodom. „Wehe Dem, der das Schwert zieht! Er soll durch das Schwert umkommen!"

„Wenn mich aber Einer drängt, daß ich mich meiner Haut wehren muß?" fragte der kriegerische Holoduk mit finstern Falten auf der Stirn. „Soll ich da mein Schwert auch nicht ziehen? Hätte ich's etwa auch nicht gegen die Türken brauchen sollen? Und diese Papisten sind ärgere Heiden als der Türke selber!"

„Gegen uns, gewiß!" pflichtete finsterblickend auch Wolodna bei.

„Lieben Brüder", bat Rechodom sanft, „lasset euch nicht durch euren Eifer hinreißen! Daß wir unser Recht ja nicht selbst zum Unrecht machen!"

„Wir gehen von der Sache ab, Freunde!" sagte Chlodzek. „Macht Ihr den Anfang, Vater Rechodom, was ist Euer Rath? Welchen Schritt haltet Ihr für den zweckmäßigsten, daß uns unsere Kirche sobald als möglich wieder geöffnet werde? Daß wir das Weihnachtsfest feiern können am Altare des Herrn?"

„Ich würde anrathen, daß wir nochmals eine Botschaft nach Prag sendeten", erwiderte Nechodom; „allein nicht zum Erzbischof, sondern zu dem würdigen Kanzler Wenceslaus Budowa von Budowicz, oder zum Herrn Grafen Mathias Thurn, daß einer von ihnen oder unsere gesammten Glaubensbeschützer sich unserer Sache beim Erzbischof annähmen!"

„So meine ich auch", stimmte Wolodna bei.

„Ich bin's zufrieden", sagte Holoduk, „allein es wird uns wenig helfen! Seit Thurn gegen die Wahl des Erzherzog Ferdinand zum böhmischen Könige gestimmt, gilt und vermag er nichts mehr!"

„Sie scheuen doch sein Ansehen", meinte der Pfarrer.

„Glaubt Ihr? Haben sie es gescheut, als sie ihm das Burggrafenthum von Karlsstein genommen haben?" fragte Holoduk.

„Von welchem hohen Amte in der Landordnung Böhmens geschrieben steht", nahm Johann Herbeck, der bisjetzt geschwiegen hatte, das Wort, „daß nicht Menschenwort, sondern nur der Tod es demjenigen Magnaten entreißen dürfe, dem es gesetzlich gegeben worden. — Dem Statthalter, Freiherrn Borzita von Martiniz, dem blindeifrigen Katholiken, dem sie es gegeben haben, werden sie dieses Gesetz wol halten!"

„Gerade der ist unser Hauptfeind!" eiferte Holoduk; „und in solcher Leute Hände können sie nicht Macht genug legen. Wär's nicht genug, daß er und Slawata, und Andere ihres Sinnes, sieben Katholische gegen drei unsers Glaubens, kaiserliche Statthalter sind?"

„Slawata!" sagte Wolodna mit tiefer Stimme vor sich hin.

„Ich weiß wohl, alter Wolodna", wandte sich Holoduk

zu ihm, „weshalb Ihr seinen Namen mit Seufzen nennt. Er treibt und hetzt beim Erzbischof, daß der Euch nicht die Erlaubniß zur Heirath Eurer lieben Tochter Therese mit dem wackern Xaver geben soll! Ich weiß auch weshalb! Weil er behauptet, Euer Vater sei Leibeigener seines Schwiegervaters, des Herrn von Neuhaus zu Chlum und Koschenberg, gewesen, und von Rechtswegen müßtet Ihr es auch sein. Ist denn dem so?"

„Mein Vater", antwortete Wolodna, „war freilich dem Herrn von Neuhaus unterthänig, allein derselbe hat ihm gestattet, sich hier im Erzgebirge anzusiedeln, als Lohn dafür, daß er ihm auf der Jagd das Leben gerettet mit eigener Lebensgefahr. Es ist aber versäumt worden, das Schriftliche darüber auszufertigen. Das ist nun über dreißig Jahre her, und erst jetzt macht der Herr von Slawata seine Ansprüche auf mich geltend!"

„Weil er die Herrschaften Chlum und Koschenberg angeheirathet hat mit der Tochter des alten Herrn von Neuhaus?" sagte Holoduk halb erklärend, halb fragend.

„Nicht weil er sie angeheirathet hat", antwortete Wolodna, „sondern weil er, um der Heirath willen sich von unsern Glaubensgenossen getrennt hat und zu den Katholischen übergegangen ist. Er will uns wieder unter seinen Gerichtszwang haben!"

„Damit er Euch auch mit Hunden in die Messe hetzen könnte!" rief Holoduk erbittert aus. „Ich dächte, er müßte genug haben an dem Zwang, den der Herr Erzbischof an uns Allen und Euch mit übt!"

„Ist dem wirklich so?" fragte Johann Herbeck, der gleich den andern Versammelten, denen diese Lage Wolodna's unbekannt war, dem Gespräch mit Staunen zugehört hatte.

„Es ist so!“ nahm der alte Nechodom das Wort. „Zufällig hat der Herr von Slawata den Aufenthalt unsers Freundes Wolodna hier im Erzgebirge erfahren und daß er als Forstmann im Dienst des Herrn Erzbischofs ist. Slawata, so scheint es, hat sich mit diesem verständigt und sie gebrauchen jetzt die Versagung der Erlaubniß zur Heirath als ein erstes Mittel, unsere Glaubensbrüder und mich selbst zu bedrängen. Allein nicht unsere eigenen Sachen, wie schwer sie auf uns lasten, dürfen wir hier verhandeln, sondern die Sache aller unserer Brüder. Ich bleibe bei meinem Vorschlag. Es müssen noch einmal Abgeordnete nach Prag gesendet werden, aber zu einem unserer Defensoren.“

„Ich stimme dem bei“, meinte Chlodzek und sah sich im Kreise um; Niemand widersprach.

„Ich will dem nicht entgegen sein“, nahm Holoduk wieder das Wort. „Allein ich bleibe dabei, es wird uns nichts helfen. Bedenkt nur, wie es zu Neu-Straschitz ergangen ist; so wird es auch uns ergehen!“

„Was ist zu Neu-Straschitz vorgegangen? Das ist mir nicht bekannt geworden,“ fragte Nechodom.

„Es war vor drei Jahren“, sagte der Pfarrer, „als Ihr so schwer krank laget, lieber Vater!“

„Ja, in den sechs Monaten mag Manches geschehen sein, was ich nicht erfahren habe! Könnt Ihr mir's in kurzem mittheilen?“

„O ja, ich kenne die Sache actenmäßig“, nahm Herbeck das Wort; „Neu-Straschitz gehört zu Schloß und Amt Bürglitz, und Bürglitz ist, wie Ihr wißt, ein landesherrliches Amt. Darum hatte der Erzbischof Lohelius die Aufsicht über die Kirche. In Straschitz nun hatten die Einwohner einen Pfarrer, David Kochan, der von dem utraquistischen Unterconsistorium ordnungsmäßig eingesetzt und

geweiht war. Den wollte der Erzbischof Lohelius nicht dulden, und drang in die kaiserlichen Statthalter, den Flecken zu zwingen, daß er seinen Pfarrer vom Amte entsetze!"

„Unglaublich!" rief Nechodom aus.

„Die Einwohner sandten Abgeordnete zu ihm —"

„Die wurden gut aufgenommen!" unterbrach Holoduk.

„Es war auch eben um die Weihnachtszeit. Statt der Bitte zu willfahren, erzwang es Herr Lohelius, daß die Bürger von Straschitz in feierlicher Gesandtschaft den katholischen Priester Andreas Molitoris, den er ihnen bestimmt hatte, selbst einholten und bei sich einführen mußten!"

„In einem vierspännigen Kutschwagen mußten sie ihn im Triumph in den Ort führen, wie einen Fürsten oder König!" vervollständigte Holoduk empört.

Nechodom wiegte misbilligend sein bekümmertes Haupt.

„Das hat weder Thurn noch ein anderer Defensor hindern können!" fuhr Herbeck fort. „Die Straschitzer haben vielmehr, weil sie dem katholischen Priester, der sie und ihren Glauben fortwährend schmähte, endlich die Kirche schlossen, ihre besten Gerechtsame verloren, und Etliche sind ausgetrieben worden in die Verbannung. Und den Priester mußten sie behalten und haben ihn noch!"

„Und Besseres haben wir auch nicht zu hoffen", rief Holoduk voller Unwillen, „wenn wir wiederum Abgesandte schicken und uns auf Bitten legen!"

„Allein, lieber, muthiger Holoduk", entgegnete Nechodom sanft, „wisset Ihr einen bessern Rath? Ihr seid mir im Alter der nächste hier in dieser Versammlung; im Rathertheilen seid Ihr mir vielleicht voran. Gern will ich Euch folgen!"

„Nein, Vater", antwortete Holoduk warm, „bessern Rath weiß ich nicht, wo es sich um Worte handelt. Aber

ich fühle mich noch frisch und muthig genug, mit der Klinge dreinzuschlagen. Und Anderes wird uns doch nicht helfen!"

„Damit aber könnten wir uns in das allertiefste Unheil stürzen", antwortete Rechodom ernst.

„Möglich! Aber ich habe die Geduld verloren!" rief er unmuthig auffahrend.

„Laßt uns ruhig weiter berathen", besänftigte Chlodzek den Aufgeregten. „Der Majestätsbrief des Kaiser Rudolf ist unzweifelhaft für uns!" sagte er mit Nachdruck. „Er besagt ausdrücklich, daß wir nicht nur unsere alten, wenngleich früher katholischen Kirchen, zu unserm Gottesdienst behalten, sondern auch zu jeder Zeit uns neue erbauen dürfen. So muß man uns doch endlich unser Recht gewähren."

„Sie wenden aber ein", antwortete einer der Gemeindeältesten, „daß der Majestätsbrief durchaus nicht den Unterthanen der Geistlichkeit, sondern nur den evangelischen Ständen solche Gerechtsame geben wolle und dürfe."

„Das ist falsch", sagte Herbeck trocken.

„Das war", erwiderte gleichzeitig der Pfarrer, „nur die Antwort des Erzbischofs auf die Klagschrift in unserer Sache, welche unsere Glaubensbeschützer an die Statthalter gesandt hatten, die sie hinwiederum dem Bischof mittheilten!"

„Der Kaiser", fiel Holoduk ein, „hat zu Brandeis dem Grafen Thurn die nämliche Antwort gegeben. Sie sind also Alle eines Sinnes!"

„Der Graf", antwortete Herbeck, „hat aber die Antwort schriftlich verlangt, und da hat man sie ihm klüglich nicht gegeben. Denn der Majestätsbrief besagt wörtlich, ich weiß die Stelle auswendig:

„«Jeder utraquistische Freiherr und Ritter, und die utra-

quistischen Einwohner Prags und der andern landesfürstlichen Städte», bemerkt das wohl, denn darauf kommt es an, «sollen berechtigt sein, nicht nur die Kirchen, die sie bisher inne gehabt, zu behalten, sondern auch sich neue zu jeglicher Zeit in Städten, Marktflecken und Dörfern zu erbauen und sie zum Gottesdienste benutzen zu dürfen.» Also auch die Einwohner der landesfürstlichen Marktflecken; Klostergrab aber ist ein landesfürstlicher Marktflecken. Denn alle der Geistlichkeit unterthänigen Orte sind nach Böhmens Landordnung Besitzthum des Königs von Böhmen; das heißt, der König von Böhmen kann jeden Ort, der der Geistlichkeit zugewiesen ist, zu jeglicher Zeit wieder in völliges Kammergut verwandeln. Kein geistlicher Oberherr darf irgend etwas davon verkaufen, verpfänden, verschenken, und wo es geschehen, ist solcher Act ungültig. Wir wohnen also in einem landesfürstlichen Marktflecken, und dürfen uns folglich unsere Kirche zu unserm Gottesdienste erbauen und sie dazu benutzen. Was der Erzbischof auf unsere Klage geantwortet hat und was dem Grafen Thurn zu Brandeis erwidert worden, sind eitle Ausflüchte."

„So ist es!" rief Holoduk.

„Da unser Recht so klar ist, muß man es uns doch endlich zugestehen. Versuchen wir's wenigstens nochmals mit einer Botschaft", bat Nechodom.

„Wollt ihr demnach, werthe Herren und Freunde?" richtete der Pfarrer, sich im Kreise umschauend, die Frage an die Versammelten. „Es ist Niemand dagegen", sagte er nach einigen Augenblicken.

„Und wenn wir bis zum Throne unsers gnädigsten Kaisers gehen, und uns ihm zu Füßen werfen sollten", sprach Nechodom feierlich, „wir müssen jeglichen Weg des Friedens erschöpfen!"

„Wohl denn", sagte der Rathschreiber, „es sei; allein Vertrauen habe ich nicht. Der Kaiser überläßt Alles seinen Statthaltern und heißt Alles gut, was sie thun. Sie sagen, er sei nicht übelwillig gegen uns; allein er hält seines Bruders, des gnädigsten Kaisers Rudolf Willen nicht aufrecht."

„Dem ist so", stimmten Mehre bei. „In jeglicher Art und Weise sind die kaiserlichen Erlasse, die ich alle auf dem Amte gesammelt habe, wider uns gerichtet", fuhr Herbeck fort. „Die Statthalter sind es, die Se. kaiserliche Majestät dazu veranlassen, durch falsche Berichte. Erst gestern ist uns das wider die Utraquisten gerichtete Verbot des Drucks ihrer Schriften zugegangen!"

„Welches Verbot?" unterbrach Holoduk heftig.

„Ein Verbot des Bücherdrucks?" fragten Chlodzek und Nechodom fast gleichzeitig mit Staunen.

„Ihr wißt", erklärte Herbeck, „daß im Jahre 1610 Se. Majestät der Kaiser Rudolf, Gott hab ihn selig! den böhmischen Landtagsbeschluß genehmigt hatte, daß die Utraquisten des Landes jegliches Buch drucken und veröffentlichen dürften, welches unsere Glaubensbeschützer und das Consistorium genehmigt hätten. Diese kaiserliche Erlaubniß ist aufgehoben ...."

„Aufgehoben!" ertönte der unwillige Ruf durch die Versammlung. „Unmöglich! Unerhört! Wir sollen unsere Glaubensmeinungen nicht mehr bekennen dürfen!" schallte es verworren durcheinander. Alle standen auf.

„So ist es!" sagte Herbeck mit erhobener Stimme. „Es darf keine Schrift unsererseits mehr gedruckt werden, die nicht die kaiserlichen Statthalter oder Räthe zuvor genehmigt haben!"

„Das Alles hetzen unsere erbitterten Feinde, Slawata

und Martiniz, gegen uns an", brach Holoduk im höchsten Eifer aus.

„Und der Erzbischof!" tönte eine andere Stimme aus dem Tumult.

„Und solche Herren, wie der Abt Selander von Prossowitz, der die Braunauer ihre Kirche nicht bauen lassen will!" fügte Herbeck hinzu.

„Ja, sie sind in gleichem Falle wie wir! Sie sollten mit uns handeln", rief Holoduk immer glühender. „Wir sollten Alle für Einen aufstehen!"

„Freunde, meine Freunde", bat der Patriarch Nechodom, als die Versammlung immer stürmischer wurde, und erhob sich von seinem Sitz. „Freunde! Laßt uns mit Worten gegen das Wort kämpfen! Es ist eine mächtige Waffe, wenn es die Wahrheit vertritt!"

Der ehrwürdige Greis trat mitten unter die Erbitterten und erhob seine Hände gleichsam segnend und den Frieden erflehend. Es wurde wieder still, Aller Blicke wandten sich mit Ehrfurcht zu ihm.

„Je mehr ich Trauriges gehört", begann der Greis, als Alles auf ihn lauschte, „je nothwendiger scheint mir eine neue Botschaft. Ihr habt euch nicht dawider erklärt. So denke ich denn, wir sollen zum Werk schreiten. Laßt uns sogleich die Männer wählen, die wir nach Prag senden. Denn Zeit haben wir nicht mehr zu verlieren!"

„Ihr selbst", rief Holoduk, „Vater Nechodom! Vor Eurer Ehrwürdigkeit müssen Haß und Lüge schweigen!"

„Ich bin bereit, wenn meine Kraft ausdauert. Und erschöpfte sie sich auch, ich kann meine letzten Lebenstage nicht besser verwenden!"

„Vater, Vater Nechodom!" tönte es wie aus Einem Munde, und sie umdrängten ihn und küßten ihm die

Hände, das Kleid. Sie verehrten ihn gleich einem Schutzheiligen.

Plötzlich wurde die Thür heftig aufgerissen; Xaver trat hastig ein.

„Wißt ihr, daß kaiserliche Truppen anrücken?“ rief er laut. „Hier Czernig vom Wald bringt die Nachricht!“ Dabei deutete er auf einen Mann von athletischer Gestalt, im kräftigsten Alter, der mit ihm eintrat. Alle kannten ihn, denn er gehörte zur Gemeinde; er besaß einen großen Zimmerhof, der am Gebirge lag, war ein wohlhabender Mann und geachteter Familienvater.

„In einer Stunde sind sie hier!“ bekräftigte er Xaver's Aussage.

„Das Regiment Liechtenstein-Kürassiere! Es soll ein Streich gegen uns ausgeführt werden!“

„Wie denn das?“ fragte der Pfarrer bestürzt, „erzählt uns, guter Czernig.“

Czernig trocknete sich den Schweiß von der Stirn; er war halb außer Athem.

„Ich komme soeben zu Fuß von Schwatz herüber; ich habe dort Arbeit in einem der Wirthschaftsgebäude. Gestern Mittag schon war der Herr Erzbischof von Prag im Schloß eingetroffen, und gestern Abend trafen die beiden Statthalter, der Freiherr von Slawata und der Freiherr von Martiniz, Smeczanski, wie sie ihn auch nennen, ein; der Geheimschreiber, Herr Fabricius von Platter, begleitete sie. Sie waren kaum abgestiegen, als sie sich ins Gemach zum Herrn Erzbischof begaben, dort wurde bei verschlossenen Thüren bis zum späten Abend eine Berathung gehalten.“

„Ja, sie sinnen und spinnen immer Arges gegen uns“, unterbrach Holoduk den Erzähler.

„Diesmal habt Ihr gewiß Recht, Hauptmann Holoduk“,

sagte Czernig. „Ich hatte mich im Hofgebäude fleißig bei meiner Arbeit gehalten; wie konnte auch ein schlichter Zimmermann wie ich sich um Das kümmern, was die hohen Herrschaften vor hatten. Allein es war schon den ganzen Tag ein dunkles Gerücht gegangen, daß etwas im Werke sei gegen die Utraquisten im Gebirge. Ein widerwärtiger Mensch hier aus dem Gebirge, ein Strolch und Umhertreiber, der seit Jahr und Tag unsern Feinden Nachrichten zuträgt und uns verschwärzt, wo er kann, Zaloska heißt er ....“

„Ich kenne ihn“, unterbrach Wolodna, „mich haßt er besonders, weil ich ihn öfters auf Wilddiebstahl erfaßt und zur Anzeige gebracht. Doch er ist immer so gut wie ungestraft davongekommen.“

„Weil er Spionendienste leistet!“ sprach Czernig zornig.

„Laßt den Hund“, unterbrach Holoduk, „und erzählt weiter!“

„Dieser Zaloska“, fuhr Czernig fort, „hatte mich schon mit hämischer Miene verfolgt und allerlei Stachelreden geführt. «Wir könnten uns auf etwas gefaßt machen! — Sie würden bald die Augen aufreißen in Klostergrab!» Und solcher Worte mehr. Anfangs gab ich nichts darauf. Dann dachte ich: es muß dennoch etwas Arges im Hinterhalt sein, und wandte mich an den alten Kammerdiener des Herrn Erzbischofs, Paul Czerwenka, der ein genauer Freund meines Vaters gewesen ist, ob er mir Auskunft geben könne. Und von ihm erfuhr ich, daß in Bilin gestern Abend eine Abtheilung kaiserlicher Reiter vom Regiment Liechtenstein eingerückt sei, die heute früh hierher nach Klostergrab aufbrechen würden. Was sie hier sollten, wußte er nicht oder wollte es nicht sagen; aber kopfschüttelnd meinte er, etwas Gutes werde es nicht sein, wir möchten auf unserer Hut

sein. Darum machte ich mich mit dem Frühesten auf, um es euch anzusagen, bevor sie einträfen!"

„Dank dir, Bruder Czernig", sagte Holoduk herzlich, und reichte ihm die Hand. „Hast gute Wacht gehalten auf der Vorhut!"

„Was können sie wollen?" fragte Nechodom.

„Und der Erzbischof und die beiden Statthalter?" setzte Chlodzek hinzu, „kommen auch sie hierher?"

„Ich glaube nicht. Sie wollten heute wieder nach Prag zurück", erwiderte Czernig; „aber die Reiter werden bald hier sein! Als ich durch Dux kam, waren schon die Quartiermeister dort, die Andern sollten in einer halben Stunde eintreffen; es wird vielleicht nicht länger dauern, so sind sie hier!"

„Was sollen wir thun?" fragte Chlodzek sorglich. „Sollten wir wirklich etwas zu fürchten haben? Wir, die wir schon so bedrängt sind?"

„Ich hoffe ja nicht", meinte Nechodom, „was könnte für ein Grund dazu sein!"

„Die kommen nicht umsonst, darauf schwöre ich", rief Holoduk. „Wer weiß, welche Teufelei sie im Schilde haben. Das Regiment Liechtenstein ist erzpapistisch wie der Fürst selbst. Ob er dabei sein mag?"

„Schwerlich! Der Fürst war bisjetzt in Wien. Nur das Regiment steht seit diesem Herbst zu Prag und Brandeis", belehrte Herbeck.

„Auf jeden Fall, Vater Nechodom", wandte sich Wolodna zu diesem, „ist es am gerathensten, Ihr brecht auf. Wer weiß, was es hier für Händel gibt!"

„Was sollte ich alter Mann zu fürchten haben!" meinte der Greis.

„Wenn man auch Euch nichts zu Leid thun möchte, Ihr

könntet doch irgendwie zu Schaden kommen. Das Kriegsvolk ist zu roh und ungestüm. Zudem, es wird früh dunkel, der Weg ist übel. Wir hätten so wie so zeitig aufbrechen müssen; darum seht zu, daß Ihr baldigst nach Haus kommt!"

„Wollt denn Ihr bleiben, Wolodna?" fragte Nechodom.

„Sollte ich unsere Brüder verlassen in so bedenklichem Augenblick? Ihr nehmt mir schon die Tochter mit in Euer Haus, lieber Vater Nechodom, bis ich sie selbst abhole!"

„Ja, theurer Vater", bat auch der Pfarrer, „kehrt heim. Mir ahnt, hier ist nicht gut sein!"

„Und gerade dann sollte ich von Euch gehen?"

„Was könnte Euer Hiersein fruchten?" wandte Chlodzek ein. Auch Andere der Versammlung baten den Greis, in seine stille Wohnstätte am Gebirge zurückzukehren.

„Allein wie ist es mit der Sendung nach Prag?" fragte er. „Ich bin der Einzige, der sich bereit erklärt hat!"

„Wir senden Euch Botschaft; beeilt jetzt nur Eure Rückkehr nach Haus", war die Antwort Chlodzek's.

„Säumt damit nicht lange", entgegnete Nechodom. „Wir schreiben heute den zehnten. Es wäre gut, wenn wir morgen abreisen könnten, denn das Fest ist vor der Thür, und in Prag wird man uns nicht so eilig bescheiden!"

Mit diesen Worten wandte sich der Greis nachgebend der Thür zu.

Xaver hatte indessen mit Wolodna eifrig gesprochen. Er wollte, dieser solle zurückkehren zum Schutz Theresens und Nechodom's; doch Wolodna drang darauf, daß Xaver seinen Vater geleite.

„Ihr seid auch schon bejahrt, Vater Wolodna", sprach Xaver besorgt.

„Ich habe meine sechzig Jahre, aber ich bin kräftig, jeden

Wetters gewohnt", antwortete er, „ich kehre zu Fuß heim, und ich denke morgen Mittag spätestens bin ich bei Euch."

Da Xaver's Bitte fruchtlos war, verließ er das Gemach und ging hinab, um das Anschirren des Gespanns zu betreiben.

Die Berathung war aufgelöst. Die Männer kehrten in ihre Wohnungen zurück, um im Haus nach dem Rechten zu sehen, falls die Reiter in die Bürgerquartiere gelegt würden; eine Besorgniß, die sie zuerst faßten. Sie verabredeten, sich am Abend wieder beim Pfarrer zu treffen.

Als Therese, die drüben bei den Frauen im vertraulichen Gespräch weilte, erfuhr, was geschehen sei, färbte eine edle Röthe des Unwillens ihre Wange. „Gebt Acht!" sagte sie, und ihr dunkles Auge glühte, „sie wollen uns ein neues schweres Unrecht anthun! Vater", wandte sie sich mit dringender Bitte an Wolodna, „laß mich bei dir bleiben!"

„Was wolltest du hier?" sprach er sanft abweisend.

„Dir und dem Schicksal unserer heiligen Sache näher sein; ich ahne, hier wird viel Uebles geschehen!" entgegnete sie dem Vater, und faßte mit Wärme seine Hand.

„Dann wäre es dir um so besser, du bliebst so fern als möglich", antwortete Wolodna. „Es kann nicht sein!"

„Ich darf nicht?" fragte sie noch einmal; doch in einem Tone, der zugleich die Bekämpfung ihres dringenden Verlangens wahrnehmen ließ.

Wolodna küßte sie, und wiederholte sein sanftes, festes „Nein".

„Ich gehorche dir mit schwerem Herzen!" sagte sie, und wandte sich ab, ihre Bewegung zu verbergen.

Der Wagen war bereit. „Kommt denn, theurer Vater Nechodom", redete sie diesen an, und reichte ihm hülfreich den Arm. Xaver harrte schon draußen am Wagen. Der

Greis stützte sich auf Theresens Arm. Sie nahm schweigend, nur noch mit feuchtem Blick, ringsum leisen Abschied. Die Hausbewohner geleiteten Beide hinab. In liebendem Eifer umstanden sie sie unten noch am Wagen und drängten sich mit jedem möglichen kleinen Dienst hinzu, um die rauhe winterliche Fahrt minder unbehaglich zu machen. Sie zogen ihnen die Pelzkleidung sorglicher zurecht, ordneten den Sitz bequemer, halfen ihnen beim Aufsteigen. Nechodom wurde ganz hinauf gehoben.

Beide dankten nur mit liebreichen Blicken, schweigend, innerlich zu tief bewegt. Chlodzek reichte dem Greise die Hand zu einem sanften Druck.

„Seid Ihr fertig?" fragte zurückblickend Xaver, der ernst schweigend auf der Vorderbank saß.

Nechodom nickte.

„Behütet mir meine Therese wohl!" sprach Wolodna zum Wagen hinauf, als die Stiere schon angerückt hatten.

„Wie unsern Augapfel", antwortete der Greis. Xaver trieb die Stiere an. Ein plötzlicher Windstoß hob wirbelnd den Schnee empor und hüllte das Fuhrwerk in eine dichte Wolke.

Rauhere Stürme als die, welche aus dem düstern Gewölk herabbrausten, das über dem Gebirgskamm schwer dahinzog, bereiteten sich den Bewohnern seiner stillen Thäler!

Drittes Capitel.

Die Zurückbleibenden blickten dem Wagen lange nach. Sie hatten ihn noch nicht aus dem Gesicht verloren, als von der andern Seite der Straße her Trompetenstöße erschallten, die sich, durch die Ferne gedämpft, abgebrochen mit dem Sausen des Windes mischten.

„Wahrlich, da sind sie schon!“ rief Wolodna aus. „Dort biegen sie um die Ecke! Mir ist doch leichter ums Herz, daß der Greis und Therese fort sind. Vortheil ist nie dabei, mit dem Kriegsvolk zusammenzutreffen.“

Der dumpfe Hufschlag der Pferde ließ sich vernehmen; langsam, schweigend rückte der Troß an, die Straße herunter, an Chlodzek's Haus vorbei. Die Reiter trugen eiserne Pickelhauben; die Unteroffiziere mit schwarzen Roßhaarbüscheln, die Offiziere mit schwarzen Federn. Ein dunkelgrauer Mantel hüllte sie ein; wenn der Wind ihn aufschlug, sah man das gelblederne Koller und den Brustharnisch darüber. Die meisten waren aber fest eingeknöpft. Zur Seite hing ihnen ein breites, langes Schwert, mit eisernem Korb über dem Handgriff, und schlug klirrend an die schwerfälligen, faltigen braunen Stiefel, die bis ans Knie reichten. Finstre, bärtige Gesichter schauten trotzig unter dem Helm hervor.

Die Frauen zitterten beim Anblick dieser verwilderten Scharen.

„Ich kann noch nicht ahnen, was das irgend bedeuten soll“, wandte sich der Pfarrer zu Wolodna, mit dem er, etwas zurückgezogen, in der Hausflur stand. „Es hat ein Ansehen, als ob der Feind einrücke!“

„Unsere Freunde sind das auch nicht", antwortete Wolodna kopfschüttelnd.

Der Zug dauerte lange fort.

„Es scheinen sehr viele", meinte der Pfarrer.

„Das täuscht, es werden drei Cornet sein. Dort hinten seht Ihr auch schon den Schluß."

„Vorn am Rathhause halten sie. Sie stellen sich dort auf."

Die erste Abtheilung der Reiter hatte auf dem Rathhausplatz Halt gemacht; die andern rückten so auf, daß man sah, sie sollten dort in Front einschwenken. Bürger versammelten sich neugierig an den Häusern gegenüber.

„Wollen wir nicht auch dorthin?" fragte Chlodzek Wolodna.

„Ihr nicht, lieber Herr Pfarrer; laßt mich allein gehen", antwortete er, und ging die Gasse aufwärts.

Unter den Nachzüglern, die mit Handpferden der Offiziere und mit Packpferden kamen, ritt auch ein Mann, dessen Kleidung verrieth, daß er nicht Soldat war. Es war eine hagere Gestalt mit scharfen Gesichtszügen, die ein tief in die Augen gedrückter Hut halb verdeckte. Er hatte sich dicht in einen schwarzen Reisemantel eingewickelt. Hinter ihm ritt ein Diener, der gleichfalls nicht zum Kriegsvolk gehörte.

Wolodna hatte ein unheimliches Gefühl beim Anblick dieser Gestalt; der Fremde betrachtete auch ihn mit halb scheuen, halb spähend bohrenden Blicken. Er ritt vor die Rathhaustreppe, stieg ab, übergab dem Diener das Pferd und ging hinauf.

Ein Troßknecht streifte hart an Wolodna hin.

„Wer war der schwarze Herr?" fragte er den gutmüthig aussehenden Mann.

„Der dort die Treppe hinaufging? Das ist der Ge=

heimschreiber der kaiserlichen Statthalterschaft, Herr Fabricius!" war die Antwort.

„Fabricius!" rief Wolodna unwillkürlich aus. Der Name erschreckte ihn; denn er wußte, daß dieser Geheimschreiber im vertrautesten Dienst der Statthalter Slawata und Martiniz war, und daß sie ihn zu Allem, was sie durchsetzen wollten, benutzten. Auch war er schon thätig in der Verfolgung der Ansprüche gewesen, die Slawata in Betreff Wolodna's erhob.

„Das bedeutet nichts Gutes!" dachte er, und ging nachdenkend weiter.

Die Reiter saßen ab; mehre Offiziere gingen ums Rathhaus. Die Andern blieben zur Aufsicht. Von den Leuten wurden Piquetpfähle und Leinen hervorgeholt, sichtlich, um ein Lager auf dem Platze aufzuschlagen. Eine umheimliche Stille schwebte über dem Treiben der Masse.

„Wollen sie im Freien bleiben? Bei dem rauhen Wetter?" dachte Wolodna, „dann haben sie auch etwas vor, wo sie gesammelt sein müssen. Sonst würden sie sich wol in die Häuser legen!"

Auf dem Marktplatz hatte sich nicht blos neugieriges Volk aller Art angesammelt, sondern auch fast alle jene ältern Männer, die zuvor bei Chlodzek der Berathung beigewohnt hatten. Der alte Holoduk ging eifrig umher und sprach mit Vielen leise, aber lebhaft. Mit den Worten: „Gut, daß du kommst, Wolodna!" trat er diesem entgegen. „Hier wird wackerer Leute Rath und That nöthig sein! Sieht dir das nicht auch aus, als ob ein Streich gegen uns ausgeführt werden sollte? So besetzt ja nur feindliches Kriegsvolk einen Ort, wo es Kampf und Ueberfall fürchtet! Sonst hätten sie doch wol in diesem Schneetreiben und in der Kälte die Pferde in unsere warmen Ställe gelegt!"

„Es sieht freilich seltsam genug aus!“ pflichtete Wolodna bei.

„Und was mögen sie droben auf der Rathstube wollen, ohne unsere Rathmänner?“ fragte Herbeck, der gleichfalls herangetreten war.

Gruppen traten flüsternd und kopfschüttelnd zusammen. Die Männer hatten ihre Augen bald auf die Truppen, die eine finstere, schweigende Haltung beobachteten, bald auf das Rathhaus gerichtet, in welchem die obern Offiziere mit dem Geheimschreiber versammelt waren. Ein Mann in einem schwarzen Wamms trat eilig aus der Thür.

„Das ist der Rathsdiener Claus“, sagte Herbeck, der ihn zuerst bemerkte; „er kann uns vielleicht etwas erzählen!“

Er winkte ihm. Der Rathsdiener ging rasch die Stufen der steinernen Treppe herab und hinter den Reitern weg über den Platz. Er mußte dicht an den Bürgern vorbei. Neugierig umdrängten sie ihn.

„Was geht denn da droben vor, Claus“, fragte Herbeck.

„Nichts Gutes, glaube ich, Herr Rathschreiber; der Schwarzrock hat eine Schrift aufgesetzt, die Offiziere haben sie unterschrieben. Ich habe den Befehl, was an Zimmerleuten, Maurern, Schlossern und andern Bauarbeitern im Ort ist, mit ihrem Handwerkszeug hierher zu beordern.“

„Und was sollen die Leute?“ fragte Czernig, der dabei stand.

„Ich weiß es nicht!“ antwortete Claus. „Aber ich möchte Keinem anrathen, den Befehl zu versäumen; denn die (er zeigte auf die Reiter) sehen nicht aus als ob sie Spaß treiben wollten!“

„Das verstehe, wer da kann!“ sagte Holoduk verwundert.

Der Rathsdiener ging.

Da er mehre Handwerker auf dem Platze sah, sagte er diesen gleich hier, was ihm befohlen war. Sie sollten, Meister, Gesellen und Lehrlinge, mit Aexten, Beilen, Sägen, Hämmern und dergleichen sogleich vors Rathhaus kommen.

Einige gingen alsbald fort, um Gehorsam zu leisten.

Der Pfarrer Chlodzek kam jetzt auch herbei, da er die spannende Ungewißheit nicht länger ertragen mochte.

Gleich nach seinem Eintreffen öffnete sich die Rathhausthür; der Führer der Truppen nebst einigen Offizieren traten heraus. Hinter ihnen folgte ein Mann, der eine Schrift in der Hand trug; er hatte eine amtliche Tracht, doch keine kriegerische. Der Oberoffizier winkte, ein Trompeter trat zu ihm heran.

„Gebt Acht! Sie werden uns die Schrift vorlesen", meinte Herbeck.

Er hatte Recht. Der Trompeter blies ein Signal. Es wurde still. Der Mann mit der Schrift trat auf den äußersten Rand der Treppe und las mit lauter Stimme:

„Die Bürger und Bewohner des Marktfleckens Klostergrab, welche nicht ausdrücklich mit ihrem Handwerkszeug auf das Rathhaus beschieden sind, werden hiermit im Namen Sr. Majestät unsers allergnädigsten Kaisers bei schwerer Leibesstrafe aufgefordert, sich auf der Stelle in ihre Wohnungen zu begeben und allda ruhig zu verhalten!"

Die Versammelten sahen einander mit stummem Staunen an. Der Trompeter blies das Signal zum zweiten male; der Ausrufer wiederholte den Befehl.

Noch regten sich die Bürger nicht. Es entstand ein unruhiges Fragen unter ihnen: „Was soll das heißen? Was wird geschehen? Was hat man mit uns vor?" Schrecken und Entrüstung malte sich in Aller Zügen. Nur

Holoduk, Czernig, Wolodna und einige Andere zeigten mehr Staunen als Besorgniß.

Zum dritten male erschallte der Trompetenstoß; zum dritten male wurde der Befehl gelesen.

Doch die Versammelten leisteten nicht Folge. Einer wartete unschlüssig auf den Andern. Da, nachdem einige Minuten in ängstlicher Stille verstrichen waren, schwang sich der Befehlshaber der Truppen auf sein Pferd, zog den breiten Degen und commandirte:

„Aufs Pferd gesessen!" Die Leute des Befehls gewärtig, hatten sich bereits wieder an ihre Pferde begeben. Im Nu saßen alle Reiter im Sattel. Commandoruf und Trompetenstöße schallten verworren durcheinander. Plötzlich rückte ein Zug Reiter im Trabe vor, quer über den Platz gegen die Menge der Bürger an. Die meisten derselben stoben, sowie die Bewegung der Reiter begann, nach allen Seiten auseinander. Die Reiter folgten hinterdrein, Holoduk wollte nicht weichen; er rief: „Bleibt! Sie dürfen uns doch nicht niederreiten!" Doch der Pfarrer sagte: „Nein, laßt uns weichen, wider ihre Gewaltthat vermögen wir doch nichts!"

„Ja", ermahnte auch Wolodna, „folgt uns, Hauptmann Holoduk."

„Es ist unerhört!" rief der alte Kriegsmann mit der narbenbedeckten Stirn. „Ich bin vor den Türken nicht gewichen und soll hier vor unsern Landsleuten schimpflich flüchten?"

„Nicht schimpflich, Hauptmann Holoduk", sagte auch Czernig, „wir weichen der Uebergewalt. Was könnten wir für Widerstand leisten! Unerhört ist es freilich!"

Ein zweiter Zug Reiter wandte sich jetzt gegen die noch Verweilenden. „Kommt zu mir, in mein Haus",

trieb der Pfarrer hastig an. „Nach der andern Seite ist der Weg schon abgeschnitten. Ihr könntet zu Schaden kommen!“

Viele Bürger, die bisher noch unschlüssig gestanden hatten, flüchteten jetzt in der Richtung nach Chlodzek's Haus. So wurden Alle in den Strom der Flucht fortgerissen.

Wolodna faßte Chlodzek's Arm und unterstützte ihn. Holoduk, Herbeck, der riesenhafte Czernig schlossen sich hinter diesen zusammen, wie um ihnen den Rücken zu decken. Nach der andern Seite des Platzes stürzte Alles verworren durcheinander; man hörte lauten Droh- und Schreckensruf zugleich, und das dumpfe Rasseln der Hufe auf dem schneebedeckten Steinpflaster, vermischt mit dem Klirren der Schwerter und Harnische. Reiter und Bürger waren untereinandergemischt. Zugleich erhob sich der Sturmwind und fegte den Schnee zu dichtem, verdunkelndem Gewölk auf. Rasselnder Galopp tönte dicht hinter Chlodzek und seinen Begleitern. Hastig eilten sie vorwärts; doch im nächsten Augenblick sahen sie sich von Reitern umgeben und überholt, und Schwerter blitzten über ihren Häuptern. Angstruf ertönte hinter ihnen. Ein Reiter sprengte dicht an Chlodzek hin; sein Pistolenhalfter faßte des Pfarrers linke Schulter. Er stürzte zu Boden, mit dem Ruf: „Herr Jesus!“

Wolodna faßte ihn und richtete ihn empor. Czernig sprang ihm von der andern Seite zu Hülfe. In dem Augenblick sahen sie den alten Holoduk von einem Pferde niedergerissen, und nachsprengende Reiter setzten über ihn hinweg. Es war unmöglich ihm zu Hülfe zu eilen. Der wirbelnde Strudel riß Alles vorwärts. Kaum vermochten Wolodna und Czernig von Säbelhieben getroffen, blutend, mit dem betäubten Pfarrer das Haus zu erreichen und sich

in dasselbe zu werfen. Viele Bürger drangen ihnen nach, um sich aus dem Getümmel der Verfolgung zu retten.

Viertes Capitel.

„Nun gebe ich die Hoffnung auf, Vater!“ sagte Therese bekümmert, und wandte sich von dem Fenster in des alten Nechodom's Haus, an welchem sie stand und hinausgeblickt hatte zu diesem, der in seinem Lehnstuhl, nahe dem halbverglimmten Feuer im Ofen saß.

„Xaver muß aber doch zurückkommen!“ antwortete Nechodom. „Es wird ja schon ganz finster!“

„O, es ist etwas Böses geschehen“, sagte Therese, „ich habe es wol gefürchtet! Ich hätte bleiben sollen!“

„Beruhige dich, mein Töchterchen“, antwortete der Greis sanft. „Wer kann hier sagen, was das Bessere wäre! Dein Vater kann wegen der Berathung Aufenthalt gehabt haben, den er nicht voraussehen konnte.“

Der Hofhund draußen schlug mit freudigem Gebell an.

„Das ist ein Bekannter“, sagte Nechodom mit frohem Blick. Therese flog wieder ans Fenster. „Es ist Xaver!“ rief sie, und eilte hinaus vor die Thür, um ihn zu empfangen.

Wolodna, der versprochen hatte, am Nachmittag spätestens aus Klostergrab zurück und in Nechodom's Hause zu sein, war noch nicht gekommen. Xaver, welcher ihm ein Stück Wegs entgegen gegangen war, kehrte eben wieder. Er kam raschen Schritts den Hügel herauf zu dem Wohnhause.

„Du bringst den Vater nicht mit?“ fragte Therese schon von weitem mit besorglichem Ton.

„Nein, Therese“, erwiderte er, und reichte ihr die Hand zur Begrüßung; „ich bringe üble Nachrichten mit!“

Sie erblaßte. „Sprich es gleich aus, Xaver“, bat sie, „laß mich nicht in Angst!“

„Klostergrab ist von der kaiserlichen Reiterei gesperrt; es darf Niemand hinein noch heraus“, war seine Antwort.

„Und was geht drinnen vor?“ fragte Therese in höchster Spannung.

„Darüber weiß ich dir keine Auskunft zu geben. Ich war bis auf den halben Weg entgegen, da traf ich den Schmied Johann Przibram aus Graupen; der kam von Klostergrab. Er war heute früh hinaufgegangen im Geschäft, doch am Ausgang des Orts hatte eine Feldwacht gelegen, die ihn nicht hineinließ. Auch Niemand darf heraus!“

„Und weshalb das?“

„Das wußte er nicht, und weiß Niemand. Alle Ausgänge sind seit gestern Nachmittag, eine Stunde nachdem wir fort waren, abgesperrt worden!“

„Gott im Himmel! Welch ein Schicksal mag die Unglücklichen in der Stadt bedrohen!“ rief Therese. „Und werden Frauen auch nicht eingelassen?“ fragte sie hastig mit einem aufblitzenden Entschluß in der Seele.

Xaver durchschauerte es. Er zog Therese liebevoll an sich. Sie brach in Thränen aus. „Könnte ich zum Vater!“ rief sie weinend, „was wird sein Schicksal sein! O, hätte ich ihn nicht verlassen!“

Xaver wußte sich und ihr nicht Rath noch Trost zu geben. Sie gingen schweigend zum alten Nechodom hinein. Er hörte mit staunendem Schmerz die Kunde an.

„Wird denn kein Ende werden unsers Duldens!" sprach er mit einem Blick zum Himmel. „Meine Tochter", wandte er sich zu Theresen; „könnte ich dir Hülfe geben und Trost in deinem bangen Gemüth! Es bleibt uns jetzt nur das Gebet zu dem Schützer und Tröster dort oben."

Therese lehnte sich sanft an ihn; Xaver blickte starr zur Erde. Tiefes Abenddunkel herrschte in dem Gemach; lautlose Stille ringsher. Da fiel ein zitternder Silberstrahl auf des Greises Haupt; unwillkürlich blickten die in Schmerz Versunkenen auf nach dem Fenster. Der Mond schwebte leise herauf über die blaue Bergwand des Mittelgebirges und leuchtete in das Gemach. Es war, als bringe er, ein Bote des Friedens, Trost in die Brust der Bekümmerten.

„Sehet, wie der Mond so lieblich das sanfte Auge auf uns richtet", sprach Nechodom, „so sieht uns auch das Auge des himmlischen Vaters, und seine Barmherzigkeit wird uns nicht verlassen!"

„Sie wird uns nicht verlassen", rief Therese, die sich an dem Gedanken erhob mit frommer Zuversicht, und die Hoffnung kehrte in ihr jugendlich muthiges Herz zurück.

„So freundlich der liebe Mond uns in das Fenster scheint, wir wollen doch die Laden schließen", sagte Nechodom; „denn die Zeit ist unruhig, und unter den Umwohnern hier im Gebirge sind Viele, die uns übel wollen! Vorsicht ist uns nur allzu nothwendig."

Xaver ging hinaus und schloß die dichten eichenen Laden, welche die Fenster verwahrten, während Therese drinnen die Riegel vorschob. Ebenso verriegelte er die Hausthür. Denn das Haus des alten Nechodom stand einsam auf einem der vorspringenden Hügel des Gebirgabhangs. Es war aber aus starken Balken fest aufgebaut, gegen Kälte

und Hitze wie gegen äußere Gewalt gut verwahrt. Auch den Hof umschloß eine starke Mauer. Nothwendige Vorsicht in so rauhen Zeiten!

Das Feuer im Ofen, durch Therese neu angefacht, loderte hell auf und verbreitete wohlthuende Wärme und freundlichen Lichtschimmer. Therese zündete die Lampe an und setzte sie auf den schweren eichenen Tisch im Hintergrunde, dann rückte sie den Sorgenstuhl des Greises der Flamme etwas näher. Es wäre ganz behaglich in dem traulichen Gemach gewesen bei der tiefen Winterstille draußen, wenn nicht die bangen Sorgen des Augenblicks und die düstre Stimmung über die schwere Zeit überhaupt ihre finstern Schatten in das Herz der Bewohner geworfen hätten.

Und doch empfand sich die Wohlthat einer so friedlichen Zufluchtsstätte. Als Xaver wieder eintrat, lud ihn Therese mit herzlichen Worten und Blicken ein, sich zu ihr an den Tisch zu setzen.

„Ja, setzt euch, meine Kinder", sagte der Greis, „versuchen wir durch ein trautes Gespräch über unsere Besorgnisse hinwegzukommen. Wir wissen doch nun, weshalb Freund Wolodna ausbleibt. Was uns sonst bedroht, wird uns Alle treffen! Wir wollen es mit Muth tragen, und dagegen kämpfen, soviel wir vermögen!"

„Ja", sprach Xaver, dem ein muthiges Feuer und ein edler Zorn aus den Augen leuchtete. „Wir müssen dagegen kämpfen! Die Hoffnungen, die wir seit dem Erlaß des Majestätsbriefs gehegt, daß nun endlich die bittern Verfolgungen unserer Glaubensbrüder aufhören müßten, sinken mit jedem Tage tiefer ins Grab. Es bleibt nach wie vor, ja, es ist viel schlimmer jetzt!"

„Kämpfen! Ja, mein Sohn! Aber solange es möglich ist mit der Waffe des friedlichen Worts!" entgegnete

Nechodom. „Der Kampf mit dem Schwerte ist ein furchtbares Unheil! Seit zweihundert Jahren schon lastet er auf unserm Vaterlande! Seit unser großer Lehrer Johann Huß den Scheiterhaufen besteigen mußte, haben wir mit Feuer und Schwert, mit unserm Herzblut für unsern Glauben gekämpft! Allein Feuer und Schwert lösen den Zwiespalt der Gemüther nicht! Sie erweitern ihn!"

„Doch, was bleibt uns übrig?" fragte Xaver. „Ein Jahrhundert haben die Böhmen allein gekämpft; es floh dahin und wir blieben im Druck. Seit hundert Jahren regt sich nun auch das halbe Deutschland für unsere Sache, und dennoch! ..."

„Und dennoch sind wir wenig gefördert", unterbrach ihn der Vater. „Da siehst du, daß der Kampf mit dem Schwert auf diesem Felde nicht zum Frieden führt!"

„Aber läßt man uns die Wahl?" fragte Therese, die mit tiefem Antheil dem Gespräch folgte. „Haben nicht auch die deutschen Völker zum Schwert greifen müssen?"

„Und sie haben wenigstens die Anerkennung ihrer Glaubensrechte durch das Schwert errungen!" fügte Xaver hinzu.

„Leider noch nicht hinlänglich!" entgegnete Nechodom. „Ihr seht, auch dort dauert der Kampf fort. Stehen nicht die Protestanten in gewaffneten Bündnissen den Katholischen gegenüber, die evangelische Union der katholischen Liga? Seit hundert Jahren währt der traurige Kampf! Denn es war im Jahre 1517, als der ehrwürdige Doctor Martin Luther, dessen Lehre im innersten Kern ja auch unsere eigene ist, seine Glaubenssätze an die Pforte der wittenberger Kirche schlug. Und jetzt schließt sich in wenigen Tagen das Jahr 1617!"

„Freilich, freilich! Und, es ist leider wahr, unablässig

gährt seitdem der Hader und Zwist in Deutschland wie in Böhmen", gab Xaver zu. „Allein nur, weil die Bedrückungen und Verfolgungen fortdauern trotz aller Verträge und Verbriefungen!"

„Und hier in Böhmen ist der Druck doch gewiß noch viel schwerer, weil unser eigener König ihn übt durch seine Stellvertreter und Statthalter", meinte Therese. „Wie hassen uns dieser Slawata, dieser Martiniz!"

„Und wenn Slawata nicht ein Abtrünniger wäre!" rief Xaver erbittert aus. „Glaubst du denn, Vater, daß er wahrhaft seinen Glauben geändert hat?"

„Ich will ihn nicht verurtheilen, denn ich kann nicht in sein Herz blicken, wie der Allmächtige!"

„Und weshalb muß er uns so erbittert verfolgen?" fragte Therese. „Wären wir wirklich auf dem Pfade des Irrthums, Mitleiden, Erbarmen müßte doch Einer mit uns haben, der dieselben Irrwege gewandelt wäre, nicht Haß und Ingrimm?"

„Das scheint freilich von einem bösen Bewußtsein zu zeugen", sagte Rechodom; „doch Gott allein schaut die Wahrheit!" setzte er begütigend hinzu.

Es trat ein Schweigen ein; Jeder versenkte sich in seine Betrachtungen.

„Mein Sorgen und Hoffen ist nur auf euer Schicksal gerichtet, meine Kinder", begann Rechodom nach einiger Zeit; „euch wünschte ich einen friedlichern Lebenspfad als mir. Schon in meiner Kindheit wurde ich in die wilden Stürme gerissen. Meine Aeltern verließen Böhmen, wie ihr wißt, um der Glaubensbedrückungen willen. Wir waren oft obdachlos, durch Noth bedrängt! Doch denke ich an diese schwere Zeit mit heiligem Glück der Erinnerung!"

„An Euern Aufenthalt in Wittenberg, nicht, theurer Vater?“ fragte Therese mit Theilnahme.

„An diesen vorzüglich“, fuhr Nechodom fort. „Zwei mal habe ich als neunjähriger Knabe den großen Reformator Luther in der Schloßkirche daselbst predigen hören. Seine begeisterten Worte prägten sich mir mit Flammenschrift in mein Kinderherz. Auch seiner Bestattung wohnte ich bei mit meinen Aeltern. Unvergeßlich ist mir dieser feierliche Tag!“

Nechodom hatte den Seinigen oft schon von diesen Jugenderlebnissen erzählt, kam aber nach Art der Greise gern darauf zurück. Therese in ihrer hingebenden Gesinnung hörte ihm immer wieder aufmerksam und gern zu.

„O, lieber Vater“, sagte sie, auf seine lebhaften Erinnerungen näher eingehend, „könntet Ihr mir wol einmal wieder den schönen Becher zeigen, den Frau Katharina Luther Euerm Vater geschenkt hat? Seit meinen Kinderjahren habe ich ihn nicht gesehen!“

„Gern“, antwortete Nechodom freundlich. „Nimm ihn doch aus meinem Schrank, Xaver! Der Schlüssel liegt auf dem Tische bei der Bibel.“

Xaver öffnete den Schrank und nahm den, noch in einem besondern Kästchen wohlverwahrten, Becher heraus.

„Es ist nur ein Tafelbecher“, erklärte Nechodom, als ihn Therese mit Aufmerksamkeit betrachtete. „Allein der große fromme Luther hielt ihn hoch in Ehren als ein Geschenk seines Landesherrn, des Kurfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen. Nicht an dem täglichen Tisch wurde er benutzt, sondern nur an hochfestlichen Tagen, wo die Freude sich mit dem Ernst dankbarer Frömmigkeit verbindet. Dann ging er in die Runde an der Tafel, und Jeder, der ihn an die Lippen führte, that es mit einem ernsten, heiligen

Spruch. Auch Philippus Melanchthon's fromme Lippe hat ihn berührt, wenn dieser Freund an Luther's Seite saß! So ist er geweiht worden, und darum ist er auch mir gleich einem heiligen Gefäß!"

Therese betrachtete den Becher mit erhöhtem Antheil. „Was bedeuten diese drei Gestalten", fragte sie, indem sie drei Figuren in halb erhabener Arbeit an der Seitenwand des Kelchs bezeichnete.

„Die mit dem Kreuz in der Hand ist der Glaube, die mit dem Blumenkranz auf dem Haupte ist die Liebe, die auf den Anker gestützte die Hoffnung!"

„Den Glauben und die Liebe tragen wir wol fest im Herzen", sagte sie mit ernster Wärme, „doch die Hoffnung? . . ."

„Halte sie fest, sie ist das Eigenthum der Jugend", sprach der Greis. Therese blickte Xaver an, der neben ihr stand; er zog sie innig an sein Herz.

„Ja, wir wollen hoffen, aber auch handeln, meine Therese", sagte er. — —

So gingen den Einsamen die Stunden des Abends hin. Ihre Gespräche, ihr liebendes Verkehren untereinander waren wenigstens ein Balsam für die tiefen Wunden des Grams und der Besorgniß, an denen ihr Herz blutete.

„Ich möchte nun doch zu Bett gehen", sagte endlich Nechodom. „Ich werde wenig schlafen, das Alter schläft ja überhaupt wenig, jetzt aber zumal; meine unruhigen Gedanken werden mich wach erhalten!"

Xaver half ihm vom Sessel auf und reichte ihm den Arm, um ihn an seine Schlafstätte zu geleiten.

Plötzlich stand er still. „Das sind Männerschritte, die ich draußen auf dem Schnee höre", sagte er aufhorchend. „Es sind Mehre, die da kommen!"

Therese hörte den Schall annähernder Schritte ebenfalls. Sie flog ans Fenster und lauschte hinter den geschlossenen Läden.

„Sie sind noch wach, es schimmert Licht durch die Laden“, ließ sich draußen eine tiefe männliche Stimme vernehmen.

„Der Vater! der Vater!“ tönte Theresens Ruf in überwallender Freude.

Sie flog mit Xaver an die Thür, ihr Vater hing in ihren Armen. Mit ihm trat Czernig ein. Begrüßend wurden sie Beide umringt.

„Du trägst eine Binde, bist du verwundet?“ rief Therese, als der Schein der Lampe auf Wolodna's Stirn fiel.

„Es will nicht viel bedeuten“, antwortete Wolodna, „wir wollen Gott im Himmel danken, daß wir uns wiedersehen, daß wir hier sind!“ setzte er ernst hinzu.

„Was ist geschehen, erzähle!“ fragte Therese unruhig.

„Und Ihr seid auch verwundet, Czernig?“ fragte Xaver diesen, als er ihn näher betrachtete; „was hat es gegeben?“

„O, erzählt doch!“ bat Nechodom äußerst gespannt.

„Laßt uns setzen; wir wollen Euch Alles genau berichten“, erwiderte Wolodna.

Sie setzten sich um den Tisch. Wolodna erzählte zuerst die Vorgänge bis zu dem Augenblick, wo er sich mit Czernig und Chlodzek in dessen Haus gerettet hatte.

„O gütiger Himmel“, seufzte Nechodom, „was haben wir verschuldet, daß wir solche Mishandlung erfahren?“

„Wartet nur, Vater Nechodom“, sagte Czernig, „das war nur der Anfang!“

„Freilich, das Schlimmste, das Allerschwerste kommt jetzt erst“, begann Wolodna wiederum.

„Sobald wir im Hause waren, sperrten wir eiligst das Thor, damit nicht erbitterte Rotten aus dem Volke nachdrängten; denn es waren viele Katholische in der Masse, die danach trachteten, ihren Haß an uns zu sättigen. Einige der Unsrigen waren mit hineingeflüchtet. Mehre durch Säbelhiebe verwundet oder sonst beschädigt, weil die Reiter sie niedergeritten hatten. Der Pfarrer blutete an zwei Stirnwunden; ein Säbelhieb hatte ihn gestreift, die andere war von dem harten Fall auf den Boden!“

„Und du auch, Vater?“ fragte Therese.

„Meine Verwundung ist unbedeutend, wir Alle sind noch glücklich genug gewesen!“ antwortete er.

„Wir fragten uns nur bange, was eigentlich gegen uns geschehen solle? Draußen tobte das Getümmel noch eine zeitlang fort. Dann ward es still. Die Straßen, der Kirchplatz waren menschenleer. Nur düstre Reiterpatrouillen ritten hin und her. Nach etwa einer Stunde kam ein Zug von Leuten mit Aexten, Brechstangen und anderm Werkzeug vom Rathhaus her gegen die Kirche zu. Viel Volks, lauter Bischöfliche, begleitete ihn zu beiden Seiten und wälzte sich nach. Vor der Kirchthür sammelte sich die Masse an. Wir konnten nicht genau sehen, was vorging; doch mußte die Thür, die sie uns drei Jahre versperrt haben, wol aufgeschlossen worden sein; denn sie öffnete sich und die wild lärmende Volksmasse drang hinein!“

„Himmel, welch eine Entweihung des heiligen Orts!“ rief der Greis erschüttert.

„Geduldet Euch nur, Vater Nechodom“, sagte Czernig finsterblickend. Ihr werdet bald noch anders staunen!“

„Alsbald hörten wir von drinnen heraus ein krachendes Getöse, als breche das Gebälk ein; wildes Geschrei und Jauchzen drang zu uns herüber! Wir fingen an zu

ahnen, was geschehen! Jetzt stürmte eine Rotte Volks aus der Kirchenpforte wieder heraus; an ihrer Spitze erkannten wir den hämischen Buben, den Zaloska. Er hielt etwas Glänzendes hoch in Händen, wir sahen, daß es unser heiliger Kelch war! Der Verruchte warf ihn auf die Gasse und trat mit Füßen darauf! «Die Ketzer haben ihn entweiht», schrie er, «zertretet ihn!» Und die ganze Schar brüllte ihm nach."

Nechodom bebte vor Schauder; starr gefesselt standen Therese und Xaver.

„Und diese That des Abscheus vollführten sie!" fuhr Wolodna fort. „Wir sahen es mit eigenen Augen! Das heilige Gefäß wurde in den Koth geworfen und die Wüthenden zerstampften es mit den Füßen*), während die Andern die Lüfte mit ruchlosem Geschrei erfüllten!"

Der Greis hatte keine Worte; er bedeckte nur das Antlitz mit beiden Händen.

„Hört weiter", hub Wolodna wieder an. „Das rasende Zerstörungswerk begann jetzt von allen Seiten. Ein zweiter Haufe schleppte unsere Altardecke heraus; sie wurde in Stücke zerrissen! Immer größere Volkshaufen sammelten sich und schrien: «Zerstört den ganzen Ketzertempel! Reißt ihn nieder!» Sie stürmten wieder in die Kirche zurück, das draußen zusammengelaufene Volk gesellte sich zu ihnen. Jetzt sahen wir, daß Werkleute auf das Kirchendach hinaufstiegen vorsichtig mit Seilen um den Leib, welche die drinnen hielten, damit sie nicht herabstürzten. Sie kletterten hinauf bis zum Kreuz und schlangen gleichfalls Seile um dieses. Einer riß die Wetterfahne heraus und schleuderte sie hinab, daß sie klirrend auf das Pflaster niederfiel. Das Kreuz

---

*) Historisch.

suchten sie vorsichtig herabzunehmen. Während dessen schallte im Innern der Kirche furchtbares Getümmel und Getöse. Ein Krachen von Beil- und Axtschlägen drang durch das Geschrei der Menge zu uns herüber. Sie zertrümmerten drinnen die Stühle und warfen die Trümmer hinaus auf die Gasse.*) Weiber und Kinder rafften sie auf und schleppten sie in ihre Häuser zum Verbrennen. Die Werkleute droben fingen an das Dach abzudecken; die Schieferplatten prasselten auf die Straße hinunter! Mit schweren Aexten hieben sie auf das Gebälk des Dachstuhls ein! Es war sichtbarlich, das Gebäude sollte bis auf den Grund zerstört werden!"

„Aber um des heiligen Namen Christi willen, wie durften sie das wagen?" rief der zitternde Greis Nechodom aus! „Gibt es denn nicht menschliche, nicht göttliche Gerechtigkeit mehr? Ließen denn die kaiserlichen Kriegsleute diese Verbrechen des wilden Volks ungehindert zu?"

„Ob sie sie zuließen?" fragte Wolodna bitter; „sie beschützten sie! Erst als die Nacht anbrach und die Ruchlosen ihr Werk bei Fackelschein fortsetzen wollten, schritten die Soldaten ein. Denn der Sturm trieb die Funken der Fackelbrände hoch in die Luft; sie wirbelten mit dem stäubenden Schnee zugleich um. Sie hätten sich wol wenig aus dem Brande der Kirche gemacht, aber die Häuser der Katholischen wären nicht feuerfester gewesen als die unserer Brüder. Darum wehrte die Mannschaft dem Fortgang der Zerstörung. Die Kirche wurde mit Mannschaft besetzt und Posten ringsum ausgestellt!"

„O diese schwere That ruft laut zum Himmel!" sprach Nechodom im tiefsten Schmerz aufblickend hin.

---

*) Alles historisch.

„In später Abendstunde", erzählte Wolodna weiter, „schlich sich Herbeck, der Gerichtsschreiber, zu uns. Der erzählte uns erst, daß vor dem Rathhaus, nach dem ersten Befehl, der uns auffoderte, auseinander zu gehen, eine zweite lange Schrift vorgelesen worden war, in der seitens der kaiserlichen Statthalterschaft bekannt gemacht wurde, daß der Herr Erzbischof Lohelius befugt sei, die wider alles Recht auf dem Grund und Boden des Erzbisthums erbaute Kirche zu zerstören, nachdem der Unfug der Ketzerei auch nicht durch dreijährige Schließung des Gebäudes gehemmt worden sei!"

„Sollen wir denn mit Gewalt abtrünnig von unserm Glauben gemacht werden?" rief Nechodom im edlen Feuer des Zorns, der seine bleichen, gefurchten Wangen röthete, aus. „War das der Sinn, in dem sie uns die Kirche schlossen?"

„So scheint es", sagte Wolodna. „Laßt mich zu Ende berichten. Die Nacht verging uns unter Schrecken, Sorgen und Gebet. Es wagte sich Niemand aus dem Hause, denn die Katholischen, von wilden Anstiftern gehetzt, fielen über unsere Brüder her, wo sie sich vereinzelt blicken ließen. Sie hielten sich daher in Häusern verschlossen. Endlich brach der Morgen an. Da erfuhren wir, daß alle Ausgänge des Orts besetzt seien von den Reitern. Es durfte Niemand heraus noch hinein. Sie mochten wol fürchten, daß unsere im Gebirge und sonst in der Umgegend zerstreut wohnenden Brüder Nachricht erhielten und uns zu Hülfe kämen!"

„Allein wie erfuhrt Ihr selbst, was vorging?" fragte Xaver.

„Wir hielten treu zusammen", antwortete Czernig. „Ueber Gartenzäune und Hofmauern kletterten unsere Freunde zu-

einander. Einer sagte dem Andern, was er gesehen, was er gehört hatte. Auf der Gasse, einzeln vollends, durfte sich Niemand von uns zeigen, ohne daß die Erzbischöflichen ihn gemishandelt hätten. Der Hund Zaloska wollte auch seinen Haß sättigen. Auf mich besonders hatte er es gemünzt, weil ich ihm öfters mit meinen Fäusten gezeigt habe, was ich von ihm halte!. Ich habe ihn drei mal vom Gehöft gejagt!"

„Und auf mich hat er's auch", setzte Wolodna hinzu, „weil ich ihn als Wilddieb abgefangen habe!"

„Und schützten euch unsers eigenen Kaisers Leute nicht gegen die Wüthenden?" fragte Nechodom.

Wolodna schüttelte den Kopf. „Sie sahen nicht, was vorging. Es wäre uns vielleicht noch übler ergangen, nur daß sie wol an unsere Defensoren dachten und deshalb Scheu hatten."

„An sie müssen wir uns jetzt zwiefach dringend wenden", sprach Nechodom. „Nun müssen wir nach Prag!"

„Das wäre jetzt eine üble Zeit, Vater", sagte Wolodna. „Holoduk hat Recht. Die Defensoren haben nicht Macht, uns zu schützen. Wir werden wie die Abgesandten von Braunau in den Weißen Thurm geworfen!"

„Wie? Wir, die wir die Mehrzahl in Böhmen bilden, sollten so unterdrückt sein?" rief Xaver zornfunkelnden Auges.

„Nein, das dürfen wir nicht ertragen, Vater!" sagte auch Therese mit stolz gehobenem Haupt, und das Feuer ihrer Seele blitzte aus den thränenfeuchten Augen. „Denn lieber den Tod erdulden als solche schmähliche Gewaltthat!"

„Wir wollen reiflich prüfen", erwiderte Nechodom, „und dann vor keinem Opfer zurückschrecken. Doch sagt uns weiter, lieben Freunde, wie ist es euch gelungen, hierher zu kommen?"

„Heute den Tag über hielten wir uns still im Hause des Pfarrers. Das wenigstens hinderte die kaiserliche Mannschaft, daß die Rotten uns nicht in die Häuser brachen. Wir brachten traurige Stunden zu, denn die Zerstörung unserer Kirche begann mit Tagesanbruch aufs neue. Jetzt nicht mehr im Tumult der Wüthenden, aber dafür ganz regelmäßig in voller Ordnung. Das Kreuz war herabgenommen, der Kirchthurmknopf auch."

„Den haben sie gleich der katholischen Kirche geschenkt, und den Altar und Beichtstuhl soll sie auch bekommen"*), fiel Czernig ein. „Das zertrümmerte Holzwerk, das die Bürger erst in ihre Häuser schleppten, hat der katholische Pfarrer in Anspruch genommen. Es wird ihm schon zugetragen und zugefahren zum Verbrennen!**) «Das Holz ist gut, um Fastenspeise dabei zu kochen», spotteten die Zerstörer."

„Doch, wie kamt ihr fort?" fragte Nechodom abermals.

„Als es dunkel wurde, stiegen wir im Pfarrgarten über die hintere Mauer; von dort läuft ein enges Gäßchen zwischen Gärten und Feld aus; das war unbewacht. So erreichten wir das Freie und wanderten unter dem Schutze der Dunkelheit zu Fuß hierher."

„Gott sei gelobt!" rief Nechodom aus. „Sind andere unserer Freunde zu Schaden gekommen?" fragte er nach kurzer Pause.

„Hauptmann Holoduk hat, indem er fiel, einen Säbelhieb über sein altes Haupt bekommen, doch ist er zum Glück nur leicht verletzt. Von Andern weiß ich nichts."

---

*) Historisch.

**) Historisch.

Es traten einige Augenblicke tiefen Schweigens ein.

„Morgen", nahm Wolodna das Wort wieder auf, „wollen wir nach Hause! Doch diese Nacht, guter Vater Nechodom, müßt Ihr uns schon noch Beide beherbergen!"

„Ich könnte auch wol noch heute nach Hause", sagte Czernig, der eine Stunde weiter im Gebirge sein Gehöft hatte.

„Nein, Ihr dürft nicht", erwiderte Xaver, und faßte seine Hand. „Die Wege sind tief verschneit und vom Sturm verweht! Wir haben ja gutes Obdach für Euch!"

„Versteht sich, lieber Freund, daß Ihr unter meinem Dache bleibt", bat auch Nechodom. „Könnte ich Euch und uns Allen nur für unseres Lebens Dauer eine Stätte des Friedens sichern! Aber wo wäre dazu Hoffnung für uns in Böhmen!"

„Wir dürfen die Hoffnung noch nicht aufgeben, Vater Nechodom", entgegnete Wolodna; „im Frühjahr wollen die Glaubensbeschützer eine Versammlung aus den utraquistischen Ständen aller Kreise Böhmens nach Prag ins Carolinum berufen, wie mir Herr Martin Frühwein in Teplitz erzählt hat. Da wollen sie jede Kraft einsetzen, daß der Majestätsbrief ferner nicht mehr verletzt werde."

„Gebe Gott, daß ihr Vorhaben gelingt", sagte Nechodom. „Auch wir wollen das Unsere redlich thun! Jeden Tag bin ich bereit, nach Prag zu gehen, sobald ihr euch darüber geeinigt habt, daß es fruchten könne! Ich fürchte nichts; meine Tage sind gezählt; mein Trachten ist nur, daß ich die wenigen, die mir der Himmel noch läßt, für unsere heilige Sache verwenden kann!"

„Jetzt aber fruchtet eine Botschaft nach Prag nichts mehr", entgegnete Wolodna, „sie muß aufgeschoben werden bis zur Versammlung. Unsere niedergerissene Kirche

können wir nicht mehr retten. Die Nachricht von ihrer Zerstörung wird von selbst und mächtig nach Prag dringen!"

„Sie wird alle Gemüther aufstacheln", rief Xaver.

„Die brüderlich gemeinsame Weihnachtsfeier, auf die unsere Gemeinde hoffte, liegt unter Trümmern begraben", sprach Nechodom feierlich. „Gib du o gütiger Vater", erhob er die Stimme, und richtete Blick und Hände aufwärts, „daß das heilige Osterfest, das Fest der Auferstehung des Herrn, auch das Auferstehungsfest unserer Gemeinde werde zu ungehemmter, freier Ausübung ihrer Andacht!"

Das waren die heißen Wünsche und Hoffnungen der Bedrängten.

Zweites Buch.

Fünftes Capitel.

In einem gewölbten Gemach, dessen Wände ringsum bis zur Decke hinan von aufgestellten Büchern und aufgehängten großen Landkarten bedeckt waren, und in dem Erd- und Himmelsgloben, mathematische Instrumente, die auf großen Tischen standen, und sonst vielfache andere Gegenstände sich befanden, die von der gelehrten Thätigkeit des Bewohners zeugten, saßen zwei Männer im eifrigen Gespräch miteinander. Der eine mochte, wie sein weißes, aber reiches Haar kundgab, gegen siebzig Jahre zählen; doch verriethen Züge und Haltung noch eine rüstige männliche Kraft. Das edle Antlitz, voll Würde und Sanftmuth, mußte jedes Herz gewinnen; das feurige Auge verkündete die Ueberlegenheit des Geistes, der in diesem Haupte wohnte. Es war der Kanzler und kaiserliche Rath, Freiherr Wenzel von Budowa auf Budowitz, der Bewohner des Hauses, ein Mann von tiefer Gelehrsamkeit, reicher Lebenserfahrung und hoher Gesinnung.

Der zweite stand im kräftigsten Mannesalter; seine Miene zeugte von Hochsinn und Sanftmuth zugleich. Es war der Statthalter der Oberlausitz, Graf Joachim Andreas von Schlick.

„So werden also alle Provinzen einig sein, theurer Graf“, sagte Budowa, und ein freudiger Anflug belebte sein ernstes Antlitz; „ich glaubte nie anders, als daß unsere Brüder in der Lausitz ebenso denken wie in Schlesien und Mähren und wir hier in Böhmen.“

„Wie könnten sie anders?“ entgegnete der Graf. „Sie erfahren dieselben Bedrängnisse, wenngleich jetzt gerade die schwereren Fälle, die unsere Sorge und Klage bilden müssen, in Böhmen vorgehen!“

„Und ich fürchte fast noch schwerere!“ entgegnete Budowa. „Der Pfarrer Chlodzek von Klostergrab war vor einigen Tagen selbst bei mir. Nunmehr, da auch in Braunau die Kirche geschlossen ist, haben die Gemeinde Klostergrab und die Brüder im Gebirge, die sich zu ihr halten, natürlich ganz die Hoffnung verloren! Ja, sie haben noch andere Besorgnisse. Die utraquistischen Bewohner der erzbischöflichen Orte und Güter bilden die Minderzahl. Bisher haben sie mit ihren katholischen Nachbarn friedlich gelebt; wenigstens in den letzten Jahren, seit Erlassung des Majestätsbriefs. Jetzt aber, seit den Ereignissen zu Klostergrab, ist der Haß gegen unsere Glaubensbrüder heftig aufgeregt, und nichts wird gespart, um die Flamme desselben zu schüren! Aufwiegler durchstreifen das Gebirge, suchen Nachbarn gegen Nachbarn in Zwist zu bringen. Man möchte wol nicht blicken lassen, daß eine Verfolgung der Utraquisten von oben her angeordnet würde, aber man sieht es doch gern, wenn sie bedrängt und in Schrecken gesetzt werden. Das sind Bekehrungsmittel!“

„Abscheuliche Hinterlist!“ sagte Schlick unwillig. „Und vielleicht ahnen diese katholischen Landleute selbst nicht einmal, daß sie gemisbraucht werden! Von selbst haßt Keiner den Andern so arg!“

„Freilich, das Gift muß gesäet werden; doch den Boden, wo es aufgeht, bietet die rohe Masse stets dar!“ antwortete Budowa, das Haupt schüttelnd. „Ich habe Chlodzek dringend gebeten, ja überall zum Frieden und zur Duldsamkeit zu reden, daß unsere Brüder nicht selbst Unvorsichtiges begehen, damit die Verfolger noch gar den Schein des Rechts für sich hätten! Allein es wird wenig fruchten, denn die Gegner arbeiten zu beharrlich. Auch Slawata ist gewiß im Hintergrunde thätig dabei, denn sein und Martiniz' Vertrauter, der Geheimschreiber Fabricius, ist häufig dort sichtbar geworden. Er hat, so scheint es, die Fäden des Netzes geheim in der Hand und sendet seine Helfershelfer aus!“

„So lange Slawata und Martiniz in der Statthalterschaft sitzen, können wir nicht auf Ruhe hoffen!“ sagte Schlick finster. „Und dieser Schleicher, dieser Fabricius, das glaubt mir, ist, wie alle dergleichen gefügige Creaturen der Macht, noch gefährlicher und erbitterter als sie selbst!“

„Zuverlässig“, fiel Budowa bei. „Martiniz und Slawata haben wenigstens eine ritterliche Gesinnung, wenn sie auch die heftigsten Zeloten gegen uns sind!“

„Ob ihre ritterliche Gesinnung Stich hält, wenn sie mit ihrem Glaubenseifer in Zwiespalt geräth“, sagte Schlick nachdenklich, „das wollen wir abwarten! Martiniz zum Beispiel hätte das Burggrafenthum von Karlsstein ausschlagen müssen, wenn er echt ritterlich gedacht hätte!“

„Thurn ist auch schwer erbittert auf ihn. Er wäre hier, doch er ist nicht in Prag.“

„Ich weiß“, antwortete Schlick, „er ist zur Jagd in Lowositz. Ich schätze Thurn, allein ich fürchte ihn auch. Er war von jeher zu leidenschaftlichen Sinnes, und jetzt

vollends, da er so erzürnt auf Martiniz ist, wozu er freilich Ursache hat! In unserer Versammlung ist er viel zu heftig gewesen! Es ist seine Weise, sich selbst ins Feuer zu reden! Er trägt hauptsächlich die Schuld, daß unser Bittschreiben an den Kaiser ein Drohschreiben geworden ist!"

„Auch Olbramowitz war für diese Fassung!" antwortete Budowa.

„Auch er ist zu ereifert, trotz seiner Jahre, und obgleich er nicht Soldat ist; einem Manne wie Thurn, der den Degen führt, hält man das leichter zugut!"

„Heftig ist Olbramowitz", gab Budowa zu; „aber auch entschlossen, redlich und ehrenhaft wie Keiner!"

„Wer wollte ihm das bestreiten? Allein sein allzu rascher Eifer ...."

Ein Diener, welcher die Thür öffnete, unterbrach hier die Worte des Grafen Schlick mit der Meldung: „Der kaiserliche Rath Herr Dworschetzki von Olbramowitz!"

„Er ist willkommen", winkte Budowa lächelnd, und wandte sich dann zu Schlick mit den Worten: „Nun könnt Ihr ihm Eure Meinung gleich selbst sagen, Graf Schlick!"

„Bei Gott, das will ich!" antwortete dieser, „denn nur Wahrheit kann unserer Sache nützen, und wir müssen zuerst aufrichtig gegeneinander sein!"

Olbramowitz trat ein. Ein Mann von über sechzig Jahren, doch seiner Haltung nach jünger; seine hohe Stirn, sein flammender Blick, sprachen die stolze Festigkeit und das Feuer seines Sinnes aus.

„Seid uns gegrüßt, Freund Olbramowitz, ich danke Euch, daß Ihr unsere vertrauliche Besprechung nicht versäumt", trat Wenzel von Budowa ihm entgegen, und reichte ihm die Hand; auch Schlick empfing ihn mit befreundetem Händedruck.

„Nun? Ihr wißt, Thurn kommt nicht!“ begann der Eintretende; Beide bejahten nur mit dem Kopf nickend.

„Er hat mir seine ganze Meinung gesagt und übertragen, ich habe Vollmacht, für ihn zu stimmen.“

„Setzt Euch, Olbramowitz“, lud ihn Budowa ein.

„Es war von Euch und Thurn hier eben zwischen uns die Rede“, sagte er mit halbem Lächeln. „Wir Beide stimmen nicht so ganz mit Euch!“

„Und wie das?“ fragte Olbramowitz verwundert, „ich dächte, es ginge uns Allen auf gleiche Weise übel, daß wir wol Alle auf gleiche Weise über unsere Lage denken müssen.“

„Das wol“, antwortete Graf Schlick ruhig; „aber nicht Alle auf gleiche Weise über die Abhülfe!“

„Nun, und was hätten wir thun sollen? Mußten wir nicht gemeinsam, ernstlichst, gerade an den Kaiser gehen?“

„Wir Defensoren wol gemeinsam“, erwiderte Schlick; „allein die Ausschreibung der Versammlung im Carolinum und die gemeinsame Berathung mit den Abgeordneten hätten wir unterlassen sollen!“

„Unterlassen?“ rief Olbramowitz, und machte eine unruhige Bewegung, als wolle er sich vom Sitze erheben, „welch ein anderes Mittel hatten wir, uns der täglich mehr überhand nehmenden Gewaltthaten zu wehren? Wir schrieben die Versammlung aus, kraft unserer Ermächtigung vom Landtage des Jahres 1609, die utraquistischen Oberst-Landoffiziere, Landrechtsbeisitzer, königlichen Räthe und sechs Abgeordnete jeglicher Kreise Böhmens zur Berathung zu versammeln!“

„Die Landordnung“, sagte der Graf ernst, „verhängt Todesstrafe über Den, welcher ohne Erlaubniß des Königs Ständeversammlungen veranstaltet — —“

„Es war keine Ständeversammlung!“ unterbrach Olbramowitz ihn lebhaft; „es war eine Versammlung unserer Glaubensbrüder. Was hätten wir denn als ihre erwählten und bestätigten Glaubensbeschützer für sie zu thun, wenn wir nicht solche Schritte auf unsere Verantwortung nehmen wollten? Nein, Freunde, wir dürfen uns nicht scheuen, die Arbeit mit dem rechten Handwerkszeug anzufassen! Das Vertrauen auf uns ist im Sinken, und nicht mit Unrecht. Es sind ihrer nur zu Viele lau oder vergeßlich geworden! Wir waren vierundzwanzig vor neun Jahren, jetzt sind wir neun!“ *)

„Es ist Mancher gestorben seitdem“, wandte Budowa entschuldigend ein.

„Drei! Aber ein Dutzend hat den Muth und Eifer verloren!“

„Ich gewiß nicht“, erhob Schlick Wort und Haupt mit edlem Selbstbewußtsein. „Doch über unsere Versammlung bin ich nicht gleicher Meinung mit Euch, Olbramowitz.“

„Laßt mich meine Meinung vertheidigen!“ rief dieser lebhaft. „Was haben unsere Schritte zuvor geholfen? Haben wir für unsere Brüder zu Klostergrab etwas thun können? Ihre Kirche ist in Trümmer gestürzt, es ist Blut geflossen! Ich weiß, es brütet dort noch viel Arges!“

Budowa machte eine Bewegung trauriger Beistimmung.

„Konnten wir die Abgesandten von Braunau nur aus dem Weißen Thurm erlösen?“ fuhr er mit steigendem Eifer fort. „Schmachten sie nicht vor unsern Augen zum Jammer der Ihrigen noch jetzt hier im Kerker? Wie lauteten die kaiserlichen Bescheide auf unsere Vorstellungen? Alles sei so recht und gut, unsere Brüder aufrührerische Ketzer, die

---

*) Historisch.

wider den Majestätsbrief frevelten! Ihr selbst, Graf Schlick, habt ja diese Antwort von den Herren Statthaltern empfangen, als Ihr ihnen unsere Schrift übergabt! Was also haben wir auf solchen Wegen für Die erreicht, die wir beschützen sollten? Die Kirche zu Klostergrab liegt im Schutt! Die zu Braunau bleibt geschlossen! Es war schon viel, daß unsere eigenen Glaubensgenossen sie nicht schließen halfen!"

„Schönfeld und Niclas Gersdorf", sagte Budowa warm, „haben ihre Pflicht ehrenhaft erfüllt!"

„Wer wollte das leugnen? Allein daß sie nicht mehr thun konnten, als die Vollziehung des ungerechten Befehls abweisen und ihn den drei Andern überlassen, das beklage ich! Die braunauer Kirche bleibt darum den Unsern nicht minder gesperrt, daß nur die katholischen Commissare, daß nur Libsteinski, Mitrowicz und Wildenow sie verschlossen und die Schlüssel hierher nach Prag gebracht haben!"

„Glaubt Ihr aber, daß unsere, verzeiht mir's, allzu heftige Schrift vom 11. März ...."

„Allzuheftig? Das ist sie nicht!" unterbrach Olbramowitz. „Welche Sprache sollten wir führen, nachdem Alles vergeblich gewesen!"

„Glaubt Ihr aber", begann Schlick wieder, „daß der Kaiser darauf hin den Befehl wegen Braunaus zurücknehmen wird?"

„Kennt Ihr vielleicht die Antwort schon, Herr Graf?" erwiderte Olbramowitz mit eigenthümlichem Ton, und sah Schlick forschend an.

„Ist sie schon hier aus Wien?" fragte Budowa lebhaft.

„Hier noch nicht!" entgegnete Olbramowitz bitter lächelnd, „aber sie wird bald dort sein!"

„Wie soll ich das verstehen? Meint Ihr unser Schrei-

ben? Das muß ja schon längst in des Kaisers Händen sein!“ erwiderte Schlick.

„Nein, Herr Graf, ich meine nur die Antwort darauf!“ sagte Olbramowitz mit Nachdruck.

„Ihr sprecht in Räthseln!“ versetzte Budowa, und blickte Olbramowitz gespannt an.

„Ich will sie Euch lösen. Diese Antwort wird hier gemacht von Slawata und Martiniz! Sie ist schon fertig! Dem Kaiser wird sie nur zur Unterschrift vorgelegt! Die Nämlichen, über die wir uns beschweren, verfassen die Bescheide wider uns! So geht's mit allen unsern Sachen!“

„Ich kann's nicht glauben“, rief Graf Schlick in entrüstetem Erstaunen.

„Ihr wißt, Budowa“, wandte sich Olbramowitz zu diesem, „daß ich immer gut unterrichtet bin von Dem, was im feindlichen Lager vorgeht. Ich bin nicht Soldat, aber ich verstehe mich doch etwas auf Feldherrnkünste und weiß zu erfahren, was der Gegner vor hat.“

„Ja, das ist wahr“, antwortete der Kanzler, indem er Schlick ansah, „unser Freund weiß immer sehr gut, was vorgeht!“

„Nun, da Ihr mir dies Zeugniß gebt“, sagte Dworschetzki, „so versichere ich Euch denn, daß unser Bescheid schon im Entwurf fertig ist!“

„Kennt Ihr ihn?“

„Wörtlich nicht; aber den Inhalt. Wir werden ab- und streng zurechtgewiesen!“

„Und das ginge von den Statthaltern selbst aus!“ rief der Graf.

„Nicht von allen; vornehmlich von Slawata und Martiniz. Herr Paul Michna und Herr Fabricius haben das Document gemeinsam verfaßt.“

„Diese ....", rief Budowa empört aus, hemmte aber das Wort, das folgen sollte.

„Allein alle diese Angelegenheiten leitet in Wien der Cardinal Clesel, der nicht so ganz unser Feind ist", wandte Schlick ein.

„Nicht so ganz wie unser künftiger König Ferdinand und sein Beichtvater zu Wien, der Herr Pater Lämmermann, aber doch genug, um unsere Feinde hier nicht zu hindern. Der Herr Cardinal wird also die Antwort, die sie sich selbst verfaßt haben, ohne Zweifel gutheißen. Genug, ihr Herren, ich beharre dabei, unsere letzte Bittschrift muß unsere letzte gewesen sein. Wir müssen jetzt zu Thaten schreiten. Darum war unsere Versammlung hier kein Unrecht, sondern sie war eine Handlung der Nothwehr. Und sie darf alle Rechte unserer Brüder in ganz Böhmen vertreten, denn sie war eine ganz allgemeine, wenn auch die zaghaften Magistrate der drei prager Städte und von Kuttenberg keine Abgeordnete geschickt haben, und wenn auch Einige von uns furchtsam oder augendienerisch weggeblieben sind. Wir müssen verfolgen, was wir begonnen haben; es muß dabei bleiben, daß wir am 21. Mai wieder im Carolinum zusammenkommen. Sollen wir, die wir die Mehrzahl in Böhmen bilden, unsern Beschlüssen nicht Nachdruck geben, nur weil unsere Gegner das Regiment in Händen haben? Soll Oesterreich, soll der deutsche Kaiser in Böhmen herrschen oder der König von Böhmen, dem die Stände des Reichs seine Rechte begrenzen? Was wir am 6. März im Carolinum beschlossen haben, ist rechtsgültig! Denkt man denn in der Lausitz nicht so, Herr Graf?"

„Im Ganzen völlig; doch gegen die einzelnen Schritte richtet sich manches Bedenken", antwortete Schlick.

„Wollen die Städte dort vielleicht“, fragte Budowa, „die Bitte in unserm Rundschreiben an sie, das die schlesischen und mährischen Städte so wohl aufgenommen haben, nicht erfüllen?“

„Es hat sich meines Wissens keine Stadt in Mähren geweigert, eine unsere Sache unterstützende Bittschrift, ganz wie das Rundschreiben darum nachsucht*), an den Kaiser zu richten“, antwortete Schlick.

„Und ich sage Euch, alle diese Bittschriften werden so wenig helfen wie unsere eigene!“ sprach Olbramowitz unmuthig. „Handeln müssen wir; des Schreibens ist genug gewesen. Sonst dürfen unsere Schutzbefohlenen uns Verräther nennen! Den Namen will ich mir nicht erwerben!“

„Das wird Keiner von uns!“ rief Schlick edel aufwallend.

„Ich komme also am 21. Mai und sollte ich allein im Saale sitzen!“ fuhr der entschlossene Olbramowitz fort. „Thurn wird aber auch nicht fehlen!“

„Wir Alle nicht“, sagte Budowa mit Wärme, und legte die Hand aufs Herz.

„Zuverlässig nicht“, bekräftigte Schlick, und stand auf; „wenn es gilt mit unserm Haupt unsere Handlungen zu vertreten, werde ich mich nicht zurückziehen. Doch gutheißen kann ich die Versammlung nur, wenn uns kein anderes Mittel bleibt!“

„Bleibt Euch ein anderes, mein theurer Graf?“ fragte Olbramowitz mit Wärme, von Schlick's adligem Sinn und Wesen ergriffen, und faßte dessen Hand, „bleibt Euch ein anderes, wenn der Kaiser alle unsere Bitten abweist und unser Verfahren strafbar, ketzerisch, aufrührerisch nennt?“

---

*) Historisch.

Graf Schlick schwieg und blickte ernst vor sich hin.

„Wir müssen uns ja schon deshalb wieder versammeln“, sagte der Kanzler ruhig, „weil unser letzter Beschluß war, daß wir die Antwort des Kaisers, die bis zum 21. Mai doch eingetroffen sein muß, gemeinsam vernehmen und berathen wollen. Was sollen wir beginnen mit dem Bescheid, falls er einträfe? Wie sollten wir die Antwort abfassen, falls es einer bedürfte?“

„Das Alles ist wahr, und die Versammlung hat guten Grund“, antwortete Schlick. „Allein man wird nicht ermangeln, unsere Absicht zu entstellen, zu verleumden.“

„Wie immer geschieht!“ warf Olbramowitz kurz dazwischen.

„Darum bitte ich Euch“, fuhr Schlick fort, „laßt uns als Defensoren eine Schrift abfassen, die, ruhiger als die letzte, unsere Gründe darlegt, weshalb wir uns aufs neue versammeln müssen. Laßt uns diese den Statthaltern übergeben und ihnen offen, amtlich damit unsere Zusammenkunft am 21. Mai anmelden.“

„Meinethalben!“ sagte Olbramowitz. „Ich bin nicht dawider. Obwol ich nichts davon erwarte. Die Statthalter werden dem Kaiser Alles in anderm Lichte darstellen, und die Herren von der Societas Jesu der Welt. Sie werden nur einen Anlaß davon nehmen, neue Verleumdungsschriften gegen uns ausgehen zu lassen!“

„Wir aber müssen unsere Berechtigung darlegen, das ist gewiß versöhnlich“, erwiderte Budowa. „Wir sind berechtigt durch den Majestätsbrief und durch den Landtagsabschied des Jahres 1609. Ich bin bereit, die Schrift aufzusetzen.

„Unter dieser Bedingung schließe ich mich allen andern Schritten ganz an“, sprach Schlick befriedigt, und bot Olbra=

mowitz die Rechte dar. Dieser nahm sie herzlich; auch Budowa reichte die Hand zum Bunde.

„Wir Drei sind also einig!“ sprach er bewegt. „Ich freue mich, daß unsere vertraute Besprechung uns zu diesem Ziele geführt hat! Wir werden einen ernsten, mühsamen, vielleicht sogar gefahrvollen Weg miteinander gehen. Da ist es die trostreichste Stütze, daß wir auch fest aneinander halten.“

„Bis zum letzten Schritt!“ sagte Olbramowitz fest.

„Bis zum Tode, wenn es sein muß!“ fügte Schlick mit erhobener Seele hinzu.

„So will ich gleich heute an die Arbeit gehen und zu übermorgen wollen wir unsere Amtsbrüder zusammenberufen zur Genehmigung und Unterzeichnung der Schrift.“

Mit diesem Beschluß trennten sie sich.

Sechstes Capitel.

In der Burg zu Prag, auf dem Hradschin, im Sitzungssaale der zehn Statthalter, welche Böhmen im Namen des Kaisers Mathias verwalteten, saßen vier derselben an der mit grünem Tuch bedeckten langen Berathungstafel beisammen. Der Präsident, Freiherr Wilhelm von Slawata, Herr zu Neuhaus, Chlum und Koschenberg, welcher in der Mitte der Tafel den Vorsitz führte; neben ihm zur Rechten der Oberstburggraf von Prag, Graf Adam von Sternberg; zur Linken der Freiherr Jaroslaw Borzita von Martiniz, Herr auf Okor und Smeczan, daher auch

Smeczanski genannt, Oberburggraf der Veste Karlsstein und als solcher der Hüter der böhmischen Krone, der Reichskleinodien und Schätze, wie der wichtigsten Landesdocumente; an seiner Seite endlich der Freiherr Diepold von Lobkowitz, Großprior des Malteserordens, ein Greis, dem schneeweißes Haar das Haupt deckte. Am schmalen untern Ende der mit Schriftstücken und Pergamentrollen in Blechkapseln bedeckten Tafel hatte der Geheimschreiber Fabricius von Platter seinen Sitz. Er war eifrig beschäftigt, die vielen Papiere, die er vor sich hatte, zu ordnen.

Außer diesen fünf Männern war Niemand im Saale. Dieser bildete ein längliches Viereck von mäßiger Größe in einem nach dem Graben gegen die Altstadt zu vorspringenden Gebäude der Burg. Daher hatte er nach drei Seiten Fenster, gegen die Grabenseite indeß nur eins; breit, viereckig. Diesem gegenüber lag die Eingangsthür, die einzige des Saals. An den Wänden hingen die Bildnisse vieler böhmischer Könige; auch des letztverstorbenen, des Kaisers Rudolf und seines jetzt herrschenden Bruders, des Kaisers Mathias. Schwere Sessel, mit rothem Sammet überzogen, standen um den Tisch; die meisten leer.

Slawata hatte ein Document von ansehnlicher Stärke in der Hand, dessen Vorlesung soeben beendet war. Unter den Anwesenden herrschte die tiefste Stille der Spannung und Aufmerksamkeit.

„Ich werde jetzt“, hub Slawata an, „die Herren einzeln um ihre Meinung bitten über diese Abfassung. Daß ich meinestheils ihr ganz beistimme, habe ich schon ausgesprochen. Allein ich will gewiß nicht dagegen sein, wenn einer der Herren eine zweckmäßige Aenderung vorschlägt. Herr Großprior, wolltet Ihr, als der Aelteste von uns, Euch zuerst äußern?“

„Ich kann diese Abfassung nicht gutheißen", sagte der Greis mit sehr ernstem Tone. „Die Beschwerde der Glaubensbeschützer, zu der sie die Versammlung der protestantischen Abgeordneten im Carolinum ermächtigt hat —"

„Diese ganze Versammlung", unterbrach Slawata, „war nicht ermächtigt, sie war eine Eigenmächtigkeit!"

„Verzeiht, Herr Präsident", entgegnete Lobkowitz ruhig, „sie war nicht so durchaus unermächtigt. Sowol der Landtagsabschied vom Jahre 1609 als der Majestätsbrief enthalten Berechtigungen . ."

„Vergebt mir, Herr Großprior", fiel ihm Slawata wiederum ins Wort, „die Berechtigungen, die Ihr meint, werden nur von den Utraquisten hineingedeutet. Sie sind nicht darin enthalten; überdies hat der Majestätsbrief als ein erzwungenes Document meines Erachtens keine Kraft. Ihr wißt, ich habe ihn nie anerkannt."

„Auch ich nicht", sagte Martiniz laut.

„Ich weiß, ihr Herren habt euch der Landtagsversammlung entzogen, welche den Majestätsbrief der Landtafel als Urkunde der Vereinbarung feierlich einverleibte", erwiderte Lobkowitz ruhig; „doch das kann hier nicht in Betracht kommen. Ich halte die Versammlung, welche die protestantischen Abgeordneten am 6. März gehalten haben, für berechtigt. Auch ihre Beschwerde ist in vielen Punkten begründet . . . . . ."

„Sie ist ein Act offenen Aufruhrs, voller Bedrohungen", fiel Slawata wiederum ein.

„Sie ist heftig gefaßt, das ist wahr", erwiderte der Großprior, „das hätte man rügen dürfen; aber man kann die Klagepunkte nicht so hart abweisen, wie es in dieser Abfassung des Bescheids geschieht." Er deutete dabei auf das Document, welches Slawata noch in der Hand hielt.

„Einige der Beschwerden sind durchaus begründet, über andere wäre die Entscheidung mindestens zweifelhaft. Deshalb sollte man in einem ruhigen, versöhnlichen Tone antworten, und jedenfalls wäre es angemessen, Sr. Majestät unserm allergnädigsten Kaiser die Antwort frei zu überlassen, nicht ihm gewissermaßen eine Vorschrift zu übersenden, wie das vorgelesene Document eine ist."

„Das Document ist nur ein Vorschlag zur Antwort, die wir hier, da wir an Ort und Stelle die Lage der Dinge am genauesten kennen, auch am geeignetsten abfassen konnten. Es dient an Stelle eines Berichts."

„Weshalb soll aber nicht wirklich ein Bericht abgefaßt werden?" fragte der Großprior.

„Das möchte ich auch fragen?" schloß Graf Sternberg sich an.

„Und laßt mich auf das Einzelne kommen", fuhr Lobkowitz fort; „ich halte es für hart und ungerecht, daß die abgesandten Bürger von Braunau hier noch immer im Gefängniß liegen."

„Es ist kaiserlicher Befehl, wider den wir nichts vermögen", versetzte Slawata.

„Der aber auf Darstellung der Sachlage durch die Statthalterschaft von Sr. Majestät erlassen ist", entgegnete Lobkowitz. „Ich billige ferner das Verfahren des Herrn Erzbischofs zu Klostergrab nicht. Es bedurfte nicht der Niederreißung der Kirche. Das mußte die Utraquisten tief erbittern!"

„Wolltet Ihr, Herr Großprior", fragte Slawata, „Euch auf Euern eigenen Besitzungen, wo Ihr das Herrenrecht als rechtgläubiger Anhänger der katholischen Kirche ausübt, von jedem beliebigen Unterthanen Kirchen seines Glaubens aufbauen lassen? Dann hörte jeglicher Schutz für

unsere Kirche auf und wir wären als ihre bittersten Feinde anzuklagen, indem wir dergleichen Misbräuche gestatteten!"

„Ich würde", antwortete der Greis mit einem ernsten Blick, „die Andersgläubigen mindestens nicht zwingen, meinem Glauben zu folgen!"

„Mit Verlaub, Herr Großprior", antwortete Slawata, der die härtesten Maßregeln gegen die Utraquisten auf seinen Herrschaften angewendet hatte, gereizt, „das würde ich für strafbare Gleichgültigkeit, für Frevel an ihrem Seelenheil halten!"

„Daß ich's kurz sage", wandte sich Lobkowitz mit festem Ton wieder zur Hauptsache, „ich bin gegen diese Antwort des Herrn Paul Michna. Und ganz dagegen, daß wir sie Sr. kaiserlichen Majestät gewissermaßen als Vorschrift unterbreiten. Ich würde für die gerechten Beschwerden der Bittsteller sofortige Abhülfe, für die zweifelhaften Untersuchung verheißen und gewähren; ihre Heftigkeit aber ihnen sanft verweisen in Erwägung, wie viel Hartes sie erduldet haben. Das ist meine Meinung."

„Ich schließe mich derselben durchaus an", sagte Graf Sternberg.

„Ich nicht", fiel Martiniz mit erhobenem Tone ein, und zog seine finstern, hohen Augenbrauen enger zusammen. „Die Fassung ist gut. Sie wird in Wien vollständig genehmigt werden. Hier heißt es herrschen oder beherrscht werden. Ein störrig Pferd, ein scharf Gebiß! Das ist meine Meinung!"

„Seid Ihr des Zügels so ganz sicher, Herr Graf?" fragte Lobkowitz bedenklich.

„Des Sporns gewiß", antwortete dieser. „Ihr seht die Dinge, verzeiht mir das, Herr Großprior, nicht ganz

richtig an. Euer hohes Alter, dem ich sonst alle Ehrfurcht zolle, macht Euch zu milde. Ich bin gewiß, daß diese Ketzer unsere Güte nur für Schwäche halten würden. Sie würden bald mit andern Forderungen hervortreten. Graf Thurn, der Alles aufhetzt, ist nicht der Mann, der Frieden will. Droht er nicht förmlich mit seiner neuen Versammlung am 21. Mai? Und was glaubt Ihr, daß er thun würde, wenn wir diese hinderten?"

„Ich glaube nicht, Herr Oberburggraf, daß Ihr sie durch eine solche Antwort hindern werdet!" entgegnete Lobkowitz.

„Wißt Ihr", hub Martiniz wieder an, „daß dem Herrn Grafen Mathias von Thurn diese Antwort vielleicht willkommener ist als eine gütige, wie Ihr sie wünscht?"

„Um so gefährlicher ist's, sie zu geben!"

„Ja, wenn man ihr nicht Nachdruck durch die That gibt? Glaubt mir, Herr Großprior, Thurn sucht nur Streit. Er hofft durch Drohungen, durch Gewalt durchzusetzen, worauf er kein Recht hat. Ich weiß, daß er sich schon jetzt auf Friedensstörung freut! Es heißt, er sei zur Jagd in Lowositz! Ich habe andere Nachrichten. Er reitet in den Kreisen umher zu seinen Freunden auf die Herrschaften und Güter, und regt Unzufriedenheit auf, wo er irgend vermag!"

„So ist es", fiel Slawata ein; „besonders im Erzgebirge, wo die heftigsten Utraquisten eingenistet sind! Ich habe zuverlässige Nachrichten von dort. Die Unzufriedenen von Klostergrab zählen ganz auf ihn."

„Das wäre wol zu erklären", sprach der Oberburggraf Adam von Sternberg; „diese Leute sind um ihre Kirche gekommen, zu deren Erbauung, soweit mir bekannt ist, auch Thurn, so gut wie Schlick, und andere Häupter

der Utraquisten ansehnlich beigetragen haben. Was ist natürlicher, als daß sich die Gemeinde an ihn wendet, der zu ihren Defensoren gehört?"

Slawata und Martiniz schwiegen.

„Und, verzeiht mir, Herr Präsident, wenn ich es gerade heraussage", nahm Lobkowitz wieder das Wort, „es geht die Rede, daß auch von Seiten der Katholischen seit der Kirchenzerstörung gehässige Aufreizung gegen die Utraquisten dort stattfindet, und daß sogar manche Andere diesem Treiben nicht fremd sind!" Er warf dabei einen Blick auf Fabricius. Dieser blätterte in den Schriften vor sich und that, als nehme er gar keinen Antheil an der Verhandlung.

Slawata bezog die letzten Worte auf sich und sagte etwas scharf: „Ihr möchtet doch wol unrichtig berichtet sein, Herr Großprior; und wenn Ihr mit den Worten «manche Andere» vielleicht auf mich deutet, da ich im Winter mehrmals in Schwatz beim Herrn Erzbischof Lohelius gewesen bin, so greift Ihr völlig fehl. Ich war nicht in meiner Eigenschaft als Statthalter dort, sondern wegen einer Privatangelegenheit, weil auf dem erzbischöflichen Gebiet sich ein Mann angesiedelt hat, ja in Dienste des Herrn Erzbischofs getreten ist, den ich als auf meinen Gütern hörig in Anspruch nehme."

Lobkowitz wollte antworten, doch der Graf Sternberg sagte begütigend: „Laßt das auf sich beruhen, ihr edeln Herren, wir kommen von der Sache ab. Ich glaube, wir thäten besser, diese Schrift nicht abzusenden, sondern einfach Se. Majestät den Kaiser um eine Resolution anzugehen."

„Gestattet mir", bat Martiniz, „noch ein Wort von Thurn zu sagen, der alle diese Sachen aufwühlt und in Gang erhält. Wenn er nicht an der Spitze der Defensoren

stände, möchte ich noch hoffen, daß wir in gelinderer Weise Ordnung erzielten. Er aber will nichts von ruhiger Schlichtung des Streites wissen. Nicht daß der Eifer für die Religion ihn so antriebe, ich glaube in dieser Hinsicht sind wir unserer Sache anders ergeben, sondern ihn treibt die Rache, die Rache gegen mich! Ihr Herren wisset Alle weshalb. Er verfolgt mich, weil ich Burggraf von Karlsstein bin; weil des Kaisers Gnade mir dieses hochwichtige Amt anvertraut hat, das er in den gefährlichen Händen Thurn's nicht länger lassen zu dürfen glaubte. Ich warne euch daher, hütet euch vor diesem Gegner! Er ertrotzt die neue Versammlung nur, um durch sie Weiteres zu ertrotzen, was wir nicht gewähren können. Nicht blos utraquistische Abgeordnete der Kreise, ihre Oberst-Landoffiziere und Landrechtsbeisitzer will er nach Prag laden, sondern er reist in den Kreisen zu seinen Freunden umher, und ermahnt sie bewaffnete Mannschaften bereit zu halten. Ich weiß, daß zur Aufnahme solcher Leute, die in allerlei Verkappungen hereinkommen werden, schon jetzt Anstalten in Prag getroffen werden.*) Seht euch also vor! Die Sprache in der Schrift der Defensoren an den Kaiser, die voller Drohungen ist, zeigt euch nur zu deutlich, daß sie, wenn man nicht gütlich gibt was sie verlangen, es fordern werden, nöthigenfalls mit Gewalt der Waffen! Lassen wir uns von ihren Worten schrecken, so verlangen sie das Ungebührlichste, zeigen wir aber Kraft und Entschlossenheit, so werden sie den Muth nicht haben, gewaltsam zu ertrotzen, was wir nicht geben dürfen! Ich bin für die scharfe Zurückweisung."

---

*) Historisch.

„Wir rufen die traurigen Zeiten der Hussiten wieder herauf!“ sagte Adam von Sternberg warnend.

„Thurn ist kein Ziska!“ warf Martiniz spöttisch hin. „Wir aber müssen etwas wagen für unsere Pflicht, in des Kaisers Namen Ruhe in Böhmen zu erhalten“, sagte er entschlossen und erhob sich von seinem Sitz.

„Wir brauchen nicht in die düstern Zeiten Ziska's zurückzublicken“, entgegnete Lobkowitz, „wir dürfen nur an die Passauer Schaaren und die blutigen Zustände vor Erlaß des Majestätsbriefes zurückdenken.“

„Da seht Ihr jetzt“, rief Martiniz, „was Ihr mit Eurem Majestätsbrief erlangt habt! Mit dem Uebermaß des Zugestandenen nicht zufrieden, fordern diese Protestanten täglich mehr! Wollt Ihr es auf Euer Gewissen nehmen, unsere heilige, allein seligmachende Kirche ganz zu Grunde zu richten? Wohl denn, thut es! Ich will lieber mein Heil diesseits, als mein Heil dort aufs Spiel setzen!“

„So denke ich auch“, sagte Slawata feierlich, und stand gleichfalls auf; „so wahr die heilige Jungfrau mir in Nöthen helfe!“ Er hob seine Hand wie zum Schwur auf.

Sternberg und Lobkowitz schwiegen.

„Wir sind zwar gleich getheilt in unsern Meinungen, Zwei gegen Zwei“, sagte der Großprior endlich, „allein Eure Stimme als die des Vorsitzenden gibt den Ausschlag, Slawata. Bedenkt was Ihr auf Eure Verantwortung nehmt!“

„Ich habe es bedacht, und übernehme die Verantwortung“, antwortete er.

„Vergesset nicht“, erinnerte Graf Sternberg, „daß wir Zehn sein sollten, daß sechs unserer Amtsgenossen fehlen, die schwerlich mit Euch stimmen würden!“

„Sie fehlen, besorge ich, hauptsächlich, weil sie ganz und gar nicht stimmen mögen“, bemerkte Martiniz. „Es

ist freilich traurig, daß in so ernsten Zeiten, wo es gilt wichtige Beschlüsse mit Gefahr zu vertreten, so Wenige sich eingefunden haben! Allein wir sind beschlußfähig."

„Das sind wir", bekräftigte Slawata, der sich wie Martiniz wieder gesetzt hatte. „Ich möchte auf meine Stimme kein solches Gewicht legen, allein Ihr wisset, daß der Herr Erzbischof Lohelius, die berathende Stimme des Herrn Paul Michna und des Herrn Geheimschreibers hier, — er blickte auf Fabricius, — sich ebenso entschieden haben. Bleibt Ihr bei dieser Ansicht, Herr Fabricius?" fragte er diesen, „auch nachdem Ihr die Bedenken des Herrn Großpriors und des Herrn Oberstburggrafen gehört habt?"

„Es ist hohe Ehre für mich", antwortete Fabricius geschmeidig, „hier in amtlicher Session, wo mir nur das Protokoll obliegt, befragt zu werden; wenn ich demnach meine consultative Stimme wiederholen darf, so verharre ich dabei, daß die gegenwärtige Fassung des Documents mir ganz die geeignete scheint, und ich für schleunigste Absendung an Se. Majestät den Kaiser stimme!"

„Es bedarf weiter der Abstimmung nicht", sagte Slawata drängend. „Der Eilbote nach Wien hält schon im Hof. Die Schrift kann sofort abgehen. Das Begleitschreiben und alles sonst Nöthige ist ausgefertigt und liegt zur Unterschrift hier. Gebt die Papiere her, Herr Geheimschreiber!"

Dieser legte die vor ihm liegenden Schreiben dem Präsidenten vor.

„Welche Hast!" murmelte kopfschüttelnd der Großprior vor sich hin; „der Eilbote schon im Sattel!"

Slawata unterzeichnete und gab die Blätter seinen Amtsgenossen zur Unterschrift an der Tafel herum.

„Wir sind überstimmt worden", sagte der greise Lobko-

witz, indem er die Feder auf den Tisch legte. „Ich will wünschen, daß die Sache einen guten Ausgang hat!“ Er ergriff sein Barett und stand auf. Sternberg, nachdem er unterzeichnet, gleichfalls. Sie grüßten stumm und verließen Beide den Saal.

Slawata und Martinitz sprachen leise miteinander, während Fabricius die Papiere zusammenfalzte und mit den nöthigen Siegeln versah. Er schellte; ein Amtsdiener trat ein.

„Gebt diese Briefe jetzt dem Eilboten; er soll auf der Stelle abreiten!“

„Gelobt sei die heilige Jungfrau, daß wir durchgedrungen sind“, sagte Martinitz. „Ich will sogleich in die Messe und mein Gebet verrichten.“

Mit diesen Worten reichte er Slawata die Hand und ging gleichfalls.

„Ich komme auch in die Kirche“, rief Slawata ihm nach.

„Nun könnt Ihr morgen wieder nach Klostergrab, Fabricius“, wandte er sich zu diesem. „Seid eifrig, es gilt den Sieg und Ruhm der Kirche. Der Lohn wird Euch nicht fehlen!“

Fabricius verbeugte sich. „Das Osterfest wird mir das Zeugniß ausstellen, daß ich nicht müßig gewesen bin“, sagte er.

„So reiset glücklich“, erwiderte Slawata und verließ gleichfalls den Saal.

In diesem Augenblick hörte man den Hufschlag eines Pferdes im Galopp auf dem Steinpflaster des Schloßhofes. Es war der reitende Bote, der die inhaltschwere Depesche nach Wien trug!

Siebentes Capitel.

Die ersten milden Frühlingstage waren erschienen. Die Felder prangten lieblich in der jungen Saat; die Bäume zwar zeigten erst schwellende Knospen, doch durchwehte schon ein süßer gewürziger Hauch die Lüfte. Der Schnee lag nur noch auf den höhern Bergkuppen; in den Thälern regte sich das sprossende Leben des Grüns.

Der alte Rechodom saß auf der Bank vor seinem Hause; neben ihm Therese. Der warme Strahl der Nachmittagssonne erquickte den Greis; doch blickte er düster vor sich hin. Therese legte sanft den Arm um seine Schultern und sah ihn mit ihren großen dunkeln Augen freundlich an. „Erheitere dich, lieber Vater!“ sagte sie. „Ich habe Hoffnung, daß der Vater und Xaver mit guter Botschaft heimkehren!“

„Du hast Recht zu hoffen, Töchterchen“, erwiderte freundlich der Greis; „die Hoffnung des Alters ist nicht von dieser Erde“, setzte er ernster hinzu; „die Jugend soll, wie ich dir ja stets sage, hoffnungsreich sein!“

„Ich bin es auch“, entgegnete sie innig, obwol der feuchte Schimmer in ihren Augen vielleicht das Gegentheil sagte.

Wolodna und Xaver nämlich waren nach Lowositz gegangen, woselbst sich eine große Anzahl böhmischer Edelleute versammelt hatte, um angeblich in der Umgegend auf den Gütern ihrer zahlreich dort wohnenden Freunde vielfach wiederholten großen Jagden beizuwohnen. Allein die Zeit der eigentlichen Jagd war schon seit länger als Monats-

frist vorüber, doch das Beisammensein der Herren und Magnaten, ihr Kommen und Abreisen und wechselndes Verkehren dauerte noch immer fort. Namentlich war der Graf Thurn schon mehrmals aus Prag dahin gekommen und befand sich eben jetzt auch wieder dort. Seinen Rath, seine Hülfe wollten Wolodna und Xaver in Anspruch nehmen, um dadurch die Erlaubniß zu der Verheirathung des Letztern mit Theresen zu erhalten, welche der Erzbischof von Prag ihnen immer noch verweigerte, unter dem Vorgeben, daß der Freiherr von Slawata Rechte über Wolodna und dessen Tochter in Anspruch nehme, über die erst völlig entschieden werden müsse. Der wahre Grund aber war der, daß er wie viele katholische Oberherren dachte, die im Eifer für ihre Kirche die Ehen, Taufen, ja sogar die Begräbnisse der nichtkatholischen Bewohner ihrer Herrschaften nach Möglichkeit, selbst mit offener Gewalt, hinderten. Nach dem Erlaß des Majestätsbriefes, der gerade gegen diese Eingriffe in die heiligsten Rechte der Menschen Schutz versprach, waren so schwere Bedrückungen eine Zeit lang unterblieben, jetzt aber begannen sie an vielen Orten aufs neue.

Wolodna wandte sich um Hülfe an Thurn, nicht nur weil dieser der mächtigste der utraquistischen Glaubensbeschützer war, und in dieser Hinsicht das allgemeinste Vertrauen genoß, sondern der bedrängte Mann hoffte auch darum auf des Grafen besondere Theilnahme, weil er ihn schon seit langer Zeit kannte, vor einer Reihe von Jahren bereits als Kriegsmann unter seinem Befehl wider die Türken tapfer gefochten hatte.

Xaver und Wolodna hatten versprochen, wenn es irgend möglich sei, noch diesen Abend zurückzukehren; denn das Osterfest fiel auf den nächsten Tag, wo die im Gebirge zerstreut wohnenden Glaubensbrüder, die keine Kirche hatten,

ihren Gottesdienst in der Wohnung Nechodom's abhalten und aus seiner Hand das Abendmahl empfangen wollten, da er, wie lange schon er sein Amt als Pfarrer niedergelegt, doch für sie noch immer die volle Würde des Priesters hatte. — Schweigend, von tief bewegenden Gedanken erfüllt, saßen Nechodom und Therese und blickten in die Landschaft vor ihnen hinaus, nach der Richtung, von wo sie die Ihrigen zurückerwarteten. Der Abend schimmerte golden auf das von sanften Hügeln und Thälern durchschnittene Gefilde, an dessen fernem Rande sich das blaue, kuppenreiche Mittelgebirge mit beiden stolzen Häuptern des Milleschau erhob. Die Sonne trat schon hinter den Rücken des Erzgebirges und warf die langen, tiefblauen Schatten desselben weit in die Landschaft hinaus. Eine heilige Stille webte über den Fluren. Feierlich sanftes Glockengeläute schwebte aus dem Thale herauf.

„Horch, wie die Vesperglocke vom Kloster drunten heraufτönt", sagte der Greis und deutete auf die Thürme des Klosters Maria-Schein, die im Glanz der Abendsonne röthlich schimmerten. Therese lauschte; eine heilige Wehmuth durchdrang ihr das Herz.

„Ihre Glocken tönen!" sagte Nechodom vor sich hin. „Die unseren sind verstummt!"

„Sie werden auch wieder tönen!" antwortete Therese mit innig tröstendem Tone.

„Ich werde sie nicht mehr hören!" erwiderte der Greis. „Du wirst, ja, du wirst", sagte er, und legte die Hand wie segnend auf ihr Haupt. — „Ich hätte nicht gedacht, daß ich einen so schweren Winter noch überdauern würde! Gott hat gewollt, daß ich noch einmal seine liebe Frühlingssonne schaue! Allein ich glaube doch nicht, daß ich unsere Glocken wieder höre! So lange unsere Kirche zu Klostergrab

nur geschlossen war, hatte ich wol diese Hoffnung! Jetzt aber, da sie der Erde gleich gemacht worden!" — Er schüttelte leise das graue Haupt.

„Dafür ist dein Haus zur Kirche worden, Vater", entgegnete Therese tröstend, „du wirst das heilige Osterfest an deinem eigenen Herde feiern, unter unsern Brüdern!"

„Wer hätte geglaubt", seufzte der Greis, „daß wir, als unsere Hoffnungen auf Weihnachten gerichtet waren, solche Ostern erleben würden! — Und die ganze düstere Zeit bisjetzt! Die steten traurigen Nachrichten von unsern Brüdern zu Braunau, bis nun auch für sie die Hoffnung ganz verloren ist!"

„Gewiß nicht ganz!" fiel Therese lebhaft ein. „Gedenke doch auch der guten Kunde aus Prag, wie eifrig unsere Glaubensschützer sich unserer annehmen. — Was der Herr Pfarrer Chlodzek uns erzählt hat von dem edeln, gelehrten Herrn, dem Kanzler Budowa, hat mich ganz wieder mit neuem Muth erfüllt."

„Ja er ist ein trefflicher, ein hochwürdiger Mann", antwortete Nechodom mit Wärme, „so voller Gelehrsamkeit wie voll Glaubenskraft. Sein ganzes Leben war dem Forschen gewidmet. Er hat viele Reisen gemacht, durch alle Länder Europas, durch Italien, Frankreich, Dänemark, England bis in die Türkei, wo er viele Jahre gewesen! Nächst dem edeln Grafen Thurn", fuhr er lebhaft fort, da Therese lauschend aufhorchte, „ist er am thätigsten für uns gewesen. Denn er hat die Artikel des Majestätsbriefes verfaßt und sie dem Kaiser Rudolf vorgelegt. Ich war damals gerade zu Prag; vor neun Jahren, am zwölften des Julius. Der Kaiser hatte Budowa aufs Schloß berufen, ihm nochmals Vortrag über die Urkunde zu halten. Da er sehr lange ausblieb, verbreitete sich das Gerücht in der

Stadt, er sei in den Weißen Thurm gebracht worden! Dieses Schreckenswort flog durch die ganze Bürgerschaft; Viele bewaffneten sich, und dichte Schaaren drängten hin nach dem Hradschin hinauf, ihn zu befreien.*) Es war nahe daran, daß ein allgemeiner Aufruhr ausbrach. Da erschien der allverehrte Mann und brachte die Nachricht, daß der Kaiser den Brief unterschrieben habe! Den Jubel all unserer Brüder, als diese Kunde erscholl, hättest du vernehmen sollen! Die Lüfte erschallten davon! Ewig unvergeßlich wird mir diese Stunde bleiben, und wenn ich das hundertste Jahr erreichte! Und heute! Wer hätte geglaubt, daß solche Zeiten wiederkehren könnten!"

Therese hatte mit leuchtenden Augen zugehört. „Wir dürfen hoffen, lieber Vater", sagte sie, „daß sie sich nun wieder zum Guten wenden! Im Mai ist ja die neue große Versammlung in Prag; dort werden unsere Glaubensschützer mit entschlossener That für uns auftreten!"

„Der blutige Kampf wird sich also erneuern!" sagte der Greis. „Frieden ist es aber, den wir begehren, und den lässet man uns nicht!" — —

Das Glockengeläut im Thale hatte aufgehört. Es war das Zeichen für die Umwohner gewesen, sich zur Vesperandacht vor dem Osterfest drunten in der Klosterkirche zu versammeln.

Nechodom und Therese, die in ihr Gespräch vertieft, auf Das, was um sie her vorging, nicht geachtet hatten, gewahrten jetzt erst, daß die an dem Hügel, auf welchem das Haus stand, vorüberführende Straße sich belebte. Es waren Kirchgänger, die nach dem Kloster wollten. Aus den einzelnen zwischen den Bergen zerstreuten Häusern

*) Historisch.

kamen sie mit Frauen und Kindern. Feldwege und Fußsteige wurden lebendig.

„Ein liebliches Bild", sagte Therese; „sie gehen friedlich und fromm zur Andacht. Wer könnte sie stören wollen? Und doch wird uns solcher Druck, solche Schmach, wenn wir dem Drang unseres Glaubens folgen!"

„Sie kommen sehr zahlreich heute", bemerkte Rechodom.

„Es ist ja auch das höchste Fest im Jahre, die Auferstehung des Herrn", sagte Therese fromm.

„Scheint dir aber nicht", fragte Rechodom leise, „als ob diese Leute uns ganz seltsam anblicken?"

„Mir scheint vielmehr, daß sie uns nicht ansehen wollen; noch hat Keiner uns gegrüßt, und es sind doch wohlbekannte Nachbarn dabei", antwortete Therese ebenso.

„Du hast Recht; es ist etwas Unheimliches in ihrem Wesen. Sollte auch hier schon, wie in Klostergrab, der Haß gegen uns geflissentlich geschürt werden? Dann hätten wir Schweres zu gewärtigen! Wir sind zu Wenige, sind zu vereinzelt hier im Gebirge!"

Einige der Vorübergehenden sahen halb verstohlen, finster hinauf nach dem Hause zu Rechodom und Therese; Andere, die schon vorüber waren, blieben stehen, wandten sich um und blickten seltsam zu ihnen zurück.

„Sollten wir", sagte Therese leise, „von diesen unsern Nachbarn, mit denen wir so lange friedlich gelebt, denen wir nur Gutes erwiesen, etwas zu befahren haben? Ich kann mir's nicht denken!"

„Du bist jung und unerfahren, dein Herz ist arglos", antwortete Rechodom, „allein ich habe oft in meinem langen Leben die Zeiten des Hasses und der Verfolgung gesehen! Ich kenne die Vorzeichen des Sturms. Diese finstern Ge-

sichter, diese scheu abgewandten Blicke bekannter Nachbarn bedeuten nichts Gutes!" —

Während sie sprachen, kamen drei Männer des Weges, die von der Straße abseits auf dem Rasen gingen, sichtlich um näher am Hause vorüberzustreifen. Es waren widerwärtige Gestalten. Das schwarze Haar hing ihnen lang, dick und struppig unter den breiten Filzhüten auf die braunen, wollenen Kittel herab, die ein Ledergurt zusammenhielt. Der Eine trug ein krummes Messer daran; er und die andern Beiden hatten schwere Knittel in der Hand, die sie als Wanderstöcke gebrauchten!"

„Die führt nicht die Andacht ihres Weges!" sagte Nechodom besorglich!

Die drei wilden Gestalten kamen näher.

„Ha!" rief Therese erschreckt, mit halbunterdrücktem Laut, „Zaloska ist dabei!"

„Zaloska! Der Bösewicht, von dem Czernig und dein Vater gesprochen haben!" sagte der Greis erschreckt und blickte unverwandten Auges zu ihnen hin.

Sie waren jetzt dicht an der Hecke, die den kleinen Vorplatz des Hauses umgrenzte; in höhnendem Muthwillen schlug Zaloska mit dem Knittel in das junge, erst knospende Reisig derselben und sah dabei grinsend zu dem Greis und Theresen hinüber. „Ketzer!" rief er und spie in ekler Frechheit vor ihnen aus. Die beiden Andern ahmten mit widriger Verzerrung der Züge seinem Beispiel nach.

Bebend starrte Therese ihnen nach. Plötzlich wandten sie sich um und drohten mit den schweren Knitteln rückwärts.

„Siehst du, wie ich Recht habe", sagte Nechodom, „es rührt sich unheimlich rings um uns her! Wer weiß, was wir zu befürchten haben!"

„O dieser Bube hat gewiß Haß ringsum gesäet!“ rief Therese aus. „Wären nur unsere Männer zurück!“

„Laß uns hineingehen, liebes Kind“, sagte der Greis und erhob sich von der Bank, „dort kommt noch eine dichte Schaar thalabwärts. Es ist besser, daß man uns gar nicht sieht!“

Therese reichte ihm stützend den Arm; sie gingen in das Haus. Therese schob die festen Riegel hinter ihnen vor die Hausthür. Zitternd trat sie ins Wohngemach; dann blickte sie verstohlen durchs Fenster hinaus. Es waren lauter Männer, die vorüberzogen; ein auffallender Umstand, da sonst fast alle Bewohner mit ihren Frauen und Kindern zugleich zur Vesperandacht gingen. Man sah, daß sie ihre Aufmerksamkeit auf das Haus richteten. Sie zeigten hinüber, das Geräusch der Stimmen wurde lauter, blieb aber verworren. Therese bebte in angstvoller Beklommenheit. Ihre Sehnsucht nach dem Vater, nach Xaver wuchs so, daß ihr Thränen ins Auge drangen. Und dennoch dachte sie: gut, daß sie fern sind; sie wären ja gleicher Gefahr preisgegeben! Denn was vermöchten sie wider die Menge, wenn sie feindselig wider uns handelt! Der Gedanke, daß das Letztere geschehen könne, wurde lebhafter in ihr rege. Ihre Seele erhob sich zu einem muthvollen Entschluß. „So will ich den Greis umklammern und ihn mit meinem Leben schützen, so lange ein Athemzug in mir ist“, dachte sie. „Sein heiliges Alter sei mein Schutz, meine Jugend der seinige!“

Die Schaar zog vorüber; das Geräusch der Stimmen entfernte sich.

Da klinkte es heftig an der Hausthür. Therese und Nechodom erschreckten. Es pochte mit starken Schlägen.

„Heiliger Gott, wenn sie eindringen wollten“, rief The-

rese aus. „Es könnte ja aber auch der Vater sein“, fiel ihr plötzlich ein. Sie flog der Thür zu.

„Oeffnet, öffnet“, rief eine männliche Stimme draußen, „ich bringe wichtige Botschaft. Czernig vom Wald!“

Therese athmete freudig auf. Sie öffnete.

„Wißt Ihr schon etwas? daß Ihr die Thür verriegelt habt?“ fragte Czernig hastig, als er eintrat.

„Nichts! Was gibt es denn? Wir verriegelten nur, weil die Leute, die nach dem Kloster hinunterziehen, uns so seltsam schienen!“ sagte Therese.

„Ja, seltsam! Seltsam genug!“ rief Czernig aus; „Ihr habt's getroffen! — Gott grüß Euch, frommer Vater“, setzte er hinzu, indem er mit Therese ins Gemach trat.

„Was führt Euch zu uns, guter Czernig“, fragte ihn Nechodom und lud ihn ein, sich zu setzen.

„Ich wollte sehen, ob Xaver und Vater Wolodna daheim wären, und mit ihnen und mit Euch Rath pflegen!“ antwortete er.

„Wir erwarten sie jede Stunde von Lowositz zurück“, antwortete Therese. „Als Ihr klopftet, glaubte ich schon sie wären es!“

„Es wäre gut, wenn sie hier wären!“ entgegnete Czernig mit besorglicher Miene.

„Möglich ist's, daß sie erst morgen kommen“, sagte der Greis, „obwol ihnen sehr daran lag, morgen früh zum Fest hier zu sein. Doch sie mußten den Grafen Thurn sprechen, und es ist doch zweifelhaft, ob ihnen das sofort möglich gewesen!“

„Hm! Ich wollte sie wären hier“, wiederholte Czernig finster. „Wenigstens daß sie morgen mit dem Frühesten einträfen! Wir werden vielleicht einen harten Tag haben!“

„Wie meint Ihr das, guter Czernig?“ fragte Nechodom.

„Es ist nicht geheuer! Der Bursche, der Zaloska, und ein paar Andere seines Gelichters, die schon in Klostergrab soviel Unheil angerichtet haben, spuken seit etlichen Tagen hier im Gebirge. Sie wiegeln unsere Nachbarn auf. Der Erzbischof, die Geistlichen im Kloster drüben stecken zuverlässig dahinter, denn sie verkehren auch dort. In Schwatz hat sich auch der Geheimschreiber Fabricius wieder blicken lassen, der so gehässig gegen uns ist. Sie wollen morgen, zum Fest, einen Schlag gegen uns ausführen."

„Um Gottes Willen, was denn?" fragte Therese, und ihre Stimme zitterte.

„Was, das weiß ich so genau nicht. Aber es sind mir allerlei Gerüchte zu Ohren gekommen. Ich habe auch auf meinem Gehöfte verdächtige Reden gehört. Zwei katholische Gesellen, die bei mir in Arbeit standen, sind seit vorgestern verschwunden. Sie wollen bei keinem Ketzer arbeiten, haben sie gesagt. Es müsse jetzt gesäubert werden, hat der Eine im Gasthaus zu Niedergraupen geäußert, daß das Osterfest nicht verunreinigt werde durch Ketzerdienst!"

„Sollten sie unsere stille Feier des Festes in diesem friedlichen Hause stören wollen?" sagte Nechodom.

„Ich weiß es nicht", erwiderte Czernig. „Allein da sie zu Weihnachten unsere Kirche niedergerissen haben, wie sollten sie sich scheuen, zum Osterfest in dieses Haus, das uns zur Andachtstelle geworden ist, einzubrechen!"

Der Greis schüttelte nur stumm das ehrwürdige Haupt.

„Darum kam ich, mit den Eurigen Rath zu pflegen. Ob es gerathen ist, daß wir uns versammeln! Ob wir besser thun, gemeinsam zu erwarten, was uns droht, oder ob jeder Einzelne still in seinem Hause bleibt?"

Ein erhabener Entschluß leuchtete in den Zügen des Greises. Er erhob sich vom Sessel; gleich einem Heiligen

trat er vor Czernig und Therese hin und sprach sanft, aber mit Begeisterung: „Thut wie Ihr wollt, ich aber werde der Gemeinde nicht fehlen. Dieses Gemach ist unsere Kirche, ich bin Euer Priester! Der Altar soll bereitet sein. Vor ihm ist meine Stelle, dort werdet Ihr mich finden! Komme dann, was da wolle; ich ergebe mich in den Rathschluß des Herrn!" Theresens Auge hing mit schwärmerischer Verehrung an dem Greise; sie faßte und küßte seine Hand.

„Ihr denkt fromm und handelt schön, ehrwürdiger Vater", antwortete Czernig nach einigen Augenblicken gerührten Schweigens; „sorget denn Ihr für das Himmlische, doch uns laßt das Irdische bedenken. Ich will einen sichern Mann nach Lowositz senden, daß Wolodna und Xaver, falls sie noch dort wären, jedenfalls mit der frühesten Frühe eintreffen!"

„O das thut, treuer Czernig", bat Therese; „ich werde Euch von ganzer Seele dankbar dafür sein."

„Auch scheint mir's das Beste", fuhr Czernig fort, „wir versammeln uns Alle hier; dann können wir gemeinsam beschließen und handeln!"

„Ersuchet aber", erinnerte Nechodom, „alle unsere Brüder, die Ihr heute noch auffinden könnt, recht in der Frühe und ganz in der Stille zu kommen."

„Das will ich!" antwortete er und wollte gehen. Noch einmal wandte er sich zurück. „Möge Gott Euch behüten in diesem einsamen Hause", sprach er bewegt, indem er Beiden die Hand reichte.

„Sein Auge wacht überall; wir befehlen uns in seinen Schutz", entgegnet Nechodom. Czernig ging.

Die Sonne war dem Untergange nahe. Röthlicher Abendduft und leiser Nebel umfloß die Gipfel der Berge,

und tiefe Schatten webten die dämmernde Hülle über die Thäler.

Die Besucher der Vesperandacht in der Kirche des Klosters kehrten jetzt zurück. Wiederum zogen einzelne, finstre Gruppen und Gestalten dem Hause dicht vorüber. Ihr Anblick, ihre murmelnden Stimmen weckten neue, schauernde Besorgniß in der Brust Theresens und ihres greisen Beschützers.

Dieser wollte, auch jetzt auf die Rückkehr seines Sohnes und Wolodna's hoffend, nicht zur Ruhe gehen. Er setzte sich in den alten schweren Lehnstuhl; Therese nahm auf einer niedern Bank ihm zu Füßen Platz und lehnte sich an ihn. „Schlummere doch ein wenig, Kind!" sagte er halb über sie gebeugt, und zog ihr lockiges Haupt sanft zu sich. Sie senkte es auf seinen Schoos.

Schweigend lauschten sie dem dumpfen Geräusch draußen. Endlich verhallte es. Sie athmeten leichter auf.

Es dunkelte; die Nacht mit ihrer tiefen Stille senkte sich in das Thal und bot den bekümmerten Herzen ihren Friedensgruß.

Achtes Capitel.

Der Morgen röthete das Gebirge; sein rosiger Hauch wehte über das lichte Grün zart keimender Fluren. Laue, leise Lüfte wiegten die Knospenzweige, die sich an den Fenstern des Hauses niedersenkten. Therese trat, noch ehe die ersten Strahlen der Sonne am Horizont zitterten, vor die Thür und blickte spähend in die Ferne, ob die Ihrigen noch

nicht zurückkehrten. Doch soweit sie den Weg überschauen konnte, zeigte er noch keinen frühen Wanderer. Endlich ließen sich einzelne Leute auf der Straße und im Felde erblicken. Sie gehörten den Böhmischen Brüdern an, die sich zu Nechodom begaben, um die Osterfeier in seinem Hause miteinander zu begehen, bevor die Glocke zur Frühmesse der Katholischen läutete.

Mit stillem Gruß traten sie in das Haus. Der Greis war schon bereit und empfing sie mit treuem Händedruck.

Therese weilte noch draußen; sie war auf eine kleine Anhöhe gegangen, wo sie weiter hinausschauen konnte. — Jetzt rief auch die Klosterglocke zur Frühmesse. Therese durfte nicht länger weilen; sie kehrte also mit ungestillter Sehnsucht ins Haus zurück.

Hier hatten sich nunmehr gegen vierzig Männer und Frauen versammelt. Auch einige Kinder waren zugegen, die nicht ohne Aufsicht in den Hütten zurückbleiben konnten. Nechodom hatte für die Aelteren, was sein Haus an Sesseln aufbrachte, im Halbkreise hingestellt; in der Mitte stand ein kleiner Tisch, mit einem weißen Tuch bedeckt, der ihm als Altar dienen sollte; auf demselben der Becher, der von Luther stammte, daneben eine Schüssel, auf der ein Laib Brot lag. So wollte er zur Feier des Osterfestes der Gemeinde das heilige Abendmahl reichen in beiderlei Gestalt, wie ihre Lehre es gebot.

Die Frauen setzten sich und nahmen ihre Kinder vor sich an den Schoos; die Männer standen entblößten Hauptes hinter ihnen. Therese nahm ihren Platz auf dem letzten Stuhl des Halbkreises, den Fenstern zunächst. Nechodom trat vor den Altar. Feierliche Stille herrschte in dem Kreise. Die noch röthliche Morgensonne hatte sich eben über die blaue Wand des Mittelgebirges erhoben, und ihre Strahlen

ergossen einen goldigen Schimmer über die ganze Landschaft, der bis in das Gemach drang und Nechodom's ehrwürdiges Haupt umfloß.

„Meine Brüder", erhob er die sanft wohlthuende Stimme, „wir sind versammelt, in ernster, schwerer Stunde! Wir sind von düstern Geschicken bedroht; verblendeter wilder Haß regt sich zu unserer Verfolgung um unseres Glaubens willen! Wir können uns waffnen mit Muth und Standhaftigkeit; allein was vermögen wir ohne den Schutz unsers himmlischen Vaters? So lasset uns denn zu Ihm flehen, daß er uns seinen Beistand schenke in dieser Stunde der Sorge; daß er sein Antlitz der Gnade vor uns leuchten lasse, als tröstenden Stern auf den dunkeln Wegen, die wir wandeln müssen! — Allgütiger, allmächtiger Vater", betete er mit emporgehobenen Händen und Antlitz, und der Kreis der Zuhörer sank still auf die Knie, „siehe, unsere Herzen wenden sich zu dir, und unsere Hoffnung bist du allein! Was dein Rathschluß über uns verhängt, wird uns Heil bringen. Doch du gedenkst daran in deinem gnadenvollen Mitleid, daß die Kraft der Sterblichen schwach ist, daß irdische Pein und Angst sie schwer belastet! In unserer Bangigkeit, in unserm Verzagen rufen wir zu dir, wie dein eingeborener Sohn: Ist's möglich, Vater, so laß diesen Kelch an uns vorübergehen!"

Die Frauen schluchzten leise; Therese drückte die gefaltenen Hände auf die Brust und weinte; die Männer blickten ernst und fromm aufwärts, und auch in ihren Augen schimmerte es feucht.

Nechodom senkte die Arme herab und blickte, wie nachsinnend, was er nun seinen Brüdern sagen möchte, auf den Boden nieder. Die Knienden erhoben sich leise und ihre Blicke hingen an seiner Lippe.

„Freunde, Brüder", begann er aufs neue, „Worte können uns wenig Kraft geben in so ernster Stunde. Allein wenn wir das Herz in brünstiger Andacht erheben, wenn wir uns ganz durchdringen mit der Wahrheit, Reinheit, Heiligkeit unsers Glaubens, daraus wird uns die getröstende Kraft erwachsen, Jegliches zu tragen, was auch über uns verhängt sei! Und wie könnten wir diese Andacht glühender in uns wecken, das Vertrauen der Frömmigkeit fester in uns stählen, als wenn wir zur Feier des heiligen Osterfestes, des höchsten, was die Christenheit kennt, uns aufs neue in der heiligen Handlung verbrüdern, die die Grundveste unsers Glaubens bildet! Wir wollen gemeinsam das Brudermahl nehmen, das der Herr eingesetzt hat; wir wollen es nehmen, wie er es gestiftet, in seiner reinen, ursprünglichen Gestalt. Das wird uns Alle unter uns, uns Alle in Ihm vereinen! Wir haben keine Kirche, unsere Feinde haben sie zerstört! Allein der Himmelsdom des Herrn wölbt sich über das ganze Weltall, auch über diese Hütte! Und wie seine Sonne mit goldener Pracht hier hineinleuchtet, so dringt auch seine Gnade ein und erfüllt unsere Herzen."

Im Sprechen wuchs die Flamme der Andacht, die den Greis durchglühte, höher und höher; sein Auge strahlte verklärt im heiligen Feuer; das Antlitz hauchte den Geist Gottes aus, der die Seele ergriff; seine Stimme erhob sich, sein ganzes Wesen schien durchströmt von kraftvoller Verjüngung.

„Wir haben keine Kirche", wiederholte er. „Wohlan denn, so erbaut sie sich in uns! Wir haben keinen geweihten Kelch mehr, denn ruchlose Frevelthat hat ihn mit Füßen zertreten! Allein dieser Becher", er ergriff ihn mit der Rechten und hob ihn hoch empor, „dieser Becher ist geweiht durch die Lippen des muthigsten Gottesstreiters, der

die Bahn vollendet hat, die unser Glaubensheld Johannes Huß durch sein Flammenwort und seinen Flammentod brach, dieser Becher ist geweiht durch die Lippen Martin Luthers!"

Ein heiligendes Gefühl durchströmte die Versammelten, bei diesem Wort. Sie hefteten die staunenden Blicke auf den Becher in der Hand des Greises, von dem nur Einige wußten.

„Ja meine Freunde", begann Nechodom von neuem, „dieser Becher stammt aus dem Besitz des großen Mannes, der ihn als ein Geschenk des edeln Kurfürsten Friedrich des Weisen hoch in Ehren hielt. Könnte ich ihn würdiger anwenden als jetzt, in der hehren Stunde, wo unter gemeinsam drohender Gefahr das heilige Liebesmahl unser brüderliches Band noch enger schließen soll? Und so laßt uns denn, meine Brüder, aus diesem Kelch das Blut des Herrn trinken, und seinen Leib genießen in diesem Brot."

Der Greis brach einen Bissen und setzte den Becher an den Mund.

„Herr des Himmels!" tönte in diesem Augenblick der durchdringende Ruf Theresens, indem sie aufsprang und dem Fenster zuflog. Gleichzeitig schmetterte ein Schlag gegen dieses, daß die kleinen in Blei gefaßten Scheiben klirrend heraussprangen und zersplittert ins Gemach flogen. Von außen rief eine wilde Stimme: „Seht da den Baalspriester!"

Ein Schrei erfüllte das Gemach! Aller Blicke flogen dem Fenster zu, vor dem ein wilder Mensch stand, der drohend seinen Knittel schwang; es war Zaleska. Nechodom hatte den Becher von den Lippen zurückgezogen und wendete auch sein unwillig staunendes Auge der Stelle zu, woher die freche Störung kam. „Frevler", rief er mit edel

zürnender Stimme, „entheilige nicht die Stätte des Herrn, der da weilet mitten unter uns, die wir versammelt sind in seinem Namen!"

Doch er hatte noch das Wort nicht vollendet, als viele Stimmen draußen ein verworrenes Getöse erhoben, und heftige Schläge gegen die geschlossene Thür des Hauses donnerten. Die Frauen erbleichten und sprangen auf, die Männer eilten der Thür zu, die Kinder flüchteten sich in die Arme der Mütter! Das Getöse draußen wuchs; unter das Gebrüll mischte sich in erschreckender Weise das Gebell von Hunden, die mit den gegen die Thür anstürmenden Männern gleichzeitig eindringen zu wollen schienen. Therese eilte zu Nechodom und umschlang ihn mit fliegender Angst: „O wenn Xaver und mein Vater uns beschützten!" rief sie aus.

„Sei ruhig, meine Tochter", sagte der Greis tröstend, „wir schützen uns selbst, wenn Gottes Schutz uns nicht verläßt! Ich will hinaus, um diese Wüthenden zu beschwichtigen. Mein ergrautes Haupt fürchtet kein irdisches Schicksal mehr, und selbst der Ruchloseste hat ja Ehrfurcht vor Dem, den Gott mit so hohem Alter begnadigt!"

Mit diesen Worten ging er der Thür zu. Doch Therese hielt ihn zurück und bat: „Um Gottes Willen nicht, mein Vater, sie ermorden dich!"

„Gilt es mir", antwortete er mit Würde, „so wende ich das Schicksal von euch ab; und wie soll diese schwache Hütte mich vor ihrem Grimm schützen? Hier würden sie euch Alle mit mir verderben. Laß mich!"

Sanft aber entschieden machte er sich aus Theresens Armen los, und schritt zum Gemach hinaus. „Oeffnet, meine Brüder", sagte er in die Hausflur tretend, wo die Männer beschäftigt waren, die Thür fester

zu verrammeln und den Eingang zu vertheidigen. Sie schreckten zurück vor Nechodom's Gebot. „Oeffnet!“ sagte er nochmals ruhig, „ich bitte euch!“

Sie gehorchten und zogen den Riegel zurück. Im Augenblick drang, gleich der Flut durch eine geöffnete Schleuße, die Schaar der Anstürmenden ein. „Da ist er! Da sind sie Alle“, riefen sie durcheinander; „ergreift sie, schleppt sie fort! Sie sollen in die Messe!“

„Hört mich“, sprach Nechodom fest vor sie hintretend, und die Würde seiner Gestalt legte einen Augenblick die tobende Wuth der Eindringenden in Fesseln. „Weshalb stört ihr unsere Andacht? Haben wir die eure gestört? Weshalb brechet ihr ein in dieses Haus des Friedens? Haben wir ....“

„Hört das Geschwätz nicht an“, unterbrach eine Stimme die Worte milder Würde, „thut was uns geheißen ist! Ihr sollt in die Messe! Wir wollen euren Ketzerdienst nicht länger dulden!“ Und mit diesem frevelnden Wort sprang der Sprecher auf den Greis zu, packte ihn mit nervigen Armen und wollte ihn zur Hausflur hinaus vor die Thür reißen. Therese that einen lauten Schrei und hing sich an Nechodom. Einige Männer der Glaubensbrüder sprangen hinzu und wollten dem Frechen wehren; dieser aber rief den Seinigen zu: „Helft mir! Schlagt alle die Ketzer zu Boden!“ Die Masse stürzte hinzu. In dem engen Raum der Hausflur entstand ein furchtbares Getöse und Drängen. Nechodom war von den Wüthenden in wenigen Augenblicken gepackt und vor die Thür geschleppt. Die Böhmischen Brüder drangen nach! Getümmel, Wuth- und Angstgeschrei scholl durcheinander. Der Koloß Czernig machte sich Bahn. „Laßt mich vor, Brüder“, rief er, „sie sollen meine Faust fühlen!“ Er stürmte mitten durch die

Zusammengedrängten, vor die Hausthür, und schaute funkelnden Blickes umher, nach dem gewaltigsten Gegner. Er gewahrte Zaloska! Wie mit den Tatzen eines Löwen packte er ihn, der eben mit einem keulenartigen Knittel zum Schlage ausholte, an beiden Schultern und schleuderte ihn zu Boden. Der breite Filzhut fiel ihm vom Kopf, das lange, schmutzig struppige Haar wallte umher.

„Swentibor, Gorenneck zu Hülfe", schrie er, am Boden liegend, mit fürchterlicher Stimme, und schwang den eisenbeschlagenen Knittel um sich her. Czernig fiel ihm in den Arm.

„Jetzt laßt die Hunde los!" rief eine Stimme mitten aus dem Haufen. Eine Meute von acht oder zehn Hunden mit zottigen Haaren, die bisjetzt von ihren Herren an Ketten zurückgehalten wurden, stürzten mit wüthendem Gebell aus den Reihen der Angreifer hervor.

In dem Augenblick, wo Czernig dem niedergeworfenen Zaloska den Keulenstock entwinden wollte, fühlte er sich von hinten her durch scharfe Zähne so in den Schenkel gepackt, daß er zu Boden taumelte. „Hetzt sie in die Messe", rief dieselbe Stimme wie zuvor, „wenn sie nicht gutwillig gehen wollen!"

Ein grauenvolles Schauspiel bereitete sich. Die Angegriffenen sahen sich von der Ueberzahl umringt, die ihren Widerstand in wenigen Minuten vereitelte. Die Unglücklichen drängten sich flüchtend zusammen; die Frauen und Kinder, die ihren Männern nach aus dem Hause gestürzt waren, hemmten noch die Wehrkraft dieser, da sie sie angstvoll umklammerten. Die Angreifer schlossen einen Kreis um sie und hetzten die Hunde gegen die Geängstigten, unter dem unaufhörlichen Ruf: „In die Messe! In die Messe mit den Ketzern! Fort in die Kirche!" Vor den Bissen

der wüthenden Thiere flüchtend, stürzten die Verfolgten taumelnd vorwärts. Angstgeschrei der Frauen und Kinder schallte durch die Lüfte; die Verfolger übertäubten es durch ihr Geheul und das Gebell der Meute.

Nechodom, in der allgemeinen Flucht gewaltsam mit fortgerissen, hatte kaum einige Schritte gethan, als er von seiner Kraft verlassen zu Boden sank. Die gierigen Hunde fielen den unglücklichen Greis mit zerfleischenden Bissen an. Sein Blut strömte! Das sah Therese! Mit fliegendem Haar warf sie sich über ihn, umklammerte ihn krampfhaft und wollte ihn durch ihren eigenen Körper gegen die wüthenden Thiere schützen. „Erbarmen!" rief sie mit herzzerschneidendem Laut; „Erbarmen für den Greis!"

Als jetzt die Verfolgten den Patriarchen, das ehrwürdige Haupt ihrer Glaubensgemeinschaft, so grauenvollem Unheil preisgegeben sahen, da flammte eine Empörung in ihnen auf, die sie jeder eigenen Gefahr vergessen ließ. Czernig, der sich wieder aufgerafft hatte, war der Erste, der ihm zu Hülfe kam, mit furchtbarer Kraft zwei der Hunde ins Genick packte und sie weit zurückschleuderte. Auch die Andern entrissen sich den Armen ihrer Frauen und Kinder und wandten ihren flüchtigen Fuß zurück, um den Greis zu retten. Es gelang ihnen, ihn wieder emporzuheben; sie wollten ihn dem Getümmel entreißen; doch jetzt stürzte die wahnverblendete Schaar der Feinde selbst über die Unglücklichem her und drang mit breiten Messern und Knitteln auf sie ein, um durch die Gewalt und Wuth menschlicher Kräfte zu vollenden, was dem angestachelten thierischen Grimm nicht allein möglich war. Thierischer als das Thier war hier der Mensch, und die menschliche Gewalt die unmenschlichste!

Nechodom, auf die Schultern seiner Getreuen gehoben, war bewußtlos; Blut bedeckte ihm Stirn und Antlitz und benetzte seinen silberweißen Bart. Wohl ihm, daß er das Grauen dieser That nicht mehr sah! Daß er nicht sah, wie die gehobenen Knittel und gezückten Messer eindrangen gegen Haupt und Brust seiner Getreuen, während die Zähne der Hunde sie in Leib und Schenkel packten!

Ein dichter schwarzer Knäuel von Kämpfenden hatte sich gebildet; der wilde Zaloska stürmte Allen vor und schrie: „Schlagt sie nieder! Schont Keinen!" Und unter diesem Mordruf schmetterte seine Keule auf die Häupter der Wehrlosen. Er drang mitten in den dichten Haufen ein! Jetzt schwang er die zermalmende Waffe gegen das Haupt Nechodom's selbst! Fiel der furchtbare Schlag, so war es zerschmettert! Therese sah es! In Todesangst und Opfermuth warf sie sich zwischen den Mörder und Nechodom und umklammerte seinen gehobenen Arm mit beiden Händen. Der Wüthende riß sie an dem dunkeln Lockenhaar zurück, und von neuem schwebte die Wucht seines Keulenschlags über dem Haupte des Greises. Es war um ihn geschehen!

Da erschallte plötzlich eine gewaltige Stimme mächtig hinweg über das Getöse des Kampfes:

„Zurück, Elende! Des Todes ist, wer eine Hand rührt!"

Aller Haupt wandte sich unwillkürlich nach dem Rufe. Wie durch höhere Macht war jeder Arm gefesselt. Auf schaumbedecktem Rappen sprengte ein Reiter von fürstlichem Ansehen, mit gezücktem Schwert dicht an den Knäuel der Kämpfenden. Es war der Graf Thurn.

Neuntes Capitel.

„Was geht hier vor?“ fragte er, mit funkelndem Auge umherschauend, während das plötzlich gewaltsam angehaltene Roß sich hoch aufbäumte, daß die Nächsten erschreckt zurücksprangen.

„Was geht hier vor?“ fragte er zum zweiten male, und streckte das breite Schwert weit über den Kreis hin, als wolle er sagen: „Ihr steht unter diesem!“

Alle standen regungslos, die Schuldigen vor Schrecken, die Verfolgten vor verwundertem Staunen. Nur Therese, welche vermuthend erkannte, wer der Retter sei, erhob die Hände gegen ihn und flehte: „O Herr, schützt uns! Schützt das Leben dieses Greises vor wilden Mördern!“

„Beruhigt Euch, Ihr seid in meinem Schutz!“ sprach der Graf zu Theresen. „Wer wagt es, hier Gewaltthat und Mord auszuüben?“ herrschte er die Rotte an, und sein Blick flog rings umher. „Ich werde die Frevler zur Rechenschaft ziehen, daß sie zittern sollen!“

Gleich bei Thurn's Erscheinen hatte ein Theil der Angreifer sich zaghaft zurückgezogen und die Hunde eilig wieder an die Hand genommen. Einzelne sah man schon zwischen den Gebüschen neben der Landstraße verstohlen hinwegeilen. Zaloska schaute noch mit einem scheu prüfenden Blick umher, ob er stark genug sei, mit den Seinigen Widerstand zu leisten. Da gewahrte er einen Trupp Reiter, welcher nur noch einige Hundert Schritte entfernt, im vollen Galopp heransprengte. Bei diesem Anblick wich er zurück und war mit einem hastigen Sprunge in das Ge-

büsch am Wege verschwunden. Wie Spreu vom Winde gefegt, stob die ganze Rotte nach allen Seiten auseinander.

Die Unglückseligen, gegen die der Angriff gerichtet gewesen, waren größtentheils verwundet und zu entkräftet oder vom Schrecken bestürzt, um jene zu verfolgen. Sie schöpften kaum Athem in dieser ersten Minute der Erlösung. Frauen und Männer lagen einander in den Armen; sie umklammerten ihre Kinder; die Unverletzten leisteten den Verwundeten Hülfe.

Graf Thurn warf einen Blick düstern Schmerzes auf die Unglücklichen.

Der Greis Nechodom lag bewußtlos in den Armen Theresens und Czernig's. Von Stirn und Wangen hatten sie ihm das Blut weggewischt, doch es quoll immer neu nach, und das silberne Haupt- und Barthaar war dunkelroth gefärbt.

„Wer ist der Unglückliche“, fragte der Graf und hielt die erschütterten Blicke auf ihn geheftet. Czernig gab ihm Auskunft und wollte das Geschehene berichten. Doch während er zu reden begann, hatten die Reiter sich bis auf eine Steinwurfweite genähert. Da sprangen zwei mit verhängtem Zügel den übrigen plötzlich vor bis dicht an den Kreis der Unglücklichen. Dort warfen sie sich hastig vom Pferde. Es waren Wolodna und Xaver, die der Graf, den Czernig's Bote und seine Erzählungen von der drohenden Gefahr herbeigeführt hatten, beritten gemacht und sie in seinem Reitergefolge mitgenommen hatte.

„Allmächtiger Gott, mein Vater! Mein Vater“, rief Xaver, sank zu den Füßen Nechodom's nieder und bedeckte die herabhängende Hand desselben mit Küssen und Thränen. Therese hing erschöpft in den Armen Wolodna's.

Der Graf winkte seinen Reitern Halt zu machen und

schwang sich selbst vom Pferde. Er erfuhr nun durch die Umstehenden erst den ganzen Zusammenhang dieser Ereignisse.

„Welch ein Geschick habt ihr erfahren“, redete er sie an. „Allein hier erhebe ich meine ritterliche Rechte und schwöre euch bei der Ehre meines Namens, ich will euch Genugthuung verschaffen! Euch Allen!“ wandte er sich zu den Umstehenden. „Ihr sollt sehen, daß ich meine Pflichten als erwählter Schirmherr eurer Glaubensgenossenschaft erfüllen werde. Böhmens Stände werden Alle für Einen zu eurem Schutz auftreten. Solche Frevel schreien um Rache, solch heiliges Blut“, er deutete auf Rechobom, „fordert Sühne!“

„Ja“, rief Xaver, und weinte vor Schmerz und Erbitterung, „hier erhebe auch ich meine Rechte und gelobe feierlich vor Gottes Antlitz: Ich will dieses Blut sühnen!“

„Wir Alle“, scholl der laute Ruf durch die Lüfte; ein Ruf des Schmerzes und der Wuth! Die Glaubensbrüder drängten auf Xaver zu und schlossen ihn in ihre Arme. Der aus vier Wunden blutende Czernig preßte ihn ans Herz, erhob den Arm und rief: „Und ich will treu an dir halten, bis der Schwur erfüllt ist! — Rache unsern Brüdern, Freiheit unserm Glauben!“

„Rache! Rache!“ riefen Alle mit erglühendem Antlitz, auch die Frauen, die eben noch bleich und in Thränen gezittert hatten.

„Haltet fest an eurer Gesinnung“, sprach der Graf Thurn, indem er den Einzelnen im Kreise die ritterliche Hand reichte, „und wir werden unser Ziel erreichen. Ich will euch dahin führen; vertraut auf mich, aber befolgt mein Gebot. Wollt ihr euch mir in Gehorsam anschließen?“

„Ja!“ ertönte der Ruf Aller zugleich.

„So sollt ihr weiter von mir erfahren durch Diese hier.“ Er zeigte auf Wolodna und Xaver. „Ihr werdet jetzt hier, deß bin ich gewiß, vorläufig nichts weiter zu befürchten haben. Bestattet diesen Todten, wie es so ehrwürdigem Haupt geziemt!“ Bei den letzten Worten deutete er auf Nechodom, der, das Haupt an der Brust Thereſens, mit geschlossenen Augen, bleich im Arm der Seinigen lag.

„Er ist nicht todt, er athmet noch“, sagte Therese bebend, „er wird uns erhalten bleiben!“ Ihr thränenvolles Auge richtete die heißeste Bitte um Erfüllung dieser Hoffnung nach oben.

„O möchte der Himmel Euer Flehen erhören!“ wandte sich der Graf Thurn bewegt zu Theresen. „Eine ahnende Ungeduld führte mich auf meinem raschen Pferde den Meinigen voran, und doch kam ich zu spät! Allein ich will nachholen, was ich versäumt habe!“

Xaver hatte die Hand seines Vaters ergriffen und beugte sich über sein Haupt. „Ein schwacher Lebenshauch schwebt noch auf seiner Lippe“, sagte er. „Wir wollen ihn in das Haus tragen, ihm alle Pflege zu widmen.“

Der Greis wurde emporgehoben; sie trugen ihn hinein.

Lebenlos befand er sich nun an eben der Stelle, wo er einige Minuten zuvor in so hehrer Begeisterung der Andacht zu seinen Brüdern gesprochen hatte. Die Tragenden ließen den kaum noch Athmenden in seinen Lehnsessel nieder. Therese, Xaver, Wolodna und Thurn umstanden ihn zunächst und lauschten auf seine Athemzüge. Die Andern blieben in ehrerbietiger Ferne.

Da schlug der Entkräftete das Auge matt auf.

„Er lebt“, flüsterte Therese mit heißem Dankgefühl.

Lange blickte der Greis umher, den Ausdruck der Be-

fremdung in den Zügen; er suchte den Zusammenhang der Gegenwart mit der Vergangenheit. „Einen Tropfen! Mich dürstet“, bat er endlich mit schwacher Stimme. Therese reichte ihm den Becher mit dem Wein, der noch auf dem Altartisch stand. Der Greis erkannte das heilige Gefäß, und in seinem Auge glänzte es wie ein überirdischer, verklärender Schimmer. Er versuchte den Becher zu fassen, doch er war zu schwach dazu. Therese unterstützte ihn und führte ihn an seine Lippen. Nur mit wenigen Tropfen netzte er sie; dann athmete er tief auf, wandte das Auge nach oben und hauchte das Wort: „Vater!“ Ein Anflug von Kräftigung kehrte in die ermatteten Lebensgeister zurück. Xaver fühlte einen leisen Druck von der Rechten seines Vaters, die er in der seinigen hielt. Noch einen tiefen Athemzug that der Erschöpfte, dann sprach er mit schwachem, aber vernehmlichem Klang seiner sanften Stimme:

„Ich vergebe meinen Feinden! Meine Brüder, meine Kinder!“

Athemlose Stille umher. Er legte mühsam die Rechte auf Xaver's Haupt; sein brechendes Auge suchte Theresen, die neben ihm kniete. Er lächelte ihr leise, schmerzlich, dann sank er zurück, der Märtyrer hatte vollendet! Im Hauche des Frühlingsmorgens entschwebte seine Seele.

Drittes Buch.

Zehntes Capitel.

In der Altstadt Prag hatte an der Südseite des großen Ringes, nahe dem Rathhause, ein wohlhabender Bürger, Jakob Steffek, ein reiches Weinlager und eine vielbesuchte Trinkstube.

Hier pflegten nicht nur die angesehenen Bürger, sondern auch edle Herren und Ritter zusammenzukommen und die besten böhmischen und die feurigen Ungarweine, welche Jakob Steffek auf dem Lager hielt, beim Gespräch mit Behagen zu trinken. Je Wichtigeres die Tage brachten, um so lieber kamen die Männer hier zusammen, um es zu besprechen.

So saß in den spätern Nachmittagsstunden des 22. Mai eine Anzahl von Männern an einem langen Tische, auf welchem gefüllte Becher und Gläser standen, im eifrigen Gespräch beisammen. Die große Versammlung der utraquistischen Abgeordneten zum 21. Mai, welche gestern wirklich im Carolinum stattgefunden hatte, und deren nächste Folgen, bildeten den Gegenstand der Unterredung.

„Ich wette, es fällt morgen etwas vor von einer oder der andern Seite; sie sind zu erbittert gegeneinander", sagte

ein Mann in mittlern Jahren, dessen schwarze Kleidung den gerichtlichen Stand verrieth. Es war der Stadtschreiber Nikolaus Dionysius, insgemein Niklas Diewiß genannt. *)

„Sollte es wirklich so weit kommen, Herr Stadtschreiber!" entgegnete ein schon älterer, aber rüstiger Mann ihm gegenüber, der Rathszimmermeister Dussek.

„Diewiß hat Recht", nahm der gelehrte Doctor beider Rechte, Daniel Basilius, das Wort. „Es ist so heftig debattirt und disputirt worden gestern auf der Kanzleistube, daß sie fast schon die Degen gezogen hätten. Nur der Ort, der doch gewissermaßen unmittelbar unter dem Schutze Sr. kaiserlichen und königlichen Majestät steht, hat den gewaltsamen Ausbruch verhütet."

„Man konnte das schon aus dem Aufzuge vermuthen, mit dem die Herren gestern Vormittag um elf Uhr vom Carolinum sich auf den Hradschin begaben", sagte der Wirth Jakob Steffek, indem er dem Stadtschreiber einen frisch gefüllten Becher hinsetzte. „Zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen; Einer drängte dem Andern vor, und ein Volksgetümmel war umher, das den halben Ring füllte. Der Zug konnte kaum hier aus der Eisengasse heraus und nahm gar kein Ende!"

„Die Versammlung ist ja auch viel zahlreicher, als die im März gewesen ist", bemerkte Niklas Diewiß. „Eine Menge Magnaten aus allen Kreisen Böhmens, die das letzte mal fehlten, sind nach Prag gekommen!"

---

*) Der Name Dionysius ist wahrscheinlich nur durch unklare Schrift (aus Dionys oder Dionis, wobei man das on für ein w las), in Diewis oder Diewiß übergegangen; da er aber in allen Geschichtsbüchern und gleichzeitigen Documenten so geschrieben und gedruckt ist, schien es mir am angemessensten, ihn (obgleich sichtlich corrumpirt und wol schwerlich bei Lebzeiten des Trägers so gesprochen) in dieser durch den Gebrauch gültigen Form beizubehalten.

„Es wäre traurig, wenn es zu offenem Zwiespalt und Tumult käme", sagte Dussek mit bedenklicher Miene. „Es hatte so würdig begonnen. Die Eröffnung der Versammlung durch den Gottesdienst gestern im Carolinum soll so feierlich gewesen sein."

„Ja, das war sie", bekräftigte ein älterer Mann, der berühmte Arzt Mathias Borbonius, der schon Kaiser Rudolf's Leibarzt gewesen war und den selbst der jetzige Kaiser Mathias öfter zu Rathe gezogen hatte. „Schade, daß der Theologensaal nur so wenig Zuhörer faßt. Ich wollte, die Eröffnung hätte in der Schloßkirche stattfinden können, damit Tausende zugegen gewesen wären. Unser Pfarrer Rosacius hat eine wahrhaft herzerhebende Rede gehalten. Es ist bei Gott auch nichts Geringes, um was es sich handelt!"

„Das meine ich auch", pflichtete Basilius bei; „der Pfarrer sagte ganz richtig: «Es ist der Scheideweg für Böhmens Zukunft, an dem wir stehen!»"

„Und es handelt sich um unser Aller Gewissen und Seelenheil", entgegnete Borbonius.

„Wir müssen den Majestätsbrief schützen!" rief Diewiß eifrig.

„Ja, das müssen wir", stimmten Mehre ein, und die Versammlung ward unruhig.

„Was meint Ihr, lieber Doctor Basilius", fragte Borbonius, „haltet Ihr es nach Eurer Rechtskunde für möglich, daß die Versammelten wegen der Versammlung selbst zur Verantwortung gezogen werden können?"

„Keineswegs", antwortete Basilius. „Das böhmische Landrecht und der Majestätsbrief berechtigen sie dazu. Sonst wäre die Zusammenkunft auch sicherlich nicht zugelassen worden; allein die Statthalter haben sie nur mit Worten

untersagt, nicht durch die That verhindert. Selbst in dem letzten kaiserlichen Schreiben sind die Defensoren ermahnt worden, um wichtiger Gründe willen, das heißt die unsern Gegnern wichtig sind, die Versammlung aufzuschieben. So handelt man nicht, wenn man ein Recht hat, geradezu zu verbieten!"

„Und am wenigsten die Herren Statthalter", pflichtete Diewiß bei.

„Mögen unsere Defensoren sich nur im Eifer, in der Heftigkeit nichts zu Schulden kommen lassen", sprach Borbonius besorglich. „Was bis jetzt geschehen ist, war so würdig!"

„Ich wollte, ich hätte dem Gottesdienst im Carolinum beiwohnen können", sagte Dussek, der nicht nur ein Mann strenger Rechtlichkeit, sondern auch wahrer Frömmigkeit war.

„Auch die in den Kirchen ehegestern durch die Pfarrer verlesene Schrift war würdig und schön", meinte Nikolaus Diewiß.

„Ja, wahrlich", stimmten Mehrere bei.

„Wie voll mag es aber auch überall gewesen sein", sagte Jakob Steffek. „Vor der neuen Salvatorkirche hier drüben", er deutete durchs Fenster über den Ring hin, an dessen Nordseite die Kirche lag*), „standen die Leute bis auf den halben Ring hinaus. Herr Magister Lippach hat dort die Predigt gehalten."

„Das ist auch ein echter Mann Gottes", rief Dussek, „Wahrheit und Klarheit in jedem Worte."

„Es wäre traurig, wenn so schöner Anfang einen bösen Ausgang haben sollte", hub Borbonius wiederum an.

„Und doch fürchte ich's! Denn die Gemüther sind zu erhitzt!" blieb Diewiß bei seiner Meinung.

---

*) Jetzt ist die Münze in dem Gebäude befindlich.

„Was ist denn eigentlich zwischen ihnen vorgegangen?“ fragten Einige.

„Eine Partei“, antwortete Diewiß, „klagt die andere geheimer böslicher Absichten an. Der Graf Thurn ist aufs äußerste erzürnt auf Martiniz wegen des Burggrafenthums von Karlstein, und auf Slawata, weil dieser die Kirchenschließung zu Braunau und die Zerstörung zu Klostergrab und Alles, was dort im Gebirge vorgefallen ist, so eifrig mitbetrieben haben soll .....“

„Das hat er gewiß gethan“, warf Basilius dazwischen.

„Ich glaube es auch“, stimmte Dussek bei; „auch Alles, was sie von den Ränken und dem Aufhetzen des Volks durch den Herrn Geheimschreiber erzählen!“

„Nun eben“, fuhr Diewiß fort, „weil nun einmal die Feindseligkeit und der Haß gegenseitig so groß ist, so haben sie von der andern Seite das Gerücht verbreitet, der Graf Thurn und General Colon von Fels und etliche Andere von der Partei stellten den beiden Statthaltern nach dem Leben und wollten Gewalt wider sie gebrauchen.“

„Ich glaube zwar nicht, daß eine solche Anklage Grund hat. Allein es ist schlimm, wenn immerfort gegenseitiger Verdacht genährt wird, der von Tag zu Tag höher steigt. Heute war nun großer Eifer darüber, daß die Schloßwacht verdoppelt worden sei. Und das Gerücht gar unter den utraquistischen Brüdern verbreitet, der Schloßhauptmann, Czernin von Chrudenitz, habe Befehl erhalten, zwar die Herren, wenn sie heute auf den Hradschin kämen, einzulassen, nicht aber, wie gestern, auch die Diener. Der Herr Rath Dworschetzki von Olbramowitz, dies weiß ich aus sicherer Hand, wollte in Erfahrung gebracht haben, daß sogar Befehl gegeben sei, die Herren zwar einzulassen, aber nicht zurück, sondern Thurn und andere

von ihnen sofort festzunehmen und in den Weißen Thurm abzuführen!"

„Unglaublich!" rief Borbonius. „Schändlich! Abscheulich!" tönte es von mehreren Stimmen.

„Ob ich es glauben soll, weiß ich nicht", fuhr Diewiß fort, „aber das Gerücht ist im Umlauf gewesen und ist es noch. Ebenso wird erzählt, daß Martiniz, Slawata und der Herr Erzbischof und Andere der Partei geäußert haben sollen, es müsse jetzt kurzes Verfahren eintreten, man müsse der Ketzerei mit Einem Schlage ein Ende machen! Wenn nur die Häupter der Hydra, Graf Thurn, Graf Schlick, Budowa, Olbramowitz, und ihrer noch Etliche fielen, dann würde der Rumpf schon absterben! Und solchen Rath sollen sie dem Kaiser ertheilt haben!"

„Das sind wol böswillige Erfindungen", entgegnete Borbonius, „so gut wie die Anklage gegen unsere Vertreter, daß sie Gewalt und Mord gegen die Statthalter beabsichtigten."

„Die Hauptanklage bleibt immer die", nahm Basilius wiederum das Wort, „daß Martiniz und Slawata das harte Antwortschreiben auf die Beschwerdeschrift der Versammlung vom 6. März selbst verfaßt haben, oder sie von den Herren Paul Michna und Fabricius haben verfassen lassen. Darüber wird morgen verhandelt werden!"

„Ganz richtig", pflichtete Diewiß bei, „allein über Das, was ich Euch sagte, wird wol morgen auch heftig verhandelt werden, da es heute schon geschehen ist, wiewol nur durch etwelche Abgeordnete. Morgen aber kommen sie in größerer Zahl auf die Kanzlei der Statthalter."

„Wisset Ihr etwas Näheres von den heutigen Verhandlungen, Herr Diewiß?" fragte Borbonius.

„Einiges", versetzte dieser. „Der Herr Schloßhaupt-

mann ist in Gegenwart der Abgeordneten vernommen worden. Er hat erklärt, daß er keinen Befehl von dem Statthalter empfangen habe, die Wachen zu verstärken, noch irgend sonst etwas Feindseliges wider die Utraquisten vorzunehmen. *)

„Aber die Wachen sind verstärkt gewesen“, fiel Basilius eifrig ein, „das weiß ich ganz sicher!“

„Ja wol, Herr Doctor“, antwortete Diewiß. „Doch der Hauptmann Czernin hat erklärt, das sei nur in Folge alten Herkommens gewesen, weil in diesen Tagen so viele Processionen stattfänden!“

„Hm! Ich wüßte doch nicht, daß dem sonst so gewesen wäre!“ meinte Dussek. „Ehegestern, am Sonntag, haben freilich Processionen stattgehabt!“

„Ich kann nur sagen, daß der Schloßhauptmann das angegeben hat; das ist aber zuverlässig.“

„Ich kann nicht glauben, daß die Statthalter so offenbar Gewaltsames beabsichtigt haben“, wiederholte Borbonius.

„Ihren eigenen Aeußerungen nach gewiß nicht“, nahm Diewiß seinen Bericht wieder auf, „denn sie haben verlangt, daß ihnen wegen dieses ungerechten und schmählichen Verdachts Genugthuung werden müsse. **) Martiniz hat sogar stolz gesagt: Auch den Statthaltern sei Vieles hinterbracht worden, was die Utraquisten arglistiger Absichten gegen sie beschuldige. Allein da dieselben Edelleute und einige darunter ihnen sogar blutsverwandt seien, so hätten die Statthalter sie solchen Frevels für unfähig gehalten und sie deshalb gar nicht mit einer Befragung belästigen wollen.“

„Martiniz ist ein harter Mann, aber ich glaube, er

---

*) Historisch. Ebenso alle oben in diesem Capitel angeführten Thatsachen und Gerüchte.

**) Historisch.

denkt wirklich so ritterlich, als er hier geäußert hat", bemerkte Borbonius; „nur in Glaubenssachen mag ich nichts mit ihm zu thun haben."

„Ihr seid ja wol, verzeiht die Frage, auch sein Arzt", wandte sich Basilius zu ihm.

„Das bin ich. Er hat", fügte er lächelnd hinzu, „oftmals versucht, mich zu bekehren. Und er wird es, glaube ich, noch oft wiederholen!"

„Nur nicht auf die Weise", entgegnete Basilius, „daß er Euch, Herr Doctor, den Mund gewaltsam aufsperren ließe, um Euch die Hostie einzugeben, wie er dies auf seiner Herrschaft Smeczan mit den utraquistischen Bewohnern gethan hat. Ich habe einen armen Verwandten, dem das begegnet ist!"

„Ich mag an solche Dinge gar nicht denken!" erwiderte Borbonius entrüstet. „Das war aber doch vor Erlaß des Majestätsbriefes?"

„Ich glaube, ja", antwortete Doctor Basilius.

„Solche Dinge haben wir erdulden müssen!" rief Dussek aus.

„O, sie kommen noch heutzutage vor, wie die letzten Ereignisse im Erzgebirge nur zu traurig beweisen", fiel Diewiß ein.

„Und es ist ganz angelegt darauf, daß das allgemein wieder so werden soll", setzte Basilius hinzu.

„Darum bleibt es wahr, wie der Herr Pfarrer Rosacius gestern sagte: «Wir stehen am Scheidewege für Böhmens Zukunft!»"

„Möge man nur morgen die richtige Straße wählen! Fest, aber ruhig!" sprach Borbonius mit Ernst.

„Horch! Ist das nicht Donner?" fragte Dussek unterbrechend, und lauschte auf.

„Es kann wol sein; ich glaube, es zieht ein Gewitter herauf", meinte Steffek.

„Darum thäten wir wohl, aufzubrechen", sprach Diewiß, und stand auf. Mehrere Andere folgten seinem Beispiele. Sie sahen durch die Fenster nach dem Himmel.

„Hier ist es noch hell; aber westwärts liegt grau dunstiges Gewölk", sagte Dussek.

„Schwül genug ist es, um ein schweres Gewitter fürchten zu lassen!" sprach Borbonius halb vor sich hin, doch mit ernstem Nachdruck.

Er ging in den Hintergrund des Gemachs, wo er seinen Stock und Hut nahm. Die andern Gäste hatten inzwischen die Weinstube eilig verlassen, da es stärker zu donnern anfing. Borbonius, Basilius und Diewiß waren die Letzten.

„Ihr bleibt dabei, es sei morgen ein thätlicher Ausbruch zu erwarten?" fragte Borbonius nochmals zu Diewiß gewandt.

Dieser zuckte die Achseln.

„Selbst der Tag gefällt mir nicht", fiel Basilius ein. „Es ist der 23. Mai! Kein guter Tag für Prag!"

„Ihr meint wegen des Kaisers Rudolf Abdankung?" erwiderte Borbonius. „Der Tag liegt uns, die wir ihn erlebten, freilich schauerlich genug in der Erinnerung."

„Man sagt, der Kaiser habe die Stadt Prag verflucht an diesem Tage"*), wandte sich Diewiß halb fragend mit leiserm Tone an Borbonius, als scheue er es, dies laut auszusprechen.

„Dem ist so, ich weiß es leider ganz gewiß", antwortete Borbonius. „Ich bin nicht abergläubig, allein die

---

*) Historisch.

Erinnerung an den schrecklichen Tag, wo der jetzige Kaiser auf der einen Seite im Schlosse jubilirte und banketirte, während auf der andern der Kaiser Rudolf über seine erzwungene Abdankung in Wehklagen und Verwünschungen ausbrach, diese Erinnerung wird mich mein Lebtag nicht verlassen, und es ist mir an diesem Tage noch niemals wohl zu Muthe gewesen. Was soll ich nun für morgen hoffen, wo Alles schon so bedenklich steht!"

„Sie hätten, ohne dieser übeln Vorbedeutung zu gedenken, den Tag vermeiden können", meinte Basilius. „Denn morgen ist Mittwoch; und Mittwoch und Sonnabend sind keine Sitzungstage."

„Die Ungeduld der Versammlung ist zu groß", versetzte Diewiß; „sie wollen nicht bis übermorgen warten! Ich wiederhole es Euch, die Stimmung ist allzu erbittert!"

„Sollte es wahr sein", fragte Borbonius leise, und zog beide Männer etwas in den Vordergrund, damit Steffek, der hinten im Gewölbe beschäftigt war, das Gespräch nicht höre, „daß bei Thurn heute Abend eine geheime Versammlung stattfindet? Eine Art Verschwörung oder engere Verbrüderung?"

„Ich habe auch etwas davon flüstern hören", antwortete Basilius ebenso.

„Es ist nicht ohne Grund", versetzte Diewiß noch leiser, mit einem Blicke auf Steffek, der aufmerksam auf das Gespräch zu werden schien.

„Sein Bruder, Tobias Steffek, wird auch dort sein. Auch Colon von Fels, Olbramowitz, Paul Riczan, Budowa, der alte Caplicz, Graf Schlick ..."

„So würdige, besonnene Männer auch?" unterbrach Borbonius.

„Sie sollen sich nur verpflichten, als Glaubensbeschützer sich diesmal nicht mit bloßen Worten und Versprechungen genügen zu lassen, sondern Thaten und Unterpfand zu verlangen", erklärte Diewiß. „Allein wer weiß, womit Thurn noch zurückhält; er ist, glaube ich, zum Aeußersten entschlossen!"

„Das Schlimmste bleibt immer die Frage, ob die bittere Antwort von den Statthaltern oder vom Kaiser herrührt", sagte Basilius bedenklich. „Sie werden nicht Nein sagen können und keine andere Antwort geben wollen. Dann ist für nichts zu stehen. Wenigstens mögen Martiniz und Slawata sich vorzusehen haben!"

„Ich habe gehört, sie sind gewarnt und wollen sich decken", sagte Diewiß.

„Sonst könnten sie leicht zu den Abgeordneten von Braunau in den Weißen Thurm wandern und als Unterpfand inne gehalten werden", meinte Basilius.

„Wer weiß, was möglich ist!" erwiderte Diewiß, und schüttelte sorgenvoll den Kopf. „Vorbereitet wird etwas, Prag ist voller Leute mit verdächtigen Mienen, man sagt, Thurn und die andern utraquistischen Herren haben sie von ihren Gütern hereinkommen lassen. Andererseits hat auch die kaiserliche Mannschaft ihre strengen Befehle! Kommt es zum Ausbruch, so geschieht es von beiden Theilen mit gut gerüsteter Kraft. Genug, ich besorge einen harten Zusammenstoß!"

In diesem Augenblicke dröhnte ein so schwerer Donnerschlag, daß die Fensterscheiben zitterten.

Es entstand eine betroffene Stille.

„Laßt uns fort, ihr Herren, wir werden kaum noch das Haus erreichen!" brach sie Borbonius, und schritt eilig hinaus. Die Andern folgten.

Wenige Minuten später rauschte ein schwerer Gewitterregen nieder. Schweflige Blitze kreuzten die Lüfte. Doch es drohte ein schwereres Gewitter auf Prag, auf Böhmen herab als das, dessen Donner jetzt über die Stadt hinrollten.

Elftes Capitel.

Der Nachregen des Gewitters hatte noch nicht aufgehört, als, kurz vor Sonnenuntergang, sich dem Reichsthore von Prag ein mit zwei Pferden bespannter, mit Geräthen schwer beladener Wagen langsam näherte, auf dem zugleich eine weibliche, dicht im Regenmantel eingehüllte Gestalt, mit einem Tuche über dem Kopfe, neben einem etwa sechzehnjährigen Knaben im braunen Wollkittel und breiten Filzhut saß, der die Zügel führte. Neben dem Wagen ritten zwei Männer, gleichfalls gegen den noch ziemlich stark strömenden Regen dicht in Mäntel gehüllt. Es waren Wolodna, Xaver und Therese, welche diese Wandergruppe bildeten. Sie hatten mit ihrer beweglichen besten Habe die Heimat verlassen und zogen, auf Thurn's Aufforderung, jetzt zu diesem, einstweilen nach Prag.

„Nun wären wir denn in Prag“, sprach Wolodna, als sie das enge dunkle Festungsthor hinter sich hatten und in die Straße einritten, wo zunächst, ihnen zur Rechten, das Strahow'sche Prämonstratenserkloster lag, das mit seinen alterthümlichen Thürmen und Giebeln ernst emporstieg. „Du wirst bald staunen über die Stadt, Therese, und du auch, Xaver“, fuhr er fort, „wartet nur noch einige Minuten.“

„Von weitem dünkte sie mich wol sehr stattlich und prächtig", antwortete Therese, „zumal als die Sonne noch schien und die herrliche Kirche da drüben beleuchtete mit ihrem wundervollen Thurme; aber jetzt, das düstre lange Thor, diese enge Straße, die seltsamen Klostergebäude, dazu der graue Regenhimmel, das Alles bedrückt mich und gibt mir ein Gefühl düstrer Schauer und Ahnungen, wie ich es noch niemals gehabt."

„Wahrlich", rief Xaver, „auch mir wird die Brust ganz enge in diesen Steinmassen. Acht Tage bei so grauem Wetter hier zugebracht, und ich würde glauben, ich sei schon begraben!"

„Hm!" sagte Wolodna, „die Stadt wird dir wol noch anders erscheinen! Zumal wenn die Sonne noch einmal durchbricht vor dem Untergehen, wie ich fast glaube, da das Gewölk hinter uns sich schon theilt und einen leicht vergoldeten Saum zeigt. Dabei wandte er sich halb im Sattel herum und deutete mit der Hand rückwärts.

Sie ritten noch einige Minuten die Straße hinab, die sich etwas bergab senkte; da öffnete sie sich und ein weiter freier Raum lag vor ihnen; links ein prachtvolles Schloß und eine herrliche gothische Kirche mit hoch in die Lüfte ragendem Thurme. „Das ist der Hradschin, der erzbischöfliche Palast, und die Schloßkirche", sagte Wolodna.

Therese, die bis dahin tief eingehüllt vor sich niedergeblickt hatte, erhob jetzt das Auge und rief: „Welche Prachtgebäude!"

Auch Xaver, der Prag noch nie betreten hatte, sah bewundernd nach beiden Seiten. Zur Linken die stolzen Gebäude des Hradschin, zur Rechten den ansteigenden Lorenzoberg mit einer Kapelle und einem Kirchlein geschmückt und von der zackigen Festungsmauer mit ihren Thürmen umkränzt.

„Ihr sollt den Anblick noch schöner haben", sagte Wolodna. „Laß uns einen Augenblick absitzen, Xaver; der Bube wird die Pferde halten, während wir mit Theresen dort nach dem Hradschin hinaufgehen!" Er schwang sich vom Sattel, streifte die Zügel des Pferdes über dessen Kopf und warf sie dem Wagenführer zu. Xaver that ein Gleiches, und Beide halfen Theresen vom Wagen. Während sie über den Platz zu ihrer Linken und gerade auf das Schloß zuschritten, hellte sich das Gewölk im Westen völlig auf und die Sonnenstrahlen brachen durch. Jetzt hatten sie einen Höhepunkt dicht an einer kleinen steinernen Brüstung, am Abhange gegen die Stadt zu, erreicht und die mächtigen Thürme derselben, jenseit der in rauschender Pracht dahinströmenden Moldau, lagen wie ein steinerner Wald zu ihren Füßen. In diesem Augenblick trat die Abendsonne in voller Klarheit zwischen dem Regengewölk hervor und ergoß ihren purpurnen Lichtstrom über Stadt und Landschaft. Die Zinnen des Schlosses auf dem Hradschin, der zackige Thurm der Schloßkirche, glühten, wie von einer Feuersbrunst geröthet, auf dem grau bewölkten Himmel; die Thürme der Altstadt leuchteten an den Spitzen, während ihr unterer Theil in dunkelblaue Schatten gehüllt blieb. Der Strom, den halb düstern, halb gerötheten Himmel zurückspiegelnd, rollte abwechselnd in finstern und in rosig blinkenden Wellen, und die mächtige Steinbrücke wölbte ihre schwarzen Bogen schwer darüber hin. Die Höhen um die Stadt an beiden Ufern des Flusses schimmerten im hellen Frühlingsgrün; jenseits, hoch über die Altstadt hinaus, ragte die zweite Veste, welche dieselbe deckt, der Ursitz der böhmischen Herrscher, von der Stammfürstin Libussa gegründet, der Wisherad, über die im grauen Duft sich verlierenden Häuser empor!"

„Wie prächtig“, rief Therese aus, „und doch wie schauerlich! Wie werden wir uns unter den Tausenden von Ungekannten in den dunkeln Straßen verlieren!“ setzte sie halbseufzend hinzu.

„Hier wohnt viel Kummer und Sorge dicht neben vielen Freuden und Hoffnungen!“ sagte Wolodna; „wir werden die Zahl der Frohen freilich nicht vermehren!“

Xaver blickte düster vor sich hin und legte den Arm sanft um Theresens Schulter. „In dieser Stadt können schwere Dinge geschehen“, sagte er, „vielleicht auch freudige! Dunkel ist die Zukunft!“

Alle schwiegen; ihre Gedanken verloren sich in dem erhabenen Schauspiel vor ihnen.

„Hier unter uns, neben dem kleinen Garten“, unterbrach Wolodna die Stille, „liegt der Palast des Grafen Thurn. Dort links, seitwärts von der Kirche hier, ragen die Giebel hervor.“

„Und wessen ist das stattliche Schloß gleich links daneben? Wißt Ihr das, Vater?“ fragte Xaver.

„Ich glaube, es gehört dem Grafen Albrecht von Waldstein.“

„Ein Meer von Häusern und Dörfern, und ein Wald von Thurmspitzen! Doch keine der Kirchen dort unten kommt dieser gleich!“ sagte die staunende Therese.

„Der Schloßkirche, meinst du“, entgegnete Wolodna. „Ja, es ist ein wunderbares Gebäude, dieser Dom! Doch zählt Prag viele großartige Kirchen. Siehst du jene dort mit den vielzackigen Doppelthürmen?“

„Wo jeder Thurm wieder mit kleinen Thürmchen besetzt ist?“ fragte Therese.

„Richtig, das ist die Theinkirche, die reichste von allen. Im Giebel ist das Brustbild des großen Königs Georg

Podiebrad aufgestellt, und oberhalb das Sinnbild unsers Glaubens, der Kelch. O, die Jesuiten haben schon lange dagegen gearbeitet, und möchten gern sowol das Bild des edlen, freigesinnten Königs fortschaffen als den Kelch, um irgend einen Heiligen oder die heilige Jungfrau an die Stelle zu setzen. Doch noch beschützen unsere Glaubensschirmer, was unsere Väter angeordnet haben." *)

„Zu welcher Kirche gehört der Thurm links, nahe der Theinkirche?" fragte Therese abermals.

„Der große? Er gehört zu gar keiner Kirche; es ist der Rathhausthurm", belehrte Wolodna. „Der kleine gehört zu der Kirche St.-Nikolas. Dort liegt der Markt der Altstadt, der Altstädter Ring."

Therese schaute unverwandt nach der Gegend hin. „Welch ein blutiger Dunst dort aufsteigt", sagte sie nach einigen Augenblicken halb vor sich hin in dem Anschauen verloren.

„Das sind die Regendünste, die die sinkende Sonne röthlich färbt", bemerkte Wolodna gleichgültig. Therese antwortete nicht; ihr Blick war unbeweglich auf die Gegend geheftet. Auch Xaver stand stumm und ließ sein schwarzes, feuriges Auge hin- und herschweifen über die Stadt; in seiner Brust wogten dunkle Gedanken, einem bewegten Meere gleich, auf und nieder.

„Seht Ihr nicht auch den Regenbogen?" rief Therese. „Zwei sogar, sie kreuzen sich! Eben dort!"

„Wo eben dort?" fragte ihr Vater.

„Nun dort, wo der blutige Rauch aufsteigt, über dem Markte!"

„Ich sehe nichts von Regenbogen, Kind, und niemals im Leben sah ich Regenbogen, die sich kreuzen."

---

*) Jetzt nicht mehr.

Therese antwortete nicht; sie hielt die Hand über das Auge und war in gefesseltes Hinstarren verloren. Sie schauerte zusammen, zitterte.

„Was ist dir Kind“, fragte Wolodna verwundert. „Friert dich?“

„Ja“, antwortete sie und hüllte sich dichter in den Regenmantel.

„Laßt uns eilen, Vater Wolodna“, drängte Xaver. „Es wird dunkel bevor wir die Herberge erreichen, und wir müssen uns dann noch beim Grafen Thurn melden; er erwartet uns ja noch heut.“

„Du hast Recht“, erwiderte Wolodna. Sie gingen; bald erreichten sie ihr Fuhrwerk wieder, und setzten nun den Weg vom Hradschin nach der Moldaubrücke hinunter fort, um die in der Altstadt belegene Herberge aufzusuchen, welche ihnen als Versammlungsort derjenigen ihrer Glaubensgenossen bezeichnet war, die auf Thurn's und seiner Freunde Anordnung in diesen Tagen nach Prag kamen, um ihre Unternehmungen zu unterstützen.

Diese zahlreichen, streitbaren Männer gelangten unter allerlei Verkappungen, als Kaufleute, Pilger, Viehtreiber, und in andern Gestalten nach Prag. Seit mehreren Tagen schon hatten sie sich an vielen verschiedenen Orten in der Stadt eingefunden, um sich allmälig, und möglichst unbemerkt zu einer starken Schar zu versammeln. Auch Xaver und Wolodna waren zu diesem Zweck hierher beschieden. Thurn, der gerade in diesen schwer Geprüften und Bedrückten die Zuverlässigsten für seine Zwecke fand, hatte ihnen seinen vollen Schutz auch für die Zukunft zugesagt, indem er ihnen einen Wohnsitz auf seinen eigenen Gütern Wellisch und Windritzsch sicherte, wenn sie sich dort niederlassen wollten.

Um den Wagen, der Alles enthielt, was sie von ihrer beweglichen Habe hatten fortschaffen können, und Theresen zuvörderst in der Herberge unterzubringen, nahmen die Wandernden ihren Weg zuerst nach der Altstadt; die Männer wollten dann sogleich wieder zurück nach der Kleinseite, wo des Grafen Thurn Palast am Fuße des Hradschin lag.

Der Anblick Prags wurde, je tiefer sie in die Stadt hinab kamen und sich der Moldaubrücke näherten, immer düsterer und erhöhte die unheimlichen Schauer, welche Theresen durchzitterten. Die schweren, dunkeln Häuser, die in den grauen Abendhimmel emporragenden Thürme, welche in der Dämmerung unabsehbar hoch schienen, die ihr ganz ungewohnte Enge der Straßen, erfüllten sie mit einem bedrückenden Gefühl.

Der Weg führte jetzt durch das Thor des Brückenthurms an der Kleinseite; es herrschte tiefe Dämmerung, als sie die Moldaubrücke betraten. Damals war diese weder durch das Standbild des heiligen Nepomuk, noch durch die der andern Heiligen geziert; erst die spätern, ausschließlich katholischen Zeiten Böhmens richteten diese Bildsäulen auf. Das steinerne Geländer lief in langer, ununterbrochener Linie hin, wodurch die Brücke den Strom noch schwerer zu drücken schien. Nur an ihrem jenseitigen Ende, etwa auf dem letzten Viertel desselben, erhob sich ein Crucifix, und ihm gegenüber stand auf einem der Pfeiler, mit einem Eisengitter umgeben, der Marterpfahl, wo Hinrichtungen und andere schwere Strafen vollzogen wurden.

Wolodna gab Xaver und Theresen Auskunft über diese Gegenstände und erklärte ihnen Alles sonst was in der tiefen Dämmerung noch erkennbar war.

Der ganze Himmel vor ihnen deckte sich mit dem schwarzen Gewölk des abziehenden Gewitters; nur im Westen hinter

ihnen glühte unter den schweren Wolkenmassen das Abendroth der schon versunkenen Sonne nach und umbrannte den Horizont mit düstrem Feuerschein. Die gedämpfte Widerspiegelung desselben zeigte sich vor den Reisenden, im Osten, sodaß die Thürme der Altstadt sich mit dem unteren Rumpf scharf darauf abzeichneten, während ihre Spitzen und Zinnen auf dem dunkeln Wolkenhintergrunde ins Unbestimmte verschwanden. Der Strom rauschte, die Lichtblicke des Abends in mattem Purpurglanz zurückwerfend, unter der Brücke hin.

„Schaut einmal rückwärts“, sagte Wolodna. „Das sieht aus als ob der Hradschin im Feuer stehe!“

„Ach!“ rief Therese, indem sie sich umwandte; ihr Auge hing gefesselt an dem schauerlich prachtvollen Anblick. Xaver ließ den Wagen anhalten.

„Wir können ja zu Fuß vollends hineingehen“, sagte Wolodna, und saß ab. Xaver that Dasselbe und half Theresen vom Wagen. „Du magst die Pferde mitnehmen“, rief er dem Knaben zu und gab ihm die Zügel.

Schweigend stand Therese, von der Gewalt ihrer Gefühle im Tiefsten erregt, auf der Brücke, und konnte die Augen nicht abwenden von dem mit seinen Palästen, Mauerzinnen und Thürmen und dem zackigen Thurm der Schloßkirche auf dem Feuergrunde des Abendhimmels sich abzeichnenden Hradschin. Auch hier ragten die höchsten Zinnen in das schwarze Gewölk hinein, als ob eine Rauchmasse, die aus dem Glutmeer aufsteige, sie umhülle. Die gewaltigen Mauern und Gebäude malten sich tief dunkel auf dem leuchtenden Hintergrunde. Nur die Fenster blinkten in mattem Purpur, da sich der rosige Widerschein, welcher im Osten über der Altstadt lag, darin spiegelte. Alle Drei standen

schweigend. „Seht dort", begann Wolodna endlich, „jenes Fenster, aus dem das Abendroth so feurig zurückflammt, während die andern alle nur in mattem Schimmer glänzen; es gehört zu dem Saale, wo die Statthalter ihre Sitzungen halten."

„Welches?" fragte Xaver. „Das in dem viereckigen Gebäude, welches aus dem längern Flügel hervorspringt. In diesem liegt der Huldigungssaal, wo im verwichenen Jahre die Stände dem Erzherzog Ferdinand als erwählten böhmischen Könige den Eid geleistet haben. Die lange Reihe der großen Fenster gehört dazu. Doch der Berathungssaal der Statthalter ist in dem Vorsprung. Die zackige Pyramide des Schloßthurms", fuhr er fort, „steigt gerade dahinter auf, und dicht daneben, rechts, das ist der Spitzthurm von St.-Thomas."

„Das Gebäude, in welchem die drei viereckigen Fenster übereinander liegen?" fragte Xaver.

„Richtig; das obere gehört zu dem Saal!"

„Die Statthalter!" sagte Xaver mit finsterer Miene. „Also dort sitzen sie und schauen weit über Stadt und Land hinweg, wohin ihr Spruch den Segen oder den Fluch trägt! Es ist seltsam, daß gerade dieses Fenster so in Feuer glüht, während die andern alle nur blaßroth schimmern. Sie können ja auch nicht anders, da die Glut des Abends hinter den Gebäuden brennt, und sich von drüben nur der matte Abglanz zurückspiegelt. Sollte der Saal innerhalb erleuchtet sein?"

„O nein!" versetzte Wolodna, „um diese Stunde werden schwerlich Geschäfte abgethan; auch müßten dann die andern Fenster zur Seite des Gebäudes erhellt sein. Es ist doch nur der Widerschein einer Stelle am Osthimmel."

Therese hatte während dieses Gesprächs geschwiegen,

aber ihre Blicke nicht von dem Fenster verwandt. Die ganze Gewalt innerer Erregungen ergriff sie, und wogte in ihrer Brust. „Wie ein glühendes Drachenauge schaut das Fenster über Stadt und Land, als wolle es Blut und Feuer aussprühen!“ rief sie seltsam schauernd. „Sehet da! Die Finsterniß lagert sich rings über Dächer und Thürme; nur aus dem Fenster flammen Blitze wie aus einer Wetterwolke! Horcht! Wie es donnert!“ sagte sie schauerlich und lauschte auf.

Wirklich tönte ein dumpfer, ferner Donner des abziehenden Nachgewitters, der sich leise murmelnd in den Bergen verlor.

„Meine Therese, was hast du?“ fragte Xaver, der sie zittern fühlte.

„Seht! Es glüht wie der offene Schlund eines Vulkans!“ rief sie von einer unerklärlichen Aufwallung ihres ganzen Innern erschüttert, und zeigte nach dem Fenster hinüber. „Das ist das Flammenthor der Hölle, aus dem die bösen Geister in die Welt ziehen!“

„Komm, liebe Therese, wir haben Eile!“ unterbrach Wolodna sanft ihr düsteres Hinstarren, und zog sie halb mit Gewalt vorwärts.

Indem sie gegen die Altstadt zuschritten, trat der unlängst aufgegangene purpurrothe Mond zwischen den Häusergiebeln aus graulichem Gewölk hervor und schwebte mitten unter dem Thor des innern Brückenthurms!

Therese bebte; es graute ihr, durch die unheimliche Thorwölbung zu schreiten.

„Da sehen wir's nun, wovon das Fenster so glüht“, sagte Wolodna trocken, „es war der roth aufgehende Mond, der sich darin spiegelte.“

„Blutig!“ sagte Therese. „Er hängt wie ein blutiges Haupt an dem schwarzen Thurm!“

„Nur weiter, weiter“, drängte Wolodna die zögernd Widerstrebende. Sie schritten eilig vorwärts; Therese von Xaver's Arm fortgezogen, im Innern von einem kalten Grauen geschüttelt.

Waren es Ahnungen, waren es Offenbarungen, die halb enthüllt vor ihrer Seele schwebten?

Zwölftes Capitel.

Durch ein Gewebe enger, gewundener Straßen erreichten sie die Herberge, vor der schon der Wagen und die Reitpferde standen. Sobald sie eine Stätte für die Nacht gefunden, Pferde und Wagen untergebracht hatten, eilten Xaver und Wolodna, Theresen allein zurücklassend, nach dem Palast des Grafen Thurn. Es war ein ansehnliches, finstres Gebäude, in einer Straße, hart am Fuße des Hradschin. Das Thor war geschlossen, ein schwerer eiserner Klopfer befand sich an der Pforte. Wolodna pochte damit. Alsbald öffnete sich ein kleines Fenster in dem Thorflügel, und durch die, überdies noch zum Schutz mit Eisenstäben kreuzweis vergitterte Oeffnung fragte eine rauhe Stimme: „Wer da?“

„Wir sind herbeschieden“, antwortete Wolodna und nannte sich und Xaver.

„Wartet ein wenig“, erwiderte der Pförtner, und das Fenster schloß sich wieder. Nach wenigen Minuten klirrten Riegel, und eine engere Pforte in dem großen Thorflügel öffnete sich, um die Männer einzulassen. In der gewölbten Hausflur brannte eine Ampel. „Folgt mir“, sagte der

Thorhüter, nachdem er die Pforte wieder fest verschlossen hatte, „der Herr Graf will euch selbst sprechen.“ Sie durchschritten die Hausflur und traten in den geräumigen Hof. Hier sahen sie beim Schimmer einiger Laternen an den verschiedenen Eingängen des Hofes und bei dem unsichern, flackernden Schein eines inmitten des Hofraums lodernden Feuers eine ansehnliche Zahl von Männern beisammen. Einige lagen auf ausgebreitetem Stroh und schliefen, Andere putzten Waffen, noch Andere waren um das Feuer gelagert, auf dem ein großer Kessel in vollem Sieden stand.

Sie schritten mitten durch diese kriegerischen Gruppen hindurch, ohne sonderlich beachtet zu werden. Jenseit des Hofs traten sie in eine enge Pforte und stiegen eine schmale, um einen Pfeiler gewundene Steintreppe hinan. Droben fanden sie einen Diener, dem ihr Führer zurief: „Das sind sie, Johannes, führe sie zu dem Herrn Grafen.“ Der Angeredete öffnete die Thür, ging voran durch mehrere Zimmer und hieß sie in dem letzten, in welchem auf einem Marmortisch ein Armleuchter mit zwei brennenden Kerzen stand, warten. Der Führer ging allein weiter in das anstoßende Gemach; bald kehrte er zurück, hielt die Thür offen und hieß Xaver und Wolodna eintreten.

Hier fanden sie den Grafen, in Gesellschaft mehrerer anderer Herren und Ritter, etwa zehn oder zwölf, die um eine lange Tafel saßen. Schriftstücke lagen ausgebreitet auf derselben. An den Wänden lehnten abgeschnallte Degen; einige Helme, auf Nebentischen und Sesseln, zeigten, daß auch mehrere Kriegsmänner unter den Berathenden seien. An der langen Seite der Tafel, in der Mitte, gerade der Thür gegenüber, saß der Graf. Er stand auf, als Wolodna und Xaver eintraten. „Da seid ihr ja, wackere Männer“, rief er ihnen mit herzlichem Ton entgegen. „Tre=

tet näher! Eure Hand, Vater Wolodna, Eure Hand, Rechodom!"

Mit diesem ehrenden Gruß lud er sie ein, bis zur Tafel hinzutreten, und reichte ihnen freundlich seine Rechte hinüber. „Ihr seid pünktlich und kommt uns gerade zur rechten Stunde. Auf diese Beiden dürfen wir uns verlassen", wandte er sich zu den Versammelten. „Sie werden uns Dienste leisten, morgen, wenn es Noth thun sollte. Es ist mir sehr lieb, daß sie gerade zu unserm Beschluß eingetroffen sind. Wollet Ihr nun so gut sein und die Vorlesung des Protokolls noch einmal beginnen! Herr Martin Frühwein?" sagte er zu einem Herrn, der am untern Ende der Tafel saß. Dieser stand auf, nahm ein großes Blatt in die Hand und las:

„Die am Schluß dieser Schrift Unterzeichneten haben in reifliche Erwägung gezogen, was sie auf den abschläglichen Bescheid zu thun gedenken, der von Sr. kaiserlichen Majestät auf ihr dringendes Gesuch um Abstellung der argen Misbräuche und Verfolgungen, mit denen sie und die Anhänger ihres Glaubens heimgesucht werden, ertheilt ist. Sie sind der festen Ueberzeugung, daß Se. kaiserliche Majestät durch treulose und hinterlistige Diener in dieser Angelegenheit gemisbraucht und gröblich getäuscht werden. Daher sind sie fest entschlossen, dieselben zur Rechenschaft zu ziehen, und verpflichten sich demgemäß gegenseitig, morgen früh um die neunte Stunde, wenn die Statthalter, die im Namen Sr. kaiserlichen Majestät das Königreich Böhmen verwalten, auf dem Schlosse versammelt sind, sich sämmtlich dorthin zu begeben — wie denselben schon angesagt ist — um von Mund zu Mund Auskunft von ihnen zu fordern, wie es geschehen konnte, daß so gerechte und dringende Beschwerden nicht nur keine Abhülfe gefunden haben, son-

dern schnöde, und sogar mit Drohungen zurückgewiesen sind. Sie verpflichten sich gegeneinander, unter keinerlei Vorwand, und was auch ihre anderweitigen ständischen Genossen thun mögen, von diesem Beschluß zurückzutreten. Sie verpflichten sich ferner auf ihr ritterliches Wort, auf ihren ständischen Eid und auf ihren heiligen Beruf als Defensoren der böhmischen Dissidenten, die Sache derselben auf jegliche Art in Schutz zu nehmen, sodaß sie auch bei diesem Act mit dem ganzen Nachdruck ihrer Kraft und Macht verfahren, und nöthigenfalls Leib und Leben einsetzen wollen, um ihre Rechte und die ihrer Glaubensgenossen zu vertheidigen. So geschehen am zweiundzwanzigsten Mai des Jahres unseres Herrn eintausend sechshundert und achtzehn."

„Meinen Namen sollt Ihr zuerst haben!" rief Graf Thurn, stand lebhaft auf, ließ sich das Blatt herüber reichen und unterzeichnete es auf der Stelle, indem er dabei laut sprach: „Heinrich Mathias, Graf von Thurn! — Ich bin kein Böhme", setzte er hinzu, „aber ich habe ein Herz für Böhmen!" damit reichte er zugleich das Blatt weiter an seinen Nachbar. „Folgt Ihr zunächst meinem Beispiele, Colon von Fels, wir müssen als Feldherren auch hier die Ersten sein. Es könnte ein Kampf werden, härter als manche Schlacht."

Der Angeredete, ein hoher Mann in kriegerischer Tracht, unterzeichnete sofort. So ging das Blatt von Hand zu Hand am Tisch herum. Diejenigen, welche unterzeichnet hatten, standen danach auf und zerstreuten sich im Saale, in einzelnen Gruppen zueinander tretend. Der Graf sprach während dessen freundlich mit Wolodna und Xaver von ihren Verhältnissen, ihrer Auswanderung, und erneuerte die Versicherung, daß er für ihre gegenwärtige und künftige

Lage getreulich sorgen werde. Er führte auch einige der anwesenden vornehmen Herren zu ihnen und schilderte diesen mit Eifer die Vorgänge, welche die Auswanderung dieser beiden Männer veranlaßt hatten."

„Auf Männer, die das erdulden mußten", sagte er zu einem bejahrten Herrn im schwarzen, goldgestickten Sammetkleid, „können wir zählen, das werdet Ihr zugeben, Budowa! Das ist eine Bürgschaft, die selbst ein so strenger Jurist wie Ihr nicht abweisen wird!"

Xaver fühlte sich von ehrfurchtsvollem Staunen durchdrungen, da er aus dem genannten Namen ersah, daß es der Mann sei, den sein Vater so hoch verehrte, und dem alle Utraquisten so Großes verdankten.

„Der Sohn", fuhr Thurn fort, und schlug Xaver männlich auf die Schulter, „wird es nicht vergessen, daß sein Vater mit Hunden in die Messe gehetzt ward! Vater Caplicz", wandte er sich einem würdigen Greise mit silberhaarigem Haupt zu, „der Vater dieses jungen Mannes, ein Greis in Euren Jahren, hauchte sein Leben aus, unter den Bissen einer wilden Meute! Es war grauenvoll! Allein", hier legte er wieder die Hand auf Xaver's Schulter, „der Tag der Vergeltung bleibt nicht aus, mein wackrer Nechodom! Die Hülfe ist vielleicht näher als Ihr meint!"

Inzwischen hatten Alle unterschrieben, und Einige der Anwesenden bereits ihre Degen umgeschnallt, Andere die Hüte oder Baretts genommen; sie schickten sich sämmtlich an den Saal zu verlassen.

„Nicht gleichzeitig, einzeln, Ihr Herren", erinnerte Thurn; „ich weiß, sie haben Verdacht und belauern jeden unserer Schritte. Heute, lieben Freunde, noch geheim, im Dunkeln, vereinzelt; morgen öffentlich,

am lichten Tag, Alle zugleich, und Alle für Einen!"

So trennte sich die Versammlung. Xaver und Wolodna blieben allein zurück. Der Graf hatte es ihnen also geheißen. „Freunde", redete er sie an, als der Saal leer war, „ich vermuthe, wir werden morgen einen heißen Tag haben, dem vielleicht noch heißere folgen. Aber durch heiße Tage reifen die goldenen Früchte des Feldes! Um sie zu ernten, baue ich auf euch Beide, als verständige und entschlossene Männer, mit. Ihr wißt noch nicht ganz, was dieser Auftritt hier bedeutet. Ich darf's euch anvertrauen. Setzt euch, Freunde!" Er that es selbst und winkte ihnen, die Sessel ihm gegenüber einzunehmen. Dann begann er im vertraulichen Tone: „Auf unser gemeinsames, dringendes Bittschreiben, von dem ich euch schon zu Klostergrab sagte, ist die Antwort aus Wien eingelaufen. Nicht aber an uns, eure Glaubensdefensoren, wie sich's gebührt hätte, sondern an unsere Bedrücker, die Statthalter. Diese Hinterlistigen aber, wir wissen es sicher, haben den Bescheid selbst geschmiedet und ihn dem Kaiser nur zur Unterschrift vorgelegt, ihn mit Lug und Trug hinters Licht geführt, daß er alle Dinge falsch sieht. Deshalb wollen wir sie morgen auf dem Kanzleisaal zur Rechenschaft ziehen. Die Mehrzahl der Statthalter selbst ist auf unserer Seite; es werden daher Viele gar nicht in der Sitzung erscheinen. Sie können als Diener des Kaisers nicht offen für uns auftreten, aber sie werden ebenso wenig hindern, was wir thun. Und zu einer Entscheidung muß es kommen!"

„Gebe es Gott zu einer guten, sie thäte uns Noth", sprach Wolodna.

„Was wir dazu vermögen", sagte Xaver, „soll gewiß redlich geschehen, Herr Graf!"

„Das glaub' ich euch", erwiderte Thurn, und schüttelte Beiden die Hand. Dann fuhr er fort: „In Frieden sind die Zustände nicht länger zu halten. Sollen wir den Druck, solche Gräuel wie Ihr erfahren, in alle Ewigkeit fort erdulden? Uns immer nur mit geschmeidigen Worten nähern, wenn sie uns mit Feuer und Schwert verfolgen? Im Guten gibt man uns unser Recht nimmermehr! Heute wird ein Weniges bewilligt, zum Schein, um das Aeußerste zu meiden, und morgen, wenn sie nicht mehr in Furcht sind, wird das Bewilligte zurückgenommen oder vergessen. So war es mit dem Majestätsbrief des Kaisers Rudolf. Damals glaubten wir, nunmehr sei unsere Sache geschützt auf immer! Doch ihr seht, wie es damit ergeht! Sie zerren und deuteln daran, bis kein Buchstabe mehr bleibt! Glaubt mir, wir werden nichts Gesichertes erhalten, was wir uns nicht erkämpfen! Stark genug sind wir; wir sind die Stärkeren sogar, allein wir müssen einig sein!"

„Das müssen wir!" rief Xaver feurig.

„Dazu helfe Gott", setzte Wolodna hinzu.

„Die Hülfe Gottes wird uns nicht fehlen", fuhr der Graf fort, „wenn unsere eigene entschlossene That uns hilft. Aber man muß vorangehen mit muthigem Beispiel. Das will ich, dazu haben wir uns hier verpflichtet, und dazu seid auch ihr die Männer. Es sind der Zögernden, der Furchtsamen noch zu Viele, die immer erst morgen möchten, nur nicht heute! Diese müssen wir zwingen, mit uns zu gehen. Es muß etwas geschehen, was die Zaghaften nicht mehr zurücktreten läßt. Ein kühner Schlag, der die weitläufigen hinterlistigen Unterhandlungen ferner unmöglich macht! Dann ist der Damm durchbrochen, und der Strom stürzt nach. Alle, die gezaudert haben, müssen mit uns

sein, und dann sind wir stark genug uns selbst zu geben, was uns zukommt."

Thurn glühte; das Blut italienischer Abstammung rollte in seinen Adern. „Wollt ihr mir morgen folgen, wohin ich auch gehe?" fragte er aufstehend, und hielt das blitzende Auge gespannt auf die beiden Männer. „Ihr wißt, ich habe nicht gezaudert, als es galt euch zu beschützen!" fuhr er fort, da Wolodna zu stutzen schien. „Ich sprengte allein mitten in den Schwarm der Wüthenden und mein Kopf war leicht zu haben, denn ihr und meine anderen Hülfsgenossen, ihr waret weit hinter mir. So werdet auch ihr mich jetzt nicht im Stich lassen, wenn mir eure Hülfe nöthig wird!"

„Ich nicht, bei meines Vaters heiligem Blut!" rief Xaver, und sein schwarzes Auge warf Blitze. „Ich nicht!"

„Ich auch nicht", sprach Wolodna stark und mit festem Entschluß. „Wohin Euer Fuß tritt, trete ich auch. Ihr waret einst mein Feldherr, Herr Graf, ich folgte als Soldat, wohin Ihr mich führtet. In Gottes Namen denn jetzo auch!"

„Gut denn! So achtet auf meine Wege! Und wenn ich das Schwert ziehe, aber früher nicht, dann vorwärts! Wenn nur drei Männer in den Feind einfallen, dann folgen ihnen Tausende. Ein Funke muß zünden, dann fliegt die Pulvermine auf! Ich zähle also auf euch, falls es nothwendig werden sollte!" Er hielt ihnen beide Hände zum Einschlagen hin.

„In Leben und Tod!" rief Xaver und faßte die Rechte des Grafen.

„In Leben und Tod!" wiederholte Wolodna und schlug gleichfalls ein.

„So sind wir einig!" sagte der Graf, ihre Hände

herzlich schüttelnd. „Morgen um 8 Uhr früh seid pünktlich hier; da sollt ihr Weiteres hören. Ihr kommt gewaffnet; aber nicht zu auffällig; meinethalben den Dolch im Gürtel, ein Schwert, oder je nachdem es bei euch Sitte ist, den polnischen Säbel an der Seite. Es muß nicht scheinen, daß ihr's mit Absicht thut, nur aus Gewohnheit, zum Schmuck, wie wir Ritter das Schwert tragen. Doch nichts von Feuergewehr, Harnisch, Helm. Das Alles soll uns zur rechten Zeit nicht fehlen. Zuvor aber nichts, was auffällt! Wenn Andere, die mehr dazu verpflichtet sind, so Wort halten, wie sie bis jetzt versprochen, bedarf es eures Arms jetzt vielleicht gar nicht. Später aber gewiß! Nun gute Nacht! Morgen zur rechten Zeit." Thurn entließ sie mit nochmaligem herzlichen Händedruck.

Indem sie der Thür zuschritten, öffnete sie sich, und ein großer, hagerer Mann, in einen schwarzen Kriegsmantel gehüllt, trat ein; sein Auge blitzte finster unter den hochgezogenen buschigen Brauen hervor. Er warf einen flüchtigen, aber scharfen Blick auf die ihm Entgegenkommenden und schritt dann rasch, ohne sie weiter zu beachten, an ihnen vorüber. Xaver, der Letzte, der hinausging, sah sich noch, indem die Thür sich hinter ihm schloß, staunend nach ihm um. Der Fremde hatte einen seltsamen Eindruck überwiegender Geistesgewalt auf ihn gemacht!

Dreizehntes Capitel.

„Ihr hier, Wallenstein? Kommt Ihr aus Ungarn oder Venedig? Und zu dieser Stunde in meinem Hause?" rief Thurn überrascht, als er den Eintretenden erkannte, und seine Mienen drückten eine gleiche, unruhvolle Verwunderung aus wie seine Worte, — — „Ihr kommt ...."

„Zu spät, besorge ich", unterbrach ihn der Graf Albrecht Wallenstein, „zu spät, um Euch zu warnen, Thurn!" Der Graf schwieg verwundert. „Ihr seid erstaunt, daß ich so ohne weiteres hier Eingang gefunden? Das ist einfach. Euer Portier war früher in meinen Diensten und, ich kenne Euer Losungswort!"

„Ihr Graf Wallenstein?" erwiderte Thurn rasch und sichtlich bestürzt.

„Besorgt nichts, Graf Thurn! Wir sind alte Kriegskameraden und Nachbarn hier in Prag. Ich werde Euch, wenn es sein muß, mit offener Waffe angreifen, aber Verrath ist nicht mein Handwerk!"

„Wollt Ihr Euch nicht setzen, Graf?" fragte Thurn und suchte eine leichtere Fassung zu gewinnen.

„Wie's Euch beliebt", antwortete Wallenstein. Er setzte sich, Thurn gleichfalls.

„Ich will Euch", begann er mit dem ruhigen Ton völliger Sicherheit seiner selbst, „nur ein paar Worte sagen, aus alter Freundschaft. Euer Handel kann übel gerathen! Ihr wißt, in Glaubenssachen denke ich frei. Nicht die Jesuiten sind es, die aus mir sprechen. Aber, Ihr seid auf dem Punkt, Böhmen in einen Krieg zu stürzen!"

„Wer sagt Euch das?“ fiel Thurn lebhaft ein. „Gerade hoffe ich den Krieg zu vermeiden, zu dem es kommen müßte, wenn man wie bisher ....“

„Davon überredet wen Ihr wollt, Thurn, nicht mich. Ihr fragt mich, wer mir sagt, daß Ihr den Krieg entzündet? Ich sage mir's; und ich verstehe mich etwas auf solche Sachen. Allein bedenkt es wohl! Ihr beginnt einen Krieg, dessen Anfang Ihr wohl kennt, nicht aber das Ende. Sollen sich unsere Städte untereinander mit Feuer und Schwert anfallen? Der Bürger den Bürger erwürgen? Haben wir nicht schon genug des Elends und der Zwietracht im Lande gehabt, seit Procopius und Ziska? Sind die Passauer Händel nicht Euch selbst noch frisch genug im Gedächtniß? Sollen diese Gräuel sich erneuern? Ihr seid kein Böhme, Thurn“, fuhr er ruhiger fort, „aber Ihr habt Besitzthümer bei uns. Euch richtet der Krieg zu Grunde, so gut wie alle Anderen auch. Wollt Ihr ...“

„Jetzt verstehe ich Euch, Wallenstein“, unterbrach ihn Thurn, und nahm, um seine Stimmung zu verbergen, eine halb scherzende Wendung. „Ihr müßt freilich den Krieg in Böhmen scheuen, da es Euch zur Hälfte gehört —.“

„Gemach, Graf Thurn, ich nehme die andere Hälfte lieber!“ antwortete Wallenstein eben so, fuhr aber sogleich in seiner ernsten Ruhe fort: „doch wer verliert was er hat, ist ein Bettler, er habe wenig oder viel. Ich habe mehr als Ihr, doch dieser Krieg kann uns Beide rasch gleich machen. Ich scheue ihn, ja; aber Ihr hättet ihn mehr zu scheuen, da der Ausgang Euch Schlimmeres bringen kann als mir —“

„Auch Besseres, Graf!“

„Ich zweifle!“

Beide schwiegen.

„Nehmt meinen Rath an, Thurn“, hub Wallenstein zuerst wieder an. „Treibt es nicht zum offenen Bruch!“

„Hört, Wallenstein“, antwortete der Graf lebhaft. „Ein Rath ist des andern werth. Nehmt den meinigen an: Gesellt Euch zu uns!“

„Ihr räumt also doch ein, daß Ihr offenen Kampf sucht!“ sagte Wallenstein mit Nachdruck.

„Ich glaube nur, daß er unvermeidlich ist“, erwiderte Thurn. „Tretet zu uns!“

Wallenstein wiegte das Haupt langsam. Nach einigen Augenblicken sagte er fest: „Nein! Ihr wollt mähen, ehe das Korn reif ist! Das gibt eine schlechte Ernte!“

„Wallenstein“, rief Thurn von dem ihm plötzlich gekommenen Gedanken, den er erst jetzt recht in seinen Folgen weiter überschaute, entzündet, „wenn Ihr zu uns tretet, ist der Erfolg gewiß. Dann beginnen wir einen Krieg, dessen Ende wir kennen!“

„Weder in Zeit noch Ausfall“, erwiderte Wallenstein kalt, abermals das Haupt schüttelnd.

„Beim Himmel! Wir wissen das Wie und das Wann“, fuhr Thurn noch eifriger fort, „wenn Ihr zu uns tretet! Ihr, der reichste, der mächtigste Edelmann in Böhmen, — der beste Soldat!“

„Wolltet Ihr unter mir dienen, Thurn?“ fragte Wallenstein, und maß ihn mit einem durchforschenden Blick.

„Neben Euch!“ erwiderte Thurn.

„Nein!“ widerholte Wallenstein.

„Meinethalben, ins Teufels Namen auch unter Euch“, rief Thurn fast im Ton des Zorns. „Aber seid der Unsrige! Ihr waret entfernt, Ihr wißt nicht, wie hier die Dinge stehen! Morgen wird ....“

„Ich weiß Alles“, entgegnete Wallenstein, in unbeweglicher Kälte der Haltung. „Ich weiß Alles und weiß es besser als Ihr, den der Eifer verblendet. Glaubt Ihr wirklich, Thurn, ich würde in Böhmen nicht so viel Ohren haben, um in Ungarn und in Venedig zu hören, wenn hier eine Maus im Kornboden raschelt? Vollends wenn ein Wolf in die Heerde bricht? Meint Ihr, ich wisse nicht, was Ihr, selbzwölfe hier unterzeichnet habt?“

„So sind Verräther unter uns“, rief Thurn und sprang auf.

Wallenstein lächelte. „Sie waren unter den Jüngern des Herrn, wie könnt Ihr es anders verlangen?“

„Wer ist der Judas?“

„Ereifert Euch nicht! Ich sagte Euch ja schon“, fuhr Wallenstein fort, indem er ruhig aufstand, „und Ihr könntet es von selbst wissen, Verrath ist nicht meine Sache; wer dafür sorgt, daß ich weiß, was ich wissen muß, ist darum noch kein Judas. Im Gegentheil, ich bin unterrichtet zu Eurem Vortheil; denn ich warne Euch nochmals: drückt den Pfeil nicht ab!“ Er stand auf; Thurn ging unruhig einige Schritte auf und nieder.

„Ich wiederhole Euch“, hub Wallenstein wieder an, indem er den Mantel wie zum Gehen dichter an sich zog: „Ihr wißt nicht, wie weit die Kugel fliegt. Haltet den Hahn Eures Gewehrs gespannt, — damit genug! — Gute Nacht!“ Er wandte sich um.

„Nein, Wallenstein!“ entgegnete Thurn warm und ergriff seine Hand. „Geht nicht! Seid der Unsrige! Mit Euch schreiben wir die Gesetze Böhmens!“

„Ich vielleicht einmal auch ohne Euch“, antwortete Wallenstein. „Doch wie gesagt, Euer Feld ist noch zu grün!“

„Ich sage Euch, es ist so überreif, daß die Körner aus

den Aehren fallen", erwiderte Thurn und ließ seine Hand nicht los. „Kommt, theilt unsere Ernte! Durch Euch verdoppelt sie sich!"

Wallenstein schwieg und zog seine Hand zurück.

„Glaubt nicht, daß ich den Krieg suche, Wallenstein", begann Thurn noch einmal; „beim Himmel, ich möchte ihn nicht! Aber es ist nur dadurch abzuwenden, daß wir Alle dazu bereit und gerüstet sind! Der Krieg geht vom Kaiser aus; sieht er uns entschlossen, ihn anzunehmen und im Stande ihn zu führen, wird er ihn unterlassen, und uns gewähren, was wir haben müssen. Weil ich zum Kriege rüste, darum hoffe ich den Frieden, nach dem alten Spruch: Si vis pacem, para bellum!"

„Und weshalb bedürftet Ihr dann meiner?" fragte Wallenstein ruhig, „wenn Ihr den Krieg nicht wollt."

„Euer Hinübertreten zu uns macht uns den Frieden zur Gewißheit, den wir jetzt nur zu erlangen hoffen", antwortete Thurn warm. „Wir sind mit Euch seiner Früchte sicher, ohne Kampf, die wir ohne Euch vielleicht blutig erkämpfen müssen. Wir Alle gewönnen, Wallenstein! Ihr die sichere Ruhe für Euren reichen Besitz, wir die freie Ausübung unserer Religion und unserer Rechte. Nirgends treten wir Euch in den Weg, denn wir werden Keinem die Freiheit kränken, die wir selbst begehren. Darum kommt zu uns, seid Böhmens guter Engel! Ihr könnt es! Die Saaten sind reif, die Ernte ist unser, in wenigen Wochen, wenn Ihr helfen wollt, sie einzubringen!"

Wallenstein stand mit verschränkten Armen und blickte starr vor sich hin; es schien als kämpfe er mit einem Entschlusse. Dann erhob er das Auge und sah durch einen obern Fensterflügel, der offen stand, scharf hinaus nach dem hellbestirnten Himmel draußen. Er vertiefte sich in den

Anblick. Es ging etwas Seltsames in ihm vor, das sich in seinen Zügen unheimlich widerspiegelte. Thurn schwieg in gespannter Erwartung.

„Nun?" fragte er endlich, „Ihr schweigt? — Ihr wollt nicht?"

„Nein", sagte Wallenstein kurz. „Ich verlasse Prag in dieser Stunde wieder, unbemerkt, wie ich gekommen bin. Ich habe Euch meine Meinung gesagt, Thurn; ich glaube, ich habe Euch einen Dienst geleistet! Gedenkt mir dessen. Der Tag kann kommen, wo Ihr ihn mir vergelten könnt. Jetzt gute Nacht!"

Thurn erwiderte den Gruß stumm. Wallenstein ging.

Lange blickte Thurn ihm schweigend nach! „Wenn er zu uns träte", rief er endlich aus, „morgen wäre unsere Sache entschieden!"

In heftiger Wallung ging er auf und nieder. Unruhig warf er in abgebrochenen Sätzen vor sich hin: „Unter ihm dienen, der unter mir gefochten, es möchte sein! Doch unsere Saat unreif! Das ist sie nicht! Die Früchte, an die er denkt, mögen freilich noch nicht reif sein! Unsere Sense wird zur rechten Zeit blinken, und die Schnitter werden mähen, daß es eine Freude ist!"

Schnellen Schrittes wollte er den Saal verlassen, doch plötzlich stand er nachdenklich still: „Sollten wir wol sicher sein in dieser Nacht? Ist ihm zu trauen — Ihm, ja —. Aber Dem, der ihm verrieth, was hier geschehen? Hm! Und wo ein Verräther war, könnten da nicht auch zwei und mehrere sein? Wir müssen also auch darauf bedacht sein!" In diesen unruhigen Gedanken, die seine Seele hin- und herwälzte, ging er der Thür zu, um den Saal zu verlassen. Da öffnete sich eine Seitenthür, die zu der Woh-

nung der Gräfin hinüberführte. Sie selbst, die Gräfin Thurn trat ein.

„Elisabeth", redete Thurn sie erstaunt an, „du noch so spät? Und hierher?"

„Verzeih'", antwortete sie, mit sanft bewegter Stimme, „Balthasar berichtete mir, dein letzter Besuch habe dich eben verlassen, ich glaubte dich nun nicht mehr in Geschäften zu stören!"

„Du siehst ich bin allein; was führt dich aber jetzt noch hierher?"

Die Gräfin seufzte leise. „Ich kann nicht Ruhe finden", sagte sie mit von Besorgniß zitterndem Ton. „Geh' nicht zu gefahrvolle Wege, Thurn", fuhr sie fort und trat ihm näher, indem sie die Hand bittend auf seine Schulter legte. „Es umschleichen uns Gerüchte aller Art, schauerliche!"

„Liebe Elisabeth", unterbrach er sie, „wie kann es anders sein, in so bewegter Zeit? Jeder weiß halb, hört halb, erfindet halb hinzu. Laß dich das nicht in Angst setzen!"

„Doch allgemein fürchtet man, daß morgen die Versammlung auf dem Schloß nicht in Güte enden werde..."

„Je nachdem es fällt, wir müssen freilich auch auf einen scharfen Zusammenstoß gefaßt sein... Doch sei ohne Sorgen, wir sind darauf gefaßt!" war Thurn's Antwort.

„Was habt ihr heute beschlossen, Thurn, sage mir's, wenn du darfst", bat sie, „nimm die Angst von meiner Seele!"

Sie umfaßte ihn innig und sah ihn bittend an.

Die Gräfin Thurn war ganz das Gegentheil ihres Gatten. Er, unruhigen Geistes, rastlos strebend, heftig, kühn, ehrgeizig, leichten Sinnes über die Folgen verwegener Thaten; die Gräfin, in sich zurückgezogen, sanft, innig,

nur das nächste stille Glück erstrebend und den Ihrigen bereitend, gewagten Aufschwung scheuend. So erfüllte diese unruhige Zeit sie mit Besorgniß und bangen Ahnungen, während sie in Thurn nur kühne Hoffnungen und Entwürfe erregte. Diese Verschiedenheit beider Gatten trennte sie aber keineswegs, sondern einigte sie nur um desto herzlicher. Jeder ergänzte den Andern. Thurn seine Gemahlin durch seine belebende, fördernde Kraft, sie ihn durch ihre behütende, sorgliche Theilnahme. Ganz Eins waren Beide in der innigsten Liebe zueinander und ihren Kindern, und in dem Wohlwollen gegen Alle, die sie umgaben und die der Theilnahme würdig waren.

„Liebe Elisabeth", sagte er sie besänftigend, „wir haben heute nichts beschlossen, als was die alten Beschlüsse befestigt. Einig zu sein im Handeln, und da Worte keine Bürgschaft mehr geben, Thaten an ihre Stelle zu setzen!"

„Aber welche Thaten?" fragte sie.

„Nur solche, die nothwendig sind, uns gegen eigene Gefahr zu schützen! Welcher Art diese sein müssen, kann sich erst aus den Verhandlungen ergeben."

„O möchtet Ihr die Ruhe bewahren!" sprach sie bittend. „Man sagt", fuhr sie fort, als Thurn schwieg, „die Statthalter seien um ihre Freiheit, um ihr Leben besorgt?"

„Bei Gott", antwortete Thurn lebhaft, „sie haben es nicht mehr nöthig als wir selbst. Vergiß nicht, Elisabeth, daß unser Haupt an einem Haar schwebt, daß sie mich, Schlick, Budowa, Wilhelm Lobkowitz und wer weiß wen noch, schon bezeichnet haben als Diejenigen, deren Köpfe fallen müßten, um dem Ketzerthum mit einem Schlage ein Ende zu machen."

„Ich kann an die Absicht solcher Frevel nicht glauben", entgegnete Elisabeth, schauerte aber doch zusam=

men; „nimmermehr würde der Kaiser solche That zugeben!"

„Mathias nicht, wie eng sie ihn auch umgarnt haben; aber auf Ferdinand steht ihre Hoffnung und er wird ihr Vertrauen nicht täuschen! Mathias liegt halb im Grabe, vielleicht herrscht schon jetzt Ferdinand mehr als er selbst. Wenn er unser König wird! Glaube mir, Elisabeth, wenn wir jetzt verzagt sind, sind wir verloren! Wir müssen handeln!"

Die Gräfin fühlte, daß sie nicht weiter gehen könne; sie brach ab und fragte, um zu etwas Anderem zu gehen: „Wer verließ dich zuletzt, Thurn?"

„Ahnst du es?" fragte er mit äußerstem Erstaunen.

„Nein", antwortete sie betroffen, da sie nicht geglaubt hatte, daß ihre Frage von solchem Gewicht sein würde. „Wenn ich es nicht wissen darf, so will ich nicht gefragt haben", setzte sie hinzu.

„Du darfst es wissen. Ich will nichts Heimliches vor dir haben, was mich angeht, Graf Albrecht Wallenstein."

„Er, hier? In Prag? Und was wollte er?"

„Was du willst", sagte Thurn lächelnd. „Mich warnen!"

„Warnen!" sprach Elisabeth langsam nach, „o folge ihm!"

„Dann würde ich zum Verräther an Böhmen", antwortete er unwillig. „Laß das, Elisabeth!" Vor Dem, wovor zu warnen wäre, warnt mich am meisten deine Angst! Ihr gehorche ich mehr als dem Drohen der Gefahr!" Er küßte sie innig; sie hing fest in seinen Armen.

„Ich habe dir noch etwas zu sagen. Die wackern Männer aus dem Erzgebirge, Joseph Wolodna und Xaver Nechodom, sind eingetroffen. Sie werden treu zu mir halten und ich muß ihnen das Gleiche thun. Denn sie haben

auf meinen Anlaß, freilich unserer gemeinsamen Sache halber, ihre Heimat verlassen. Sobald diese unruhigen Tage vorüber sind, will ich dauernd Sorge für sie tragen, bis sie vielleicht später wieder ungefährdet, friedlich auf ihrem Eigenthum wohnen können. Ein Theil dieser Sorge aber fällt für jetzt dir zu; das schöne, edle, muthige Mädchen, Wolodna's Tochter, Therese, ist in ihrer Begleitung. Diese mußt du aufnehmen."

„Sie soll mir wie eine Tochter willkommen sein!" antwortete Elisabeth aus liebreichem Herzen.

„Sie wird sich gut zu Thekla schicken. Morgen wird sie dir zugeführt werden."

Die Gräfin blickte ihren Gemahl noch einmal tief innig an; dann sank sie an sein Herz. Er hielt sie in langer, stummer Umarmung. Endlich trennten sie sich, tief bewegt.

Thurn's Stimmung war nicht mehr dieselbe, wie vor Wallenstein's und Elisabeth's Besuch. Das Gewicht der Verantwortung drückte schwerer auf seiner Brust, dunklere Schatten der Besorgniß fielen auf die Zukunft. Es sprach eine warnende, innere Stimme zu ihm, die er nicht hören mochte.

Schweigend, nachsinnend, schritt er in dem Saal auf und nieder. Er trat an das Fenster, das in den Garten hinausging, und blickte in die Nacht hinaus. Die Gedanken wogten in seiner Brust.

„Sollten diese schönen, hellen Sterne der Maiennacht, die selbst vor dem Mondenlicht nicht erbleichen, mir ungünstig stehen?" — — —

Er öffnete das Fenster und lehnte sich hinaus. Tiefe Stille herrschte; nur der ferne Schall der Glocken aus der Stadt, welche, einander folgend, die Mitternachtsstunde anschlugen, tönte herüber. Schattiges Dunkel lagerte sich in den

Gebüschen; nur der Weg an der westlichen Gartenwand war vom leicht verhüllten Monde matt beleuchtet. Die unbestimmten Schatten der Baumwipfel fielen darauf und bewegten sich leise im Hauche des Nachtwindes. Einen Augenblick, wo der Strahl des Mondes hell durch das getheilte Gewölk fiel, war es, als schwebe der Schatten einer langsam wandelnden Gestalt an der Mauer hin. Sie glich einem tief verhüllten, gebeugt wandelnden Mönch mit langem Barte. Der Mond verschwand wieder; auch der Schatten mit dem der Gebüsche zugleich.

„Seltsam! Sollte noch Jemand im Garten sein?" dachte Thurn. „Ist wer da?" fragte er laut hinüber. Keine Antwort erfolgte. Lautlose Stille ringsher, auch der Glockenton war verhallt. Nur der Wind rauschte in den Wipfeln.

Lange blieb Thurn in Betrachtungen versunken. Endlich suchte er, schwerer Gedanken voll, das Lager.

Vierzehntes Capitel.

Am 23. Mai wohnten die Statthalter des Kaisers, wie nach altem Brauch vor jeder Sitzung geschah und auch an beiden Tagen zuvor geschehen war, einer feierlichen Procession und der Messe in der Schloßkirche auf dem Hradschin bei. Erst nachdem sie solchergestalt ihre Andacht verrichtet, begaben sie sich einzeln hinauf in den Saal der Kanzlei. Der Geheimschreiber Fabricius war schon dro=

ben und mit Ordnen der nöthigen Papiere beschäftigt, als Slawata eintrat.

„Ist Alles in Ordnung?“ fragte er diesen.

„Alles“, antwortete Fabricius. „Die Leute sind im landständischen Saal.“

Die Thür öffnete sich. Der Burggraf von Karlsstein, Freiherr Borzika, Jaroslaw von Martiniz, trat ein.

„Guten Morgen, Martiniz“, begrüßte ihn Slawata; „Ihr kommt aus der Messe wie ich?“

Martiniz bejahte.

„Waret Ihr heute schon in der Altstadt“, fragte Slawata. „Bringt Ihr etwas Neues mit?“

„Ich bin schon in aller Frühe drüben gewesen. Die Herren Utraquisten eilten schon nach dem Carolinum. Viel Volk war auf den Straßen. Es ist noch unruhiger als gestern und vorgestern!“

„Was hört Ihr von der Stimmung der Versammlung?“

„Die Antwort des Kaisers ist den Herren ab utraque doch etwas in Hirn und Glieder gefahren. Sie stecken die Köpfe gewaltig zusammen. Thurn war gestern den ganzen Tag in Bewegung. Er muß die Altstadt nach allen Strichen der Windrose durchkreuzt haben, denn vier oder fünf mal sah ich ihn in seinem Wagen und zwei mal zu Pferde, und immer in einer Eile, als sei er auf der Flucht!“

„Ihr wißt nichts Näheres über sein Verkehren?“ fragte Slawata betonend, während Fabricius scharf aufhorchte, dabei aber zugleich seine Papiere ordnete, als achte er nicht auf das Gespräch.

„Nichts! Er ist zwar ein unruhiger Kopf, ein dreister Wagehals; allein er wird nichts Anderes unternehmen als was er bisher gethan; lange Reden halten, die Gemüther erhitzen, die Federn in Bewegung setzen!“

„Nur die Federn?" fragte Slawata.

„Die Schwerter nicht, verlaßt Euch darauf! Ja, wenn sie Allen so locker in der Scheide säßen wie ihm! Doch glaubt mir, Slawata, ich kenne die Andern! Sie besinnen sich lange, ehe sie einen Degen ziehen!"

„Sie haben sich schon ziemlich lange besonnen!" versetzte Slawata. „Es könnte doch sein, daß sie einmal zum Entschluß kämen! Ich habe sichere Nachricht, daß sie in allen Kreisen des Landes viele Leute aufgeboten haben, hierher nach Prag zu kommen. Der Stadthauptmann Chodowiecki hat mir berichtet, daß seit ungefähr drei Tagen ungewöhnlich viel Landvolk nach Prag hereingekommen ist und auffallend wenig wieder hinauspassirt."

„Aber wo sollten die Leute geblieben sein?"

„Sie sind wie verschwunden. In einigen Herbergen habe ich nachfragen lassen. Die waren freilich gefüllt, aber das will wenig sagen. Viehtreiber, die hier durchziehen zum Markte nach Budweis, Kaufleute, die eben dahin wollen, Pilger, die nach Maria-Culm wallfahrten!"

„Darunter mögen auch die Landleute stecken", bemerkte Martiniz.

„Möglich! Ich habe aber für nöthig erachtet, die Maßregeln, über die wir Beide gestern übereingekommen sind, noch etwas weiter auszudehnen!"

„Vergebt, daß ich Euch unterbreche", fiel ihm Martiniz mit einem mismuthigen Verziehen des Gesichts ins Wort. „Es ist so schwül hier im Saale; sie haben gewiß wieder das Zimmer heut früh nicht ordentlich gelüftet! Laßt uns das Fenster öffnen." Er that es. „Viel gebessert sind wir damit auch nicht", sagte er ärgerlich, als er sich einen Augenblick über die Brüstung hinausgelehnt hatte. „Jetzt dringt ein Kehricht- und Düngergeruch hier herauf,

der mich auch nicht erquickt! Wir sind hier wenigstens funfzig Fuß hoch über dem Rande des Schloßgrabens, und doch steigt der üble Dunst so hoch herauf. Sie schütten allen Teufel hier aus den Fenstern!"

„Laßt das jetzt gut sein", unterbrach ihn Slawata. „Ich möchte Euch etwas mittheilen, solange wir noch allein sind." Er zog ihn auf die Seite etwas entfernter von Fabricius, und sagte leise: „Ich bin gewarnt worden; die Häupter der Ketzer sollen heut Gewaltsames gegen uns vorhaben!"

„Hm!" versetzte Martiniz. „Ich habe auch eine solche Warnung erhalten, aber ich wollte es Euch verschweigen!"

„Man sagte mir, unser Leben sei bedroht!"

„Mir auch, aber das glaube ich nicht. Und kommen mußten wir ja doch!" antwortete Martiniz entschlossen.

„Ich bekenne Euch, ich dachte daran, der Gefahr auszuweichen und die Stadt zu verlassen ...."

„Nimmermehr", unterbrach ihn Martiniz.

„Ich glaube doch, daß mancher unserer Amtsgenossen deshalb heut nicht hier sein wird. Nur Sternberg und Lobkowitz kommen, und diese sind halb auf Seiten unserer Gegner!"

Martiniz schwieg nachdenklich. „Noch wäre es Zeit für uns", fuhr Slawata fort. „Was vermögen wir wider die Gewalt? Mein Wagen steht bereit; wir könnten durch das hintere Schloßthor ....."

„Nein!" rief Martiniz lebhaft, „um der heiligen Jungfrau Willen, nein! Wir müssen als kaiserliche Räthe auf unserm Posten verharren, jetzt zumal, wo es so wichtige Angelegenheiten des Kaisers gilt!" *)

*) Historisch.

„Gut; ich schließe mich Eurer Ansicht an", antwortete Slawata nach kurzem Besinnen. „Aber schützen dürfen wir uns doch soviel als möglich!"

„Wie meint Ihr das?"

„Im Huldigungssaal sind vierzig Bewaffnete bereit; wenn man uns beleidigt oder angreifen will, lasse ich die Thäter, die den Kaiser in seinen Stellvertretern verletzt haben, als Beleidiger der Majestät verhaften!"

„Hm!" summte Martiniz in seinem tiefsten Tone, „wollt Ihr das in Wien verantworten?"

„Ich denke doch", entgegnete Slawata, „wenn uns Gefahr, Gewalt droht?"

„Allein, vergebt mir, seid Ihr Eurer Leute sicher? Sind sie von der prager Garnison?"

„Bewahre! Zuverlässige Männer, die nur mir gehorchen, meist von des Erzbischofs Gütern und den meinigen!"

„Das ginge eher. In den Wämmsern der böhmischen Landsknechte steckt mancher eingefleischte Hussit!"

„So seid Ihr einverstanden?" fragte Slawata dringend.

Martiniz stand finster schweigend da. Slawata wurde unruhig.

„Wollt Ihr Euch", fragte er mit steigender Erhitzung, „von diesem trotzigen, übermüthigen Thurn verhören lassen wie ein Delinquent? Wollt Ihr Euch Alles von ihm gefallen lassen .... vielleicht *seine* Maßregeln abwarten! Die Herren werden *nicht ohne Waffen* sein!"

„Was könnte ich jetzt noch thun?" erwiderte Martiniz. „Die Leute sind da! Fortzuschaffen sind sie nicht mehr ...."

„Um des Himmels Willen nicht!" rief Slawata.

„Gut denn!" sagte Martiniz fest. „Ihr schlugt mir vor, zu flüchten und bleibt; so theile ich jetzt die Gefahr der *Verantwortung* mit Euch. Hier meine Hand."

„Seht, Martiniz“, sagte Slawata lebhaft, die Hand freudig ergreifend, „es wäre vielleicht recht gut, wenn es zu solchem Ausgang käme: Wir hätten gerechten Grund, die Häupter zu verhaften; nur die vom Herrenstande, dann würde die Masse ihrer Anhänger erschreckt und rathlos sein, und wir hätten leicht gewonnenes Spiel! Ich hoffe ordentlich darauf! Sie werden voll Eifer sein, wir bleiben kalt, das reizt sie. Thurn wird sicherlich das Wort führen, er redet sich in Flammen, wir lassen ihn sprechen, ich schweige. Ihr auch, bitte ich. Sternberg und Lobkowitz werden, wie immer, gütliche Worte geben, das wird jene zuverlässiger machen. Sie werden immer trotzigere Forderungen stellen; seid Ihr dann so kalt und scharf als möglich, Ihr habt ganz die Gabe dazu!“

„Was, Gabe!“ fuhr Martiniz auf; „ich bin wie ich bin und will nicht anders sein; meine Zunge und mein Schwert müssen scharf sein, sonst taugen beide nicht!“

„Und je kälter der Stahl, je schärfer!“ fiel Slawata ein. „Thurn verliert gewiß Zaum und Zügel, zumal Euch gegenüber, und dann soll er auch die Bügel verlieren. Bricht er los in seiner Heftigkeit mit Drohungen, dann ziehe ich die Glocke — —“

„Still, sie kommen“, stieß ihn Martiniz an.

Der greise Großprior, Diepold von Lobkowitz, und der Oberstburggraf Adam von Sternberg traten ein.

Die Begrüßung war kühl.

„Es gehen allerlei seltsame Gerüchte in der Stadt“, fing Lobkowitz gegen Slawata gewendet an, „daß die Wachen überall verstärkt seien und die Kriegsmannschaft in Bereitschaft gehalten, als hätte Prag einen feindlichen Angriff zu erwarten. Ist dem so? Wir haben doch nichts der Art beschlossen?“

„Es ist nur geschehen, was nach den neuesten eingetretenen Umständen unerläßlich nothwendig war", entgegnete Slawata. „Nur die Obersten sind angewiesen, ihre Mannschaften bereit zu halten."

„Das ist doch seltsam", sagte Sternberg. „Gerade das wird böses Blut machen und die heutigen Verhandlungen sehr erschweren; denn ruchtbar ist die Sache geworden, und es gehen nun gewiß die übertriebensten Gerüchte um!"

„Das läßt sich freilich nicht hindern", versetzte Slawata; „allein diese Maßnahmen waren nothwendig. Wir wohnen wie auf einem Pulvermagazin."

„Um desto mehr sollte man sich hüten, einen Funken hineinzuwerfen", entgegnete Sternberg, und warf unmuthig seinen Hut auf einen Sessel.

„Es scheint, daß die Herren wenig über die Zustände Prags seit gestern Abend unterrichtet sind", antwortete Slawata. „Ich hatte in Absicht, den Herren Statthaltern in der heutigen Sitzung Rechenschaft über die Maßregeln zu geben, die ich eilig zu treffen für nöthig gehalten. Ich ersuche die Herren, demnach Platz zu nehmen; die Sitzung kann beginnen. Sie wissen, daß unsere andern Collegen durch Abwesenheit von Prag entschuldigt sind."

„Ja, wir wissen, wir wissen", sagte der alte Lobkowitz, und Sprachton und Gesichtszüge drückten gleiches Misbehagen und spottenden Zweifel aus.

Man setzte sich. Fabricius, der mit seinen stechenden Augen alle Vorgänge bisher, auch das Gespräch zwischen Slawata und Martiniz wie ein spähender Raubvogel beobachtet, aber dabei immer den Schein der völligsten Theilnahmlosigkeit bewahrt hatte, schickte sich an, das Protokoll zu führen.

„Es ist so offenkundig, daß man kaum davon zu sprechen brauchte“, begann Slawata mit geschäftlich feierlichem Ernste, „was die Partei der Dissidenten in ihrer feindseligen und aufrührerischen Gesinnung schon seit Monaten in Bewegung gesetzt hat, um Erbitterung durch das ganze Land zu verbreiten. Ich muß aber alle dahin zielenden Vorgänge, Veranstaltungen und Ränke zusammenfassen und in ihrem Zusammenhange nochmals in Erinnerung bringen, weil wir auf einem Punkte äußerster Höhe angelangt sind, der entschlossene Gegenschritte gar nicht mehr aufschieben läßt. Seit den auf Befehl Sr. allerhöchsten Majestät des Kaisers getroffenen Maßregeln wider die zu Braunau und Klostergrab von den Utraquisten erbauten Kirchen hat der Graf Thurn nichts unterlassen, diese völlig gerechtfertigte Maßregel als eine der äußersten Willkür darzustellen. Er hat die Empörer an den genannten Orten, die sich mit Gewalt unsern Anordnungen widersetzen wollten, auf jede Weise in Schutz genommen. Alle Mittel sind in Bewegung gesetzt worden, die Gemüther zu erhitzen, sie zu feindseligen Unternehmungen aufzustacheln. Fast mit offener Gewalt hat er die Versammlungen im Carolinum durchgesetzt, obgleich die allerhöchsten kaiserlichen Erlasse, die sie für ungesetzlich erklären, den utraquistischen Ständen mitgetheilt und in verschärfter Weise wiederholt worden sind.

„Es sind verdächtige Bewegungen aller Art in der Partei wahrzunehmen, die darauf hindeuten, ihren Forderungen, wenn sie nicht genehmigt würden, auf gewaltsame Art Geltung zu verschaffen. Ich habe dies längst in der Stille beobachtet und beobachten lassen. Allein seit drei Tagen haben diese Veranstaltungen zu sichtlichem offenen Bruche des Landfriedens und der Ruhe, in erschreckender Weise zugenommen. Es sind, wie ich zuverlässig weiß, von den

Gütern der utraquistischen Edelleute große Schaaren von Bewaffneten hierher entboten und heimlich in Prag eingewandert und versteckt."

„Wie Ihr sicher wißt?" fiel Lobkowitz ein. „Weshalb habt Ihr uns denn keine Mittheilungen gemacht?"

„Ich bin erst seit gestern von meinen Vermuthungen zur Gewißheit gelangt", entgegnete Slawata ruhig.

„Und was sollten die Dissidenten mit diesen Leuten beabsichtigen?" fragte Sternberg, „sie werden doch nicht so rasend sein, einen offenen Krieg versuchen zu wollen?"

„Ich weiß es nicht, doch man muß auf Alles vorbereitet sein", antwortete Slawata. „Das aber weiß ich gewiß, daß gestern Nacht in Thurn's Haus Colon von Fels, der alte Caplicz, Graf Joachim Andreas Schlick, Euer Vetter, Wilhelm von Lobkowitz, Herr Großprior, Paul von Rcziczan, Wenzel von Raupowa, der Kanzler Budowa und mehrere Andere eine geheime Sitzung gehalten und eine Bundesschrift, worin sie sich verpflichten, Alles wider uns in Bewegung zu setzen, unterzeichnet haben."

Sternberg und Lobkowitz sahen sich verwundert an. „Ist das zuverlässig?" fragte der Letztere.

„Zuverlässig", sagte Slawata.

„Wir haben", fuhr er fort, „den Versammelten im Carolinum gestattet, heut hier in diesem Saale, durch Abgeordnete, mündlich mit uns zu verhandeln über die Gegenstände, die schon gestern und vorgestern — Was ist das?" unterbrach er sich aufhorchend selbst.

Man hörte draußen im Corridor ein Geräusch verworrener Stimmen und Schritte. In Sternberg's und Lobkowitz' Zügen drückte sich ein besorgliches Befremden aus. Slawata hielt die Blicke erwartungsvoll auf die Thür ge-

heftet; Fabricius schielte seitwärts über das Protokoll dahin; Martiniz saß unbeweglich wie ein Stein.

„Ich besorge", fing Slawata wieder an, „es erfüllt sich schon, was ich den Herren eben melden wollte .... offenbar drängt man auf diesen Saal zu; Herr Geheimschreiber, Ihr seid wol so gut, einmal nachzuschauen, was der Lärmen zu bedeuten hat?"

Fabricius stand auf und ging der Thür zu. Doch noch ehe er sie erreicht hatte, öffnete sie sich rasch und ein Amtsdiener stürzte hastig ein mit der Meldung, daß ein ganzer Schwarm von Männern, vornehmen und geringen, ins Schloß gedrungen sei, theils den Hof, theils schon Treppen und Gänge anfülle und sich dem Saale nähere. Man könne sie nicht mehr zurückhalten. Noch während er sprach, wurde der Lärmen draußen so stark und drang so nahe, daß seine letzten Worte davon übertönt wurden. Er hatte kaum geendet, als die Thür rasch geöffnet wurde und der Graf Thurn voranschreitend, aber dicht gefolgt von vielen Edlen und andern Männern eintrat.

Er ging ruhig, doch entschlossenen Schrittes auf die am Berathungstische Sitzenden zu.

Funfzehntes Capitel.

„Euer Begehr, Graf Mathias von Thurn?" fragte Slawata, und stand auf.

„Ich werde es aussprechen, ohne daß Ihr mich danach fragt, Herr Präsident Slawata", war die Antwort

Thurn's, „doch ich will abwarten, bis der Saal etwas ruhiger geworden, denn es sollen mich Alle hören!"

Damit nahm er eine Stellung ein, durch die er sich halb den Statthaltern, halb den Eindringenden zuwandte, und richtete in ruhig stolzer Haltung seine Blicke auf die Letztern, als ob er die Seinigen zähle.

Slawata verfärbte sich etwas, als er die große Schaar von Begleitern sah, die Thurn gefolgt waren, und daß die Meisten ihre Degen oder Säbel an der Seite hatten, was allerdings bei den böhmischen Edlen und Solchen die freie Kriegsdienste gethan, überall gebräuchlich war.

Plötzlich drängte sich ein Mann durch die an der Thür sich stopfende Menge und ging eilig auf Thurn zu. Es war Xaver. „Herr Graf", flüsterte er diesem zu, während der Saal sich noch fortdauernd füllte, „ich habe eine wichtige Botschaft. Auf dem langen Bogengange, den Ihr mir zu durchsuchen befahlt, traf ich einen der wildesten unter jenen Wüthenden, welcher die Fluchthat gegen meinen Vater vollbracht, Zaloska mit Namen. Er war in Waffen; als er meiner ansichtig wurde, flüchtete er; doch es gelang mir, seiner habhaft zu werden. In meiner Erbitterung zuckte ich den Dolch gegen ihn; da sank er auf die Knie und rief: «Schont meiner, ich will Euch ein wichtiges Geheimniß entdecken!»"

„Und das wäre?" fragte Thurn.

„Es sind in einem hier anstoßenden Saale Bewaffnete versteckt, die auf einen Glockenzug dieses Zimmer von außen besetzen und sich Eurer und der andern Edlen bemächtigen sollen!"

„Wacker gehandelt, Xaver", sagte der Graf leise; „gut, daß ich auf etwas der Art vorbereitet war! Zwischen uns bleibt es bei der Verabredung, haltet Euch hier dicht zu mir!"

Hierauf ging der Graf zu einem Manne von kriegerischem Ansehen, der sich unter den Eingetretenen befand, und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. Dieser verließ sofort den Saal.

Indessen hatten sich so Viele eingedrängt, Ständemitglieder und ihre bewaffneten Diener, Bürger und andere Bewaffnete, daß bis wenige Schritte von dem Berathungstisch der Raum ganz gefüllt war. Im Hintergrunde stand man so gedrängt, daß auch eine Bank, die um den großen Ofen in der Ecke lief, ganz besetzt war. Die dort Stehenden hatten den vollen Ueberblick des Saales. Die Deputirten der verschiedenen Kreise standen in den ersten Reihen, so gut es anging im Halbkreis geordnet, Graf Thurn in ihrer Mitte, einige Schritte vorgetreten. Auf seinen Wink wurde Niemand mehr eingelassen, die Thüren geschlossen. Slawata war sichtlich immer unruhiger geworden. Er hatte, was zwischen Thurn und Xaver vorging und was der Erstere darauf that, scharf beobachtet. Mehrmals stand er auf und sprach leise mit Fabricius. Dieser blickte scheu umher; er schien mit einem Entschluß zu kämpfen, aber nicht Muth zur Ausführung zu haben.

Thurn gebot durch einen Wink Ruhe. Es ward still.

„Mein Begehr, Herr Präsident der kaiserlichen Statthalterschaft", wandte er sich zu Slawata, „ist, von einem jeden dieser Herren", er deutete auf die Statthalter, „eine Erklärung zu fordern, ob er an der Antwort Sr. kaiserlichen Majestät auf unsere und unserer Glaubensgenossen Eingabe einen Antheil hat?"

„Eine Frage, die Euch nicht zusteht, Graf Thurn", erwiderte Slawata mit mühsam gewonnenem Anschein der Ruhe. „Doch will ich es diesen Herren überlassen, darauf zu antworten oder nicht."

„Leset denn unsere Anfrage, Rcziczan“, forderte Thurn den Abgeordneten Paul von Rcziczan auf. Dieser trat vor, zog ein Blatt aus der Brusttasche seines Kleides und las: *)

„Statt der Antwort, welche die Stände vom Kaiser zu empfangen erwarten durften, ist ein äußerst beschwerliches und furchtbares Schreiben Sr. Majestät an die Verweser Böhmens ergangen und von diesen bekannt gemacht worden; die Stände fragen, ob dieses Schreiben, laut dessen das Leben der Defensoren selbst gefährdet werden könnte, von den Statthaltern angerathen oder gebilligt worden ist? Die Ständegesammtheit wird, unter alleiniger Ausnehmung der Person des Kaisers, gegen Jeden, welcher eins ihrer Glieder unrechtmäßig anfechten will, sich kräftig vertheidigen und schützen!“ **)

Während Paul von Rcziczan las, herrschte die tiefste Stille in dem zuvor so lärmenden Saale. Jeder lauschte auf die Antwort, die ertheilt werden würde. Slawata schien kein so sicheres Vertrauen mehr auf seine Anstalten zu haben, denn er sah bleich aus; auch war bis jetzt nichts geschehen, was Gewalt rechtfertigen konnte. Martiniz muthmaßte seine Besorgniß. Er sprach leise mit ihm; dann zog er auch Lobkowitz und Sternberg bei Seite. Sie beriethen sich.

„Wir warten auf Antwort“, sprach Paul von Rcziczan mit Nachdruck, und ein dumpfes Gemurmel lief durch die Reihen im Saal.

Der Oberstburggraf Adam von Sternberg trat vor

---

*) Historisch.

**) Historisch.

und erwiderte: „Wir sind in zu geringer Zahl beisammen, um eine solche Frage, welche an die gesammte Statthalterschaft des Kaisers gerichtet ist, zu beantworten. Wir werden mit unsern Amtsgenossen und insonders mit dem Oberlandhofmeister, Grafen Adam von Waldstein, der krank danieder liegt, uns berathen und wollen euch morgen redlich Bescheid thun!"

„Morgen!" rief die Versammlung wie aus einem Munde unwillig aus. „Nichts da! Nichts von morgen!" tobte die Menge durcheinander.

Thurn gebot Ruhe. Er selbst, Colon von Fels und Wilhelm der Aeltere von Lobkowitz traten auf Sternberg zu, reichten ihm die Hand, und Lobkowitz sagte: „Wir haben nichts wider Euch, Graf Sternberg, allein wir wollen nicht auf den Oberlandhofmeister verwiesen sein, mit dem wir gar wohl zufrieden sind. Wir wollen unverzüglichen Bescheid!"

Der ehrwürdige Diepold von Lobkowitz wandte sich jetzt zu Thurn und sprach mit dem Tone der Mäßigung, aber sehr ernst: „Graf Thurn, Ihr seid mit der edlen Ritterschaft Böhmens so bekannt und verbunden, daß ich Euch frei sagen darf, die Art, wie Ihr hier eingedrungen, Euer Gefolge in Waffen, der gebieterische Ton Eurer Frage, verbieten mir die Antwort. Ich hoffe, Ihr werdet das einsehen und von diesem Begehr in solcher Form abstehen!"

„Ich bedaure, würdiger Herr", entgegnete Thurn ebenso ruhig und ebenso fest, „daß ich Euch nicht willfahren kann. Der Drang der Zeiten entschuldigt das Ungewöhnliche. Unsere Glaubensgenossen sind aufs Aeußerste gebracht. Jeder willkürliche Zwang wird an ihnen verübt; sie sind der empörendsten Grausamkeit schutzlos preisgegeben, und die Antwort des Kaisers, statt ihnen Hülfe und Rettung dar-

zubieten, billigt die begangenen Frevel und droht mit neuen, härtern, nie endenden.“ Ein Murmeln der Zustimmung lief durch die Versammelten. Der Oberstburggraf von Sternberg nahm abermals das Wort. Auch er wandte sich im festen, aber milden Tone zu Thurn. „Bedenkt, Graf Thurn, daß wir hier als Stellvertreter der Majestät des Kaisers sitzen, und daß es nicht wohlgethan ist, drohend und gewaltsam gegen den Träger der Krone, dem Ihr Treue geschworen, aufzutreten! Uebrigens, Graf Thurn, beunruhigt Ihr Euch ohne Grund. Ich selbst finde zwar Manches in der Antwort hart ausgedrückt, doch dürft Ihr der milden Auslegung durch des Kaisers Güte vertrauen!“

„Ja, wenn der Kaiser, dem ich die tiefste Ehrfurcht schulde und widme, mit eigenen Augen sähe, mit eigenen Ohren hörte, mit eigener Hand handelte!“ rief Thurn erhitzt. „Aber wenn seine Stellvertreter, Euch und dem Großprior alle Achtung“ (er verbeugte sich dabei gegen die genannten Herren), „überall ihr Gift und ihre Lüge einmischen, dann verwandelt sich der Segen der Majestät in einen Fluch für das Volk, und es muß endlich selbst für sich eintreten!“

Ein lauter Beifallsruf folgte diesen Worten und die Edelleute ließen die Waffen klirren.

Slawata verfärbte sich; doch behauptete er äußerlich die Fassung. Martinitz blieb stumm wie ein Erzbild.

In dieser Pause drängte sich abermals ein Bewaffneter aus dem Hintergrunde hervor, trat auf Thurn heran und sagte ihm einige leise Worte. Dieser nickte nur.

„Ich will mich nicht mit langen Reden aufhalten!“ fuhr er wieder zu den Statthaltern gewandt fort: „Ich muß Euch fragen, Herr Oberstburggraf und Herr Groß-

prior, habt Ihr dem kaiserlichen Schreiben Eure Zustimmung gegeben? Euer einfaches Wort ist mir die vollste Bürgschaft der Wahrheit; doch Antwort muß ich haben."

Graf Sternberg erwiderte mit Ruhe, der ganzen Versammlung zugewandt: „In allen öffentlichen Angelegenheiten handeln die Statthalter Sr. Majestät des Kaisers nicht als Einzelne, mit einzelner Meinung, sondern als Collegium. Kein Einzelner, sondern nur das gesammte Collegium kann auf die Frage des Grafen Thurn Antwort ertheilen, selbst wenn wir ihm das Recht dazu einräumten. Wir sind aber nicht vollzählig. Wir müssen überdies die Angelegenheit berathen, da sie von äußerster Wichtigkeit ist. Ich ersuche Euch also nochmals, gebt uns Aufschub bis morgen!"

Ein lärmendes Geschrei der Masse war die unmittelbare Antwort. Thurn machte sein Ansehen geltend und gebot zum zweiten male Ruhe.

„Aufschub? Und immer wieder Aufschub!" wandte er sich darauf zu Sternberg; „als ob wir nicht schon lange genug hingehalten wären in dieser Sache, die eines Jeden Herz und Gewissen bedrängt! Es ist des Aufschubs genug gewesen. Jetzt, jetzt gleich, wollen wir wissen, woran wir sind?"

„Laßt uns nur eine Stunde", entgegnete Sternberg begütigend; „ich will, da Ihr kein Mistrauen in mich setzt, sogleich selbst zu dem Oberlandhofmeister!" *)

Der Ruf der Magnaten: „Nein! Nein!" und andere tobende Stimmen aus dem Hintergrunde wiesen des Oberstburggrafen billige Forderung zurück. Die Gemüther erhitzten sich mehr und mehr. Die Mitglieder des Herren=

*) Historisch.

standes traten den Statthaltern näher und redeten heftig zu den Einzelnen.

„Ihr Vier“, rief Colon von Fels, „sollt sogleich antworten!“

„Wenn's uns beliebt, können wir später den Oberlandhofmeister ja selbst befragen!“ bemerkte Wilhelm von Lobkowitz.

„Bejaht oder verneint nur die Frage geradezu“, drängte wohlwollend der Graf Schlick; „ihr Beide“, wandte er sich zu Sternberg und dem alten Lobkowitz, „könnt gewiß ohne Gefahr antworten!“

„Ich scheue nicht Gefahr, ich handle nach Pflicht“, antwortete der Großprior mit Würde.

Hans Albrecht von Smirziczki, eins der Ständemitglieder, trat heftig gerade vor die Statthalter hin und rief: „Wir werden durch euch um der Religion Willen wie die Sklaven bedrückt! Wer soll das länger aushalten!“ *)

Graf Schlick, der Martiniz gerade gegenüber gedrängt war, welcher wie eine Bildsäule unter der wildbewegten Gruppe stand, redete diesen hart an: „Ja, Ihr übt jede, auch die unwürdigste Feindseligkeit! Ihr, Herr von Martiniz, habt dem Grafen Thurn das Burggrafenthum von Karlsstein geraubt, das Niemand, dem es einmal gesetzlich übertragen ist, anders verlieren darf als durch den Tod!“

„Laßt das, ich bitte Euch!“ hielt ihn Thurn zurück. „Nicht um eine persönliche Kränkung handelt es sich hier! Es geht um das Höchste für uns Alle, um die freie Stellung unserer Religion!“ **)

---

*) Historisch.

**) Historisch.

Der Tumult wuchs. Colon von Fels mit seiner hohen Gestalt trat in die Mitte, erhob den Arm und rief laut: „Hört mich, Ihr Freunde und Genossen!“ Es wurde stiller. „Es bedarf hier keiner Antwort der Statthalter. Jedermann weiß, daß diese hier“, er zeigte auf Slawata und Martiniz, „Urheber des harten Schreibens sind!“

„Ja, das sind sie! Verräther! bestraft sie!“ erscholl der verworrene Ruf durch den Saal. Colon von Fels fuhr mit lauter Stimme fort: „Sie haben alle Zeit dem Majestätsbrief sich widersetzt und durch Hinterlist gegen denselben gewirkt. Sie sind die Zerstörer des Friedens und des Gemeinwohls! Doch der Oberstburggraf und der Großprior meinen es treu. Sie haben entweder das kaiserliche Schreiben nicht angerathen oder sind von Slawata und Martiniz dazu getrieben worden. Ich frage die versammelten Stände hier, ob die Worte, welche ich jetzt gesprochen, Wahrheit sind?“ *)

„Ja, ja!“ erscholl der Ruf, daß die Fenster des Gemachs bebten.

Martiniz blickte auf Slawata, ob dieser es jetzt an der Zeit halten werde, die Hülfe herbeikommen zu lassen. Slawata hatte die Fassung verloren. Er erhob zwei mal die Hand, als wolle er den Glockenzug fassen, ließ sie aber beide mal wieder sinken, ohne wirklich das Zeichen zu geben. Fabricius zitterte wie im Fieber.

„Unser Recht ist zu klar“, ließ sich eine feste würdige Stimme vernehmen. Es war der Kanzler Wenzel von Budowa, der Director des böhmischen Landgerichts. Als man sah, daß er das Wort begehrte, wurde es still. „Der Majestätsbrief des Kaisers Rudolf“, sprach er,

*) Historisch.

„sichert uns das freie Recht zu, Kirchen zu erbauen, und man schließt sie uns und reißt sie nieder!“

„Es ist nichtswürdig!“ rief mit aufbrausendem Zorn Dwortschetzki von Olbramowitz. Paul Caplicz, ein junger, feuriger Mann, der Neffe des greisen Kaspar Caplicz von Sulewitz, wiederholte den Ruf: „Ja, es ist schändlich!“

Die Aufregung im Saale wuchs mit jeder Secunde.

Wenzel von Budowa erhob abermals die Stimme. Alles horchte auf ihn. Er wendete sich zu den Statthaltern und sagte in würdigstem Ton: „Der Majestätsbrief besagt wörtlich: «daß kein Befehl und nichts dergleichen, was in diesen für die Religion aufgerichteten Frieden die allergeringste Hinderung und Unordnung bringt, von dem Stifter, Kaiser Rudolf, seinen Erben und künftigen Königen von Böhmen, auch von keinem Andern ausgehen, oder vorgenommen werden soll!»“ *) Bei dieser durch den Sprecher stark hervorgehobenen Stelle erscholl lauter Beifall.

„Also hört ihr“, fuhr Budowa fort, „von keinem Andern! Folglich am wenigsten von Denen, die Namens Sr. kaiserlichen Majestät Recht und Gerechtigkeit im Lande verwalten sollen! — Schon die bloße Annahme des kaiserlichen Schreibens durch die Statthalter“, fuhr er mit Nachdruck fort, „und die öffentliche Mittheilung desselben macht sie des Bruches des Majestätsbriefes schuldig. Vollends aber, wenn sie Antheil an der Fassung hätten, die uns so schwer beleidigt! Das ist ein offener Bruch des Religionsfriedens, den sich, den heiligen Zusicherungen des Briefes zufolge, Niemand erlauben darf! Sie müssen sich also darüber erklären!“

„Ja! Sie müssen!“ „Redet, redet, gebt Ant-

*) Historisches Document.

wort!“ riefen die Stimmen durcheinander. Der Tumult wuchs von Minute zu Minute.

Thurn erhob den Arm und winkte seinen Freunden. „Ich bitte euch“, sagte er, „seid ruhig, daß wir Alle ihre Erklärung vernehmen!“ Es ward still.

„Herr Burggraf von Karlsstein“, wandte er sich jetzt mit scharfer Betonung an Martiniz ...

„Ich versichere Euch, Graf Thurn“, fiel ihm Martiniz ins Wort, „ich habe Euch nicht um dieses Amt gebracht!“

„Es handelt sich hier nicht um meine persönliche Angelegenheit, wie ich Euch schon zuvor gesagt habe“, antwortete Thurn. Doch sah man ihm seine Erbitterung an, obwol er sie nicht Wort haben wollte.

„Herr Burggraf von Karlsstein“, wiederholte er schneidend, „ich frage Euch hier im Angesicht aller böhmischen Edlen, habt Ihr Eure Stimme zu diesem Bescheid gegeben?“

Martiniz runzelte die finstren Brauen und blickte, ohne von seinem Sitz aufzustehen, den Redner starr an.

Alles lauschte in athemloser Stille, ob er Antwort ertheilen werde. Nach wenigen Secunden sagte er laut mit männlicher Entschlossenheit: „Ich erkenne hier Keinem das Recht zu dieser Frage zu, doch ich antworte, weil es mir so ansteht. Die Antwort Sr. Majestät des Kaisers enthält vollständig meine Meinung.“

Ein Schrei der Wuth erscholl in der Versammlung.

Thurn trat auf Slawata zu: „Euch brauche ich nicht erst zu fragen, Slawata! Ihr waret der Genosse des Burggrafen, als er sich weigerte in der Sitzung zu erscheinen, wo der Majestätsbrief, der die Schutzrechte unseres Glaubens enthält, in das böhmische Landrecht eingetragen wurde; Ihr werdet auch hier sein Genosse sein. Euer

Trachten war von jeher, unsere verbrieften Glaubensrechte rückgängig zu machen!"

Slawata's Hand zuckte nach der Glocke. Doch er zog sie abermals zurück. Die Furcht, daß ihm und Martiniz sofort Gewalt geschehen werde, wenn er selbst jetzt Gewalt versuchen wolle, hielt ihn ab. Da er unentschlossen auf die Vorwürfe Thurn's schwieg, umdrängten ihn die andern Mitglieder der utraquistischen Stände mit stürmischen Ausrufungen und Fragen.

„Habt Ihr nicht bei der Königswahl des Erzherzogs Ferdinand gesagt", eiferte Wilhelm von Lobkowitz, „daß Ihr die Bestätigung des Majestätsbriefes gar nicht verlangtet?"

„Wir als Katholiken durften das wol sagen!" antwortete Slawata. *)

„Ich bin vorgeladen an den Kaiserhof", rief Thurn. „Das haben die beiden gekannten Feinde unseres Glaubens erwirkt! Ich werde aber nicht so thöricht sein, solcher Ladung zu folgen." **)

Martiniz entgegnete ruhig: „Ihr glaubt doch von dem gütigen und gerechten Kaiser keine Unbill zu befahren? Folgt also der Ladung getrost, Graf Thurn, und hört ihre Ursach von Sr. kaiserlichen Majestät selber!"

„Er leugnet die Ladung nicht ab", sagte Lobkowitz.

„Sie wollen nirgends Ja noch Nein sagen", rief Rcziczan.

Colon von Fels wandte sich zu der unruhig andringenden Versammlung: „Slawata und Martiniz gefährden unsern Glauben und unser Leben! Es wäre gerecht, sie aus

---

*) Historisch.

**) Historisch.

der Welt zu schaffen, damit wir endlich Ruhe und Sicherheit gewinnen!" *)

Ein wildes Geschrei nach Rache erscholl auf diese drohenden Worte.

„Jetzt wäre es Zeit", raunte Martiniz Slawata zu; „sie bedrohen unser Leben! Jetzt ist die Gewalt Nothwehr!"

Slawata griff nach der Glocke und zog sie an.

„Bemüht Euch nicht! Darauf sind wir vorgesehen!" sagte Thurn ruhig.

Jetzt sah Slawata, daß er in der Gewalt seiner Gegner sei. Er wurde bleich wie der Tod und zitterte. Fabricius, der vom untern Ende der Tafel den Vorgang scharf beobachtete, Thurn's Worte gehört hatte und die Wirkung auf Slawata sah, verlor gleich ihm in diesem Augenblick jegliche Fassung und Hoffnung. Der Anklage seines Bewußtseins verfallen, bebte er wie im Fieberfrost; seine Zähne klapperten gegeneinander; scheu blickte er seitwärts, ob sich nicht eine Möglichkeit zur Flucht aufthue. Doch er sah nur eine Mauer von wilden Gesichtern um sich her.

Martiniz allein behielt seine eherne Fassung.

Während dessen trat Graf Ulrich Kinski zu dem Großprior und dem Oberstburggrafen und flüsterte ihnen zu: „Euch droht keine Gefahr. In euch ehren wir die Statthalter des Kaisers. Jene dort", er zeigte auf Martiniz und Slawata, „werden wir nur als arge Feinde unseres Glaubens betrachten." Thurn und Fels und Wilhelm von Lobkowitz, die die Worte hörten, bekräftigten sie.

„Ihr bürgt mir für Leben und Sicherheit dieser beiden

---

*) Historisch.

Ehrenmänner", sprach Thurn, indem er auf den Groß-prior und den Oberstburggrafen zeigte, zu Kinski und Bo-huslaw von Berka, die ihnen zunächst standen. „Führt sie hinaus!"

Diepold von Lobkowitz und Graf Sternberg wurden umringt, man führte sie aus dem Saal.

Als Slawata dies sah, ergriff ihn grauenvolle Ahnung. Er wußte nicht, welch ein Schicksal den Abgeführten bereitet wurde, und — er zitterte für sein eigenes.

„Sie werden fortgeschleppt", flüsterte er Martiniz zu. „Will man sie draußen morden? Und was wird man mit uns beginnen? — — O wäre ich meinem ersten Plan gefolgt und geflüchtet! Ihr wolltet nicht — Ihr riethet ab! Jetzt müssen wir verderben!" *)

Martiniz antwortete würdig: „Wohl Euch, daß Ihr geblieben seid! Hättet Ihr trotz Eurer Amtspflicht das Land in dieser höchsten Noth verlassen, so wäret Ihr für einen eidbrüchigen und ehrlosen Mann erachtet worden. Jetzt sterben wir als treue Diener des Kaisers und als Märtyrer. Empfehlen wir uns einzig der Gnade Gottes!" **)

Thurn, der nebst Colon von Fels den Hinausgeführten gefolgt war, kehrte mit Wilhelm Lobkowitz und Berka zurück.

„Jetzt wollen wir an unsern Feinden verfahren, wie Rechtens ist", rief Rcziczan und schoß funkelnde Blicke auf Martiniz und Slawata.

Ein dumpfes drohendes Getön erhob sich im Saal.

„Ihr werdet doch nicht Gewalt wider uns üben!" rief Slawata mit bebender Lippe.

---

*) Historisch.

**) Historisch.

Ein Augenblick tiefer, schauerlicher Stille trat im Saale ein. Allen schien der Athem zu stocken, da es nun zur That kommen sollte. Keines der Ständemitglieder hatte den Muth auf Slawata's angstvollen Ruf das Ja zu antworten.

Thurn blickte in unruhvoller Spannung im Kreise umher, sein blitzendes Auge haftete auf Xaver, dieser legte die Hand ans Schwert.

Da trat Hans Litwin von Rcziczan, dessen fragender Blick an Thurn's Antlitz hing, mit einem raschen Schritt aus dem Kreise auf den stolz dastehenden Martiniz zu. Diese Bewegung wirkte, als habe der Blitz zündend in den Pulverthurm geschlagen. Im gleichen Augenblick sprangen auch die andern der erbittertsten Ständemitglieder, Wilhelm Lobkowitz, Albrecht Smirziczki, Ulrich Kinski, Paul Caplicz und Martin Frühwein auf Martiniz zu, ergriffen ihn von allen Seiten zugleich und rissen ihn von dem Tisch fort, dem Fenster zu. „Tod, Tod!“ erscholl es mit dem lauten Aufschrei vieler Stimmen tobend durch den Saal.

„Er hat seine Unterthanen mit Hunden in die Messe gehetzt“, rief eine über das Getöse hinweg.

„Verfahrt nach altböhmischem Brauch wider ungerechte Richter. Stürzt sie zum Fenster hinaus!“ rief Wenzel von Raupowa! *)

Jetzt erkannte Martiniz was ihm bevorstehe. Er leistete mannhaft Widerstand, doch nur mit der Kraft der Arme, über die er den schwarzen Mantel geschlagen; er hatte weder Dolch noch Degen gezogen, sie blieben an seiner

---

*) Historisch.

Seite. Der Hut mit glänzender Schnur von Gold, Perlen und Edelsteinen geschmückt, ward ihm aus der Hand gerissen.

„Ich fordere gerichtliches Urtheil", rief er, die ganze Kraft seiner zuversichtlichen Entschlossenheit zusammenraffend.

„Dein Urtheil soll dir werden!" erscholl es um ihn her, und zugleich hoben ihn übermächtige Arme empor.

Da streckte er die Rechte, die ihm frei geblieben war, gen Himmel und flehete beschwörend:

„Ich will als Märtyrer dulden um des Glaubens und des Kaisers Willen! Doch gestattet mir zu beichten!" *)

Das Wuthgeschrei im Saal übertönte seine Stimme. Die Erbitterten schleppten ihn dem aufgerissenen Fenster immer näher.

„Jesu! fili Dei vivi, miserere mihi, — mater Dei, memento mihi!" **) rief er im heißen Gebet laut aus.

Die letzten Worte verhallten schon während seines Sturzes in die Tiefe.

In dem Augenblick, wo die That vollführt war, ergriff Alle das Ungeheure derselben. Ein Grauen durchbebte jeden Einzelnen und plötzlich war es lautlos still im Saal. Jeder dachte oder ahnte einen Augenblick lang die Vergeltung!

Selbst Thurn war von dieser Erschütterung des Bewußtseins getroffen. Da faßte ihn der Gedanke noch mächtiger an, daß bei dieser halben Vollstreckung der Rache sein ganzer Plan scheitern könne. Daher raffte er seine äußerste Kraft zusammen und rief, die Ruhe des Richters, der die gerechte Strafe verhängt, äußerlich erzwingend, innerlich aber von dunkler Gewalt der Dämonen

---

*) Historisch.

**) Historisch.

getrieben: „Das war der Eine! Vollstreckt das Gericht auch an dem Andern!“ *)

Slawata hatte, während die Rachethat an Martiniz geübt wurde, regungslos dagestanden; nur an dem fliegenden Zittern war zu erkennen, daß die bleiche Gestalt noch Leben in sich trage. Jeglicher Muth hatte ihn verlassen, er gab sich verloren. Auf Thurn's Wort, das wie der Donner des Gerichts an sein Ohr schlug, sank er in die Knie. Der schweren Schuld bewußt, die er als Abtrünniger wie als Verfolger seiner einstigen Glaubensgenossen auf sich geladen, vernichtete ihn vielleicht noch mehr die Furcht vor dem höhern Richter, als die vor der Strafe des Augenblicks. Lobkowitz, Smirziczki, Reziczan, Kinski und Caplicz, noch von dem Wahnsinn der ersten That flammend, in neue Strudel des Wahnsinns fortgerissen, stürzten auf ihn zu.

„Lasset mich beichten!“ flehte auch er laut, „gewährt mir einen Priester!“ **) Und im Kampf der Todesangst umklammerte er die Knie Kinski's, den er zunächst erfaßte. Doch er wurde von den Andern gleichzeitig ergriffen und emporgezogen. Während der Zuckungen seiner verzweiflungsvollen Nothwehr hörte er die erbarmungslosen Worte: „Nichts von deinen Jesuitenpriestern! Du hast ihnen genug gebeichtet!“ ***)

Das Toben der zu neuer fanatischer Wuth erwachten Menge im Saal übertäubte den Angstschrei seiner Verzweiflung. Er schwebte schon über dem Abgrund, als er den

---

*) Historisch.

**) Historisch.

***) Historisch.

Ruf: „Herr Gott, sei meiner Seele gnädig!“ ausstieß. Häuptlings stürzte er in die Tiefe.

Jetzo rasete der Wirbelsturm der Wuth fort, bis zur Sättigung des Racheburstes.

Fabricius, der sich in niedriger Gesinnung nur als erkaufter Helfer zu den Thaten der Verfolgung hergegeben hatte, Fabricius war es, gegen den die Erbitterung der Menge sich ebenso richtete wie die Verachtung der Höherstehenden. Er war, von der Schreckensgestalt seines Gewissens verfolgt, schon beim ersten Drohruf der Erbitterten schlotternd in die Knie gesunken, und hatte sich hinter dem Tisch niedergekauert. Während die Mitglieder der Stände die That gegen Slawata verübten, hatten sich die im Hintergrunde des Saales zusammengedrängten bewaffneten Diener und Helfer bereits vorgedrängt, die Begier der Selbstrache zu sättigen. Doch auch die Edlen selbst, von dem Wahnsinn des Augenblicks fortgerissen, warfen sich gleichfalls auf diesen Elenden, der tief unter dem Ziel ihres Wollens stand. Die wilde Berauschung unterschied nichts mehr! So stürzten Alle gleichzeitig auf ihn ein.

Das furchtbare Bild einer wüthenden Meute gegen unglückliche Unterdrückte losgelassen, um sie gegen ihren Glauben zum Meßaltar zu hetzen, erneuerte sich jetzt in der grauenhaften Verzerrung menschlicher Gestalten, zu thierischer Wuth. Johann Smirziczki, mit fliegendem Haar und wahnsinnstrunkenem Auge, ergriff ihn zuerst an beiden Schultern, um ihn von dem Tisch, an den er sich geklammert hatte, hinwegzuzerren. Andere packten ihn an den Füßen. Der Elende schrie, daß sein Angstruf das Getöse der Wüthenden übertönte und durch Mark und Bein drang. Sein Entsetzen steigerte nur die Rachewuth und =Wollust! Sie zerrten an ibm, als wollten sie ihn zerreißen. Der

Tisch, an dem er sich mit beiden Händen geklammert hielt, stürzte mit Getöse um. Jetzt wurde der Unglückliche emporgehoben. Hoch über den Rasenden schwebend, rief er mit schneidendem Angstgeschrei um Erbarmen.

Xaver vernahm den Angstruf. Obwol er tief überzeugt war, daß hauptsächlich Fabricius der Urheber des schauervollen Todes war, der seinen greisen Vater getroffen, vernahm er die Stimme Gottes in sich. Das Friedenswort seines sterbenden Vaters erklang in seiner Seele. Sein Haß war überwunden.

„Haltet ein!“ rief er mit dem Laut des Erbarmens, und sprang hinzu. — Es war zu spät! —

Ein furchtbarer Schrei des Entsetzens, den der Unglückliche ausstieß, bezeichnete den Sturz auch dieses dritten Opfers.

„Es war Gottes Gericht!“ sprach Xaver bebend vor sich hin.

Lautes Getümmel folgte der That.

„Folgt mir, Ihr Herren!“ rief Thurn und winkte nach der Thür, wohin ihm ein drängender Strom nachzog. Andere sprangen dem Fenster zu, um den Hinabgestürzten nachzuschauen. Wider Willen wurde Xaver dorthin gerissen. Doch ehe er einen Blick hinabgethan, tönten Schüsse dicht um sein Ohr. Einige Edelleute feuerten mit Büchsen und Pistolen den Hinabgestürzten nach. Eine dichte Rauchwolke wälzte sich vor das Fenster, von Blitzen erneuerter Schüsse durchkreuzt. Eben wollte sich Xaver abwenden, als ein Windstoß den Dampf theilte, und das prachtvolle Bild der Stadt einen Augenblick im düstren, durchblitzten Wolkenring, wie von schwarzen Gewittern rings umschlossen, vor ihm lag.

Er schauerte zusammen! — „Ist dies nicht das näm-

liche Fenster, das gestern ....!“ rief er unwillkürlich! Die Gewalt der Erinnerung überfiel ihn mit grausender Erschütterung. „Fort!“ rief er, und stürzte hinaus, um sich Thurn anzuschließen und durch das äußere Getümmel des Kampfes, den die Thaten in diesem Saal herausgefordert haben mußten, den aufwogenden Sturm seines Innern zu übertäuben.

Viertes Buch.

Sechzehntes Capitel.

Kaum war die Kunde Dessen, was auf dem Schloß geschehen, in der Stadt erschollen, als die stürmische Bewegung sich durch alle Straßen verbreitete. War auch Einiges dazu vorbereitet, so warf doch die Gewalt dieser furchtbaren That hauptsächlich den zündenden Blitzstrahl in die Bevölkerung. Wie aus der Erde gewachsen, zeigten sich kriegerische Schaaren; es waren die insgeheim schon seit mehreren Tagen nach Prag gekommenen Genossen der evangelischen Stände, welche auf die ihnen schon zuvor bezeichneten Versammlungsplätze eilten. Allein auch die Bürger Prags selbst eilten mit Waffen in der Hand auf die Gassen, theils in Bestürzung und weil sie allgemein drohenden Ereignissen entgegentreten wollten, theils weil sie der evangelischen Lehre anhingen und für diese kämpfen zu müssen glaubten. Selbst von den Böhmen im Heer, die schon längst mit Widerstreben die strengen Befehle gegen ihre Landes- und Glaubensgenossen in Ausführung brachten, traten ansehnliche Theile sofort zu den Ständischen über.

Graf Thurn hatte sich sogleich aufs Pferd geschwungen, um von einer Schaar Getreuen, unter denen auch Xaver und Wolodna waren, gefolgt, die wilden Ausbrüche der Bewegung zu zügeln und das Ganze zu leiten.

Zum großen Glück für die aus dem Fenster Gestürzten war der achtundzwanzig böhmische Ellen tiefe Fall für Keinen tödtlich geworden. Slawata war nur hart mit dem Kopf, sodaß er stark blutete, auf das vorspringende Gesims eines unteren Fensters geschlagen; doch hatte er nach einigen Minuten der Betäubung noch die Kraft sich aufzurichten und unter dem Schutz des dichten Gebüsches, welches den Schloßgraben bedeckte, längs desselben zu flüchten. Martiniz hatte sich durch das Gefäß seines eigenen Degens in der Seite verwundet, doch nur leicht. Er flüchtete mit Slawata in gleicher Richtung. Fabricius war ganz unverletzt geblieben. Der Fall aller drei Hinabgestürzten war durch einen Hollunderbusch aufgehalten worden, der sich am Fuß der Mauer dicht am Grabenrande befand. Ueber diesen hatte man in lässiger Gewohnheit seit Jahren aus den Fenstern den Kehricht geschüttet, der theils in den Zweigen hängen geblieben war, theils sich darunter, den Grabenrand abwärts, aufgehäuft hatte. Diesem Zufall verdankten sie die Rettung ihres Lebens. Verdeckt von dem dichten Gebüsch im Graben, wo Hirsche und anderes Wild gehegt wurden (der Theil, in welchen sie gestürzt waren, führte den Namen des Schweinsberges), suchten sie zu entkommen. Slawata und Martiniz flüchteten nach der Richtung des Hradschinthores zu; Fabricius hatte sich, zuerst vom Fall aufgesprungen, schon früher nach der entgegengesetzten Seite gerettet.

Diese Fluchtversuche wurden von dem Fenster des Sitzungssaales, aus welchem die Thäter den Hinabgestürzten nachblickten, wahrgenommen und daher von mehreren Edelleuten, welche Pistolen und kurze Gewehre bei sich führten, auf sie gefeuert. Sie schossen meist fehl, da das Buschwerk die Fliehenden größtentheils verbarg, auch die Schüsse von

oben herab unsicher waren. Doch gingen dem flüchtenden Martiniz drei Kugeln durch die Kleidung, von denen eine ihn leicht streifte.

Die Gefahr erhöhte die Kräfte der Fliehenden. Noch ein anderer Umstand kam ihnen zu Hülfe. Sie waren, der Sitte der Zeit gemäß, von ihren Dienern auf die Burg begleitet worden, die in den Corridors oder in den Vorhallen und Höfen ihrer Herren warteten. Als diese von der furchtbaren That Kenntniß erhielten, stürzten sie, ihren Herren zu helfen, auf Umwegen hinab in den Schloßgraben. So kamen sie den Bedrängten entgegen, unterstützten sie und geleiteten sie so weit, daß sie das Haus des Oberstkanzlers Zdenko von Lobkowitz erreichten, welches, dem Schlosse nahe, nach dem alten Hradschinthor zu und mit seiner hintern Seite am Graben selbst lag. Nur die Gemahlin des Oberstkanzlers, Polyxena von Lobkowitz, eine Frau hochherzigen Sinnes, entschlossenen Muths, war im Hause. Der Knall der Schüsse, die Bewegung in der Burg hatte sie schon aufmerksam gemacht, und als sie erfuhr, was geschehen war, ertheilte sie, besorgt, daß die Rache auch ihren Gatten, der absichtlich verreist war, aufsuchen könne, ihren Dienern Befehl, sich zu bewaffnen, das Haus wohl zu besetzen und zu bewachen. Die muthige Frau befahl die Flüchtlinge aufzunehmen *); man warf ihnen von der Zugbrücke des Grabens Seile zu, half ihnen mit Leitern, und so gelang es, sie in dem Hause zu verbergen. Aber wenige Minuten nach ihnen trafen auch schon bewaffnete Männer ein, welche die Geflüchteten suchten. Sie wurden mit Entschlossenheit zurückgewiesen, als sie in das Haus dringen wollten. Da ihre Zahl nur ge-

*) Historisch.

ring war, zogen sie sich zurück, um Verstärkung zu holen. Dabei stießen sie auf den Grafen Thurn, indem er an der Spitze seiner Getreuen hinab in die Stadt wollte. Als er hörte, daß Martiniz und Slawata sich im Hause des Oberstkanzlers verborgen hielten, sprengte er mit etwa zwanzig Reitern voran und gab Befehl, daß die Bewaffneten zu Fuß nachrücken sollten. In einigen Minuten war der Raum vor dem Hause Zdenko's von Lobkowitz dicht mit Neugierigen und herbeiströmendem Volk erfüllt.

Graf Thurn begehrte Einlaß oder Auslieferung der Geflüchteten. Da öffnete sich die Pforte und Polyxena von Lobkowitz trat unerschrocken heraus.*) Es war eine majestätische Gestalt, das dunkle Haar fiel ihr in langen Ringen auf die Schulter herab, ihr feuriges Auge blickte muthvoll in das Gewühl der Gasse. In edler Haltung grüßte sie den Grafen und winkte mit der Hand der Menge zu. Es ward augenblicklich still, eine solche Gewalt übte die hohe Erscheinung.

„Graf Thurn", begann sie, „würdet Ihr jemals Flüchtlinge, die an Eurem Herd Schutz gefunden, ihren Verfolgern überliefern? Könnt Ihr das von einer Frau verlangen, in deren Brust außer dem Gefühl der Ehre und Pflicht auch das des Mitleids wohnen soll? Ich richte die Forderung an Euch, abzustehen von Eurem Begehr!"

Thurn war ergriffen durch die Würde in Sprache und Haltung der edeln Frau; aber es war nicht diese Gewalt allein, die sich auf ihn geltend machte. Er selbst hatte einst, vor einer Reihe von Jahren, ihren großmüthigen Schutz erfahren. Es war in der Zeit gewesen, wo das wilde passauer Kriegsvolk, welches Kaiser Rudolf gegen sei-

*) Historisch.

nen Bruder Mathias und gleichzeitig zur Unterdrückung der Utraquisten in Böhmen geworben hatte, Prag besetzte. Damals wollte Thurn, schon in jener Zeit der eifrigste Vertheidiger seines Glaubens, die Prager zu einem Aufstande und Kampf gegen die Feinde zusammenschaaren. Er schwang sich zu Pferde und forderte die wehrhaften Männer in allen Straßen auf, sich ihm anzuschließen. Doch der Versuch misglückte, er mußte flüchten, ward verwundet und fand in eben dem Hause, durch eben die edle Frau Schutz, welche ihn jetzt den kaiserlichen Statthaltern gewährte. Diese Erinnerung, verbunden mit der hochherzigen Gesinnung Polyxena's (die in feinem Gefühl es ihm selbst überlassen hatte, seiner eigenen früheren Lage zu gedenken), mußte ihn besiegen. Doch wollte er auch der Sache, für die er eintrat, den wichtigen Vortheil nicht sofort verscherzen. Er grüßte die Gräfin daher mit Ehrfurcht und erwiderte: „Edle Frau! Nicht ich bin es, der die Auslieferung bedrängter Flüchtlinge verlangt, sondern es ist der von seinen Landesgenossen erwählte Beschützer der evangelischen Glaubensfreiheit, der im Namen dieser die Ueberlieferung strafwürdiger Verräther an der gemeinsamen Sache begehrt. Diesem Begehr werdet Ihr zuverlässig willfahren!"

„Nein, Graf Thurn! Ihr werdet das nicht von mir fordern", entgegnete die hohe Frau unerschrocken; „ein furchtbares Gericht habt Ihr über die Unglücklichen gehalten. Erkennt Ihr nicht die Gnade des Himmels, die sie selbst in Schutz genommen? Wolltet Ihr zu freveln wagen an dem sichtlichen Willen des Allmächtigen, der sie gerettet aus einer Gefahr, wo jede Rettung unmöglich schien? Möget Ihr solchen Frevel auf Euer Haupt laden! Ich nimmermehr! Welchem Glauben man auch angehöre, eine solche sichtbare Gnadenverkündigung Gottes vermag Niemand

abzuleugnen, und ich fordere Euch auf, bei dem ewigen Heil, bei der Gnade, die Ihr selbst dereinst hofft, greift nicht mit verwegener That ein in die offenbare Fügung des Himmels!"

Der Graf, schon erschüttert durch die Thatsache und die Gewalt eigener Erinnerung, wurde besiegt durch diese Hoheit der Gesinnung und durch die gläubig muthige Sprache, in der sie sich kund that. — Er empfand, daß es ein Frevel gegen des Himmels unableugbare Fügung sei, wenn die blutdürstige Gewaltthat, die gegen die Statthalter begangen und nur wie durch ein Wunder abgewendet war, wiederholt werden sollte. Nur um nicht seinen Begleitern gegenüber den Schein zu schneller Nachgiebigkeit auf sich zu laden, nicht mit der wirklichen Absicht, Polyxena's Entschluß zu bekämpfen, erwiderte er daher:

„Nicht Haß, nicht Rache bestimmen meine Handlungen, edle Frau. Die Pflicht der Stellung, die ich seit wenigen Augenblicken in dem Volk der Böhmen eingenommen, drängt mich zu dieser Forderung. Ich darf die gefährlichsten Feinde unserer Sache nicht aus meiner Gewalt entlassen, in die sie Gottes Hand gegeben!"

Ein Murmeln in der Menge, das nach diesen Worten begann, ließ es zweifelhaft, ob sich Unwillen gegen Polyxena oder gegen Thurn's Forderung rege. Doch vom entschiedensten Wollen war die Gräfin beseelt.

„Wie, Graf Thurn, ist die Sache, die Ihr führt, so schwach, daß sie vor zwei einzelnen Männern zittert? — Ich zittere nicht, denn ich vertraue auf Gott, der die Unglücklichen in meinen Schutz geführt hat. Seinem Willen gehorche ich und werde sie beschirmen. Nur Gewalt kann sie mir entreißen, nur über meine Leiche dringt Ihr in dieses Haus!"

So stand sie, stolz aufgerichtet, dem Grafen und seinen Kriegern furchtlos gegenüber.

Es war ein gefährlicher Augenblick für Thurn. Gewaltsames Eindringen erschien als eine Ruchlosigkeit, die das Ansehen seiner ganzen Unternehmung stören konnte; Zurückweichen eine Beschämung, die vielleicht gleiche Wirkung übte. Doch traf er einen glücklichen Ausweg. „Ihr entwaffnet uns, edle Frau, durch Eure Hochherzigkeit", erwiderte er mit ritterlicher Feinheit. „Der Preis Eures Lebens, den Ihr uns aufzwingt, wäre zu hoch für das Haupt zweier Verräther. Ich werde die Pflicht, jedes Haar auf Eurem Haupte zu schonen und mich dennoch unserer Feinde zu versichern, zu vereinen wissen. Sie sollen uns als ein Unterpfand verbleiben, das unter Eurem Schutz für die Ruhe ihrer Partei haftet! Doch Euer Haus muß ich in eine streng belagerte Festung verwandeln."

„Rechodom!" gebot er, sich zu Xaver umwendend, „besetzt die Gasse auf beiden Ausgängen und laßt das Schloß von der Grabenseite bewachen. Mit Euren anderen Leuten rückt nach der Altstadt auf den großen Ring. Mich trefft Ihr im Rathhause." Er begrüßte die Gräfin ehrfurchtsvoll, wandte seinen Rappen und ritt, von einem kleinen Gefolge begleitet, dem nahegelegenen alten Hradschinthore zu, von wo aus der Weg über eine der Zugbrücken in die Stadt hinunterführte. Eine Menge Volks drängte sich im verworrenen Gewimmel ihm nach und erfüllte die Straße.

Die Thür des Hauses der Gräfin öffnete sich wieder, und ihre Dienerschaft, noch bewaffnet, trat heraus, um zuzuschauen wie sich die Menge verlor. Es schlossen sich noch einige männliche und weibliche Hausgenossen an und mischten sich halb unter die Vorübergehenden. Ein schmutziger Mensch, der einem Ofenfeger oder Essenkehrer glich, befand

sich unter ihnen und lachte mit verzerrtem Gesicht in die Vorüberdrängenden hinein. Tölpelhaft stieß er an einen der gewaffneten Diener, der ihm wieder einen Stoß gab, mit den rauhen Worten: „Schmutziger Lump, nimm dich in Acht, daß du uns die Kleider nicht besudelst!“ Zwei Mägde kreischten und drängten sich seitwärts, als er ihnen zu nahe kam. „Mach überhaupt, daß du nach Haus kommst“, rief Einer, der der Oberaufseher der Diener zu sein schien, „mit deinem Geschäft bist du fertig! Packe dich und wasche dich!“ So halb gestoßen, halb mit Spott und Scheltworten verjagt, mischte sich der schäbige Gesell unter die Vorbeiflutenden. Doch Polyxena, die noch immer vor dem Hause verweilte, sah ihm spähenden Blickes nach, bis er an der Ecke verschwand. Dann sagte sie mit einem tiefen Athemzuge: „Gott sei Dank, nun hoffe ich, ist er gerettet! Einer wenigstens!“ — Es war Martinitz, der in dieser Verkappung den glücklichen Augenblick zur Flucht benutzt hatte.

Siebzehntes Capitel.

In später Abendstunde dieses Tages, als schon tiefes Dunkel die Stadt bedeckte, saß der Pater Thyßka, ein Mitglied der Gesellschaft Jesu und Archivar und Bibliothekar derselben, noch in seiner Zelle, eifrig mit dem Studium alter Documente beschäftigt. Es waren nicht die heiligen Bücher der Kirchenväter, noch die Heilige Schrift selbst, in denen er forschte, sondern sehr weltliche Gegenstände nahmen seine Thätigkeit in Anspruch. Er las Urkunden über

ältere, dem Orden gemachte Schenkungen an Grundstücken, welche dieser außer dem großen Gebäude des Hauptcollegiums besaß. Zu diesen gehörte auch das Haus, in welchem der Pater sich soeben befand, ein altes Klostergebäude mit einer schätzbaren Bibliothek, das in einem sehr entfernten Theile der Altstadt in der Nähe der Kirche von St.-Peter lag. Der Pater Thyßka wohnte hier, um die weltlichen Geschäfte, welche auf dieses Besitzthum des Ordens und auf einige andere Bezug hatten, bequemer abthun zu können; denn hier befand sich das Archiv mit den nöthigen Documenten, welches seit langer Zeit vernachlässigt und daher in große Unordnung gerathen war. Es kam in diesem Augenblick besonders darauf an, dieses Filialarchiv zu ordnen und die wichtigeren Documente herauszusuchen, um sie in das große Gebäude des Collegiums hinüberzuschaffen.

Außer dem Pater Thyßka bewohnten noch einige ältere Mitglieder des Ordens dieses abgelegene Haus. Sie hatten den vordern Theil desselben inne; die Zelle des Paters lag in dem Archivgebäude, welches einen Querflügel bildete, der den ersten und zweiten Hof des Hauses schied. Diese Wohnung war daher in die tiefste Stille begraben und kein Laut drang von außen her, von dem Treiben der Stadt bis dahin; nicht zu gedenken, daß bis zu diesem entlegenen Theile der Stadt sich das Geräusch des Verkehrs fast niemals ausdehnte. Pater Thyßka war in den Geschäften, die er hier ausführte, nicht weniger gewandt als im theologischen Gebiet. Er hatte oft Gelegenheit gehabt, dem Orden und zunächst seinem Collegium wichtige Dienste durch diese seine genaue Kenntniß von weltlichen, und besonders juristischen Dingen zu leisten, sodaß ohne seinen Rath vielleicht mancher Rechtshandel ungünstig ausgefallen, mancher Vortheil nicht zur rechten Zeit wahrgenommen worden wäre.

Er durchlas eben jetzt die Abschrift eines alten Testaments, in welchem für gewisse Fälle dem Orden das Besitzrecht auf ein Haus in der Altstadt zu Prag zugesichert war, Fälle, die jetzt einzutreten schienen und rechtzeitig benutzt werden mußten. Die hagere Gestalt war tief über das Pergament gebeugt, sodaß das Gesicht sich ganz im Schatten befand, den die mit einem grünen Schirm versehene Lampe darauf warf. Doch blitzten die Augen des Paters aus dem Halbdunkel, welches seine Züge umgab, scharf hervor, und seiner zusammengezogenen tiefgefurchten Stirn ließ sich die durchdringende Aufmerksamkeit anmerken, die er auf das Studium wandte.

Da schellte es stark an der Pforte des Vordergebäudes. „In so später Stunde? Was kann das bedeuten?" fragte sich Thyßka und lauschte, ob der Pförtner öffnen werde. Es währte nicht lange, so schoben die schweren Riegel sich zurück und die Thür kreischte auf ihren rostigen Angeln. Der Pater hörte das Murmeln einiger Stimmen. Bald darauf vernahm er auch Schritte im Hof. Erstaunt über den zu solcher Stunde ganz ungewöhnlichen Vorfall, stand er auf und blickte durch die runden in Blei gefaßten, etwas trüben Scheiben seines Fensters hinaus. Er sah zwei Gestalten über den Hof schreiten, gerade auf die Pforte zu, die zu seiner Zelle führte. In der einen derselben erkannte er bald den Pförtner selbst. Dieser leuchtete einem fremden Manne, der, ganz eingehüllt, eilig neben ihm hinschritt. Jetzt verschwanden sie in der Thür und stiegen die Treppenstufen hinan. „Sollte der Besuch wirklich mir gelten?" dachte er staunend und ging der Thür zu, indem er aufmerksam nach außen lauschte. Man näherte sich, es pochte; Thyßka öffnete und ein trotz des warmen Maiabends tief und seltsam vermummter Mann trat ein.

„Ehrwürdiger Vater, gönnt mir eine Freistatt", bat er mit zitternder Hast.

„Herr Fabricius! Um der heiligen Jungfrau Willen, was führt Euch zu dieser späten Stunde hierher und in solcher Verkappung!" rief Thyßka voll Staunen, da er ihn an der Sprache erkannte.

„Ihr habt noch nicht vernommen?" fragte der Flüchtling, „wie ich selbst in die Schreckensereignisse dieses Tages verflochten bin?"

„In die Schreckensereignisse dieses Tages?" fragte Thyßka, und der Mund blieb ihm offen stehen und das hagere Gesicht wurde noch hagerer. „Was ist denn geschehen?"

„Ihr wißt nicht — wißt nicht, was auf dem Hradschin geschah? Nicht von den Unruhen in der Stadt?"

„Keine Silbe! Unsere abgelegene Wohnstätte berührt selten ein Fuß. — Heut ist auch unser Rechtsconsulent nicht erschienen!" entgegnete Thyßka.

„Das glaube ich!" rief Fabricius, „es wird ihm unmöglich gewesen sein! Unerhört, daß Ihr von nichts wisset! Ich will Euch erzählen, daß Ihr staunen sollt! Aber ich bitte Euch vor allen Dingen, ehrwürdiger Vater, gebt mir einen Trunk Wasser und einen Bissen Brot, ich bin fast verschmachtet, — und sagt mir, ob Ihr mich wenigstens diese Nacht beherbergen könnt?"

Mit diesen Worten sank er erschöpft in einen hohen ledernen Armsessel, der ihm zunächst stand. Thyßka gab ihm die Zusicherung, daß er im Hause eine Zelle und ein Bett haben könne, und brachte ihm eiligst Wein und Brot. Der Pförtner ging wieder hinab. — Als Fabricius sich erquickt hatte, begann er seine Erzählung. Der Pater hörte mit immer wachsendem Erstaunen. Als der Erzähler an den

Augenblick kam, wo man ihn zum Fenster hinausgeschleudert hatte, unterbrach ihn ein lauter Ausruf Thyßka's. „Heilige Mutter Gottes und Ihr sitzt lebendig und unversehrt vor mir? So müssen Euch die heiligen Engel selbst auf ihren Flügeln hinabgetragen haben!"

„Nicht ganz, hochwürdiger Herr, ich fiel wie ein Anderer auch", entgegnete Fabricius und unterdrückte trotz seiner Angst und des Ernstes der Sache kaum ein Lächeln, „aber, — salva venia auf einen Haufen Kehricht und Dünger!" Selbst der Pater vermochte bei dieser nüchternen Auflösung des Wunders nicht völlig den frommen Ausdruck der Züge zu bewahren, mit dem er seine Muthmaßung über die untergebreiteten Flügel der Engel begleitet hatte.

„Es bleibt doch eine staunenswürdige Fügung Gottes, die unsern zerknirschten Dank fordert! Seine Wege sind wunderbar im Kleinen wie im Großen, und Er, der Euer Unheil voraussah, hatte im voraus für Euer Heil gesorgt. Allein was thatet Ihr, da Ihr Euch wohl und gesund fühltet?"

„Je nun, ich stand auf und suchte davon zu kommen! Aber so durchaus wohl und gesund fühlte ich mich doch nicht. Sechzig bis siebzig Fuß bleiben ein verteufelter Sprung; ich war lahm an allen Gliedern und nicht blos vor Schrecken!"

„Wo blieben aber die Statthalter?" fragte Thyßka.

„Ich weiß es nicht; Slawata blutete am Kopf und taumelte; Keiner konnte sich um den Andern kümmern! Man schoß aus den Schloßfenstern auf uns, daher galt es, sich so eilig als möglich davon zu machen. Ich fühlte, daß ich laufen konnte, und lief aufs Gerathewohl den Graben rechtwärts entlang. An der zweiten Brücke klimmte ich aufwärts und erreichte durch allerlei Windungen, Fußsteige,

Durchgänge und Schlupfwinkel die freie Straße vor dem Schloß. Ich flüchtete zu den Kapuzinern *); allein kaum war ich dort, als auch schon das Getümmel sich dahin verbreitete, Bewaffnete an die Klosterpforten donnerten und die würdigen Väter in den äußersten Schrecken versetzten. Ich konnte von Glück sagen, daß sie mich den Feinden nicht auslieferten, sondern durch ein Hinterpförtchen entwischen ließen. Ich wollte nach der Strahow-Abtei, doch alle Thore und Thüren derselben waren geschlossen und das Reichsthor schon durch Thurn's Leute besetzt. Es blieb mir nichts übrig, als mich wieder zurückzuwenden. Unterwegs erwischte ich den alten Mantel eines Fuhrmanns, der seinen Wagen verlassen hatte, und vertauschte ihn mit dem meinigen. So gelang es mir endlich durch die Radnodomski Ulice hinab in die Kleinseite und über die Brücke in die Altstadt zu entkommen. Aber kaum hatte ich dort einige Wendungen durch die Gassen gemacht, als ich auch hier schon die wilden Rotten der Ketzer mit ihrem Gebrüll vernahm! Hätten sie mich erkannt, ich glaube sie hätten mich nochmals hinaufgeschleppt, um mich nochmals hinunterzustürzen. Mich zu verbergen, schien mir demnach das Beste. Ich sprang also in das nächste Haus, tappte mich durch eine dunkle Hausflur, erreichte einen kleinen Hof, sah eine Leiter an die Thür eines Futterbodens gelehnt, kletterte, so schwer es mir wurde, hinauf, fand dort Heu und Stroh aufgeschüttet, zog, um wenigstens nicht sogleich verfolgt zu werden, die Leiter nach und verbarg mich so tief ich konnte im Heu. Für den Augenblick athmete ich leicht auf; doch bald gerieth ich wieder in die äußerste Angst. Denn ich hörte immerfort lärmendes Gesindel, das dicht an meinem Zufluchtsort vor-

*) Historisch.

beiströmte. Ich entdeckte endlich, durch eine Luke, daß längs des Gebäudes ein Seitengäßchen hinlief, kaum funfzehn Schuhe unter mir, sodaß ich jedes Wort vernehmen konnte, was gesprochen wurde. Hier hörte ich Manches über die Vorgänge, allein ich sollte zu meinem Schrecken noch besser unterrichtet werden. Denn nach etlichen Stunden kamen Leute in den Hof. Diese wütheten mit wildem Geschrei gegen die Statthalter, gegen den Herrn Erzbischof und Alles, was zu uns gehört. Wäre ich in ihre Hand gefallen, ich würde den grausamsten Märtyrertod für unsere heilige Sache erduldet haben!"

„Beati qui moriuntur in cruciatibus, nam illis apertae erunt coelorum portae!" rief Pater Thyßka halb mit tröstendem Ton, halb begeistert.

Fabricius schien nicht ganz der Ansicht, denn er pries sich glücklich, daß man ihn nicht in seinem Versteck entdeckt habe.

„Es sammelte sich", erzählte er weiter, „allmälig ein ganzer Trupp dieser Erbitterten. Sie erzählten einander von Dem, was geschehen war. So erfuhr ich, freilich unter Todesmartern der Angst, Alles, was in der Stadt vorgegangen war und ferner vorging."

„O erzählt, erzählt", drängte Pater Thyßka, der vor Verwunderung noch gar nicht zu sich selbst kommen konnte, den Erschöpften, der ein wenig inne hielt.

„Gleich nach der fluchwürdigen That auf dem Schloß", fuhr er endlich fort, „hat der Frevler Mathias Thurn die Statthalterschaft für abgesetzt erklärt. Seine Rotten sind durch alle Straßen gestürmt und haben ihre Anhänger aufgerufen sich ihnen anzuschließen. Von allen öffentlichen Kassen und Gebäuden haben sie Besitz genommen! Sie haben Maueranschläge gemacht, worin sie erklären, der

Name des Kaisers sei gemisbraucht worden, seine schuldigsten Räthe seien bestraft und sie, die Aufrührer, würden im Namen Sr. allerhöchsten Majestät und in Treue gegen dieselbe jetzt die Angelegenheiten des Landes verwalten!"

„In Treue!" rief der Pater, „ja diese Treue kennt man! Solange sie der Schild des Aufruhrs ist, wird sie beibehalten, aber wenn unter solchem Schutz der Drache groß und stark genug geworden, dann wird der heilige Schild fortgeschleudert und mit Füßen getreten! Punica fides!" Er erhob dabei die Hände und Blicke gen Himmel.

„Das ganze Land", fuhr Fabricius fort, „soll zu den Waffen gerufen werden, um seine Rechte gegen die Unterdrücker desselben zu vertheidigen!"

„Wehe uns!" rief Thyßka. „So soll der Brand der verruchten neuen Lehre überall wieder aufflammen! Wir sehen die Gräuelzeiten der Hussiten wiederkehren!"

„Ja dieser Thurn ist ein Unheilstifter, dem der Scheiterhaufen gebührt!" rief Fabricius. „Er ist seit heut Morgen so gut wie König von Böhmen, — sie haben eine vorläufige Regierung errichtet — Alles, Alles ist in ihrer Hand! — Sie jubeln! Die ganze Stadt ist wie im Taumel!"

„Ach wenn sie nur jubelten!" seufzte Thyßka, „allein heut, im ersten Taumel, jubeln sie und morgen werden sie mit ihren Schandthaten beginnen, mit Mord und Brand!"

„Ich fürchte sogar", entgegnete Fabricius, „daß die ehrwürdigen Väter Jesu mit die Ersten sein werden, an denen die Ketzerregierung Rache nimmt!"

„Freilich, freilich!" sagte der Pater und ging unruhig auf und nieder; „denn wir haben am eifrigsten gekämpft für die heilige Kirche!"

„Ich habe schon sogar Worte der Art fallen hören“, nahm Fabricius nicht ohne einige boshafte Schadenfreude wieder das Wort. „In der wilden Gruppe auf dem Hofe, wo ich versteckt war, hieß es mehrmals: «Die Jesuiten sind an Allem Schuld!»“ — Er schwieg.

Pater Thyßka ebenfalls; er ging hastig immer schneller und schneller, wie es seine Art war, wenn er etwas eifrig innerlich überlegte, auf und nieder. Endlich trat er vor Fabricius hin und sagte: „Ich weiß nicht ob Ihr wohlgethan habt, Herr Geheimschreiber, Euch hierher zu flüchten. Dies Haus ist zwar nur Wenigen als das unsrige bekannt, allein es wird dennoch durchspäht werden! Die Wuth der Aufrührer wird hierher dringen, auch wenn man nicht gerade Euch hier sucht!“

„Ehrwürdiger Vater, wohin sollte ich mich wenden?“ antwortete Fabricius bestürzt und kläglich, da er in diesen Worten nicht mit Unrecht eine Andeutung spürte, daß es dem frommen Vater lieb wäre, wenn der verhaßte Flüchtling ein anderes Obdach wählte. „Wohin sollte ich flüchten? Welchem Hause sollte ich trauen, nachdem das erste, wo ich mich barg, mir mit so schrecklichen Gefahren drohte? Am allerwenigsten dürfte ich mich nach meiner eigenen Wohnung wagen!“

Pater Thyßka sah sehr unruhig und mismuthig aus. Er war der allerdings nicht unrichtigen Ansicht, der Gast könne ihm unter diesen Umständen wenig Vortheil bringen. Fabricius, welcher diese Stimmung wahrnahm, fuhr in desto beweglicherem Tone fort: „Bedenkt meinen bejammernswerthen Zustand und was ich Alles erduldet! Bis zur tiefen Dämmerung lag ich zitternd und bebend im Stroh vergraben, und stand eine Höllenhitze und Hunger und Durst zum Umkommen aus! Dann hüllte ich mich in diese alten

Kleidungsstücke, die ich zum Glück in einen Verschlag des Bodens, wo muthmaßlich ein Knecht seine Schlafstätte hatte, vorfand. So verkappt wagte ich endlich, als Alles im Hofe still war, die Leiter wieder hinabzulassen und hinunterzusteigen. Aber das Haus war verlassen und geschlossen; Alle waren hinausgeeilt, um sich den durch die Straßen jubelnden Schwärmen zuzugesellen. Da entdeckte ich eine kleine Mauer, die die Grenze des Seitengäßchens bildete; diese überstieg ich mit Hülfe meiner Leiter und rannte dann aufs Gerathewohl durch die Gasse. Aber auch hier war Gefahr auf jedem Schritt. Bald kamen bewaffnete Patrouillen, bald siegestrunkene Schwärme daher. Sie hätten mich zerrissen, wenn sie mich erkannt hätten! Eine Zeit lang schloß ich mich einem großen Haufen, dem ich nicht ausweichen konnte, an, und rief mit, aus Leibeskräften: «Vivat Mathias Thurn! Pereat Martiniz! Pereat Slawata! Pereat Fabricius!»"

„Wie — Ihr, — Euch selbst?" fragte Thyßka.

Der Geheimschreiber zuckte die Achseln. „Was konnte ich thun? Wenn ich nicht ein Pereat über mich selbst rief, hätte ich es muthmaßlich herbeigerufen. So abgeängstigt, verhungert, verdurstet, entkräftet, gelang es mir endlich, bis hierher zu kommen! Ihr werdet mich doch nicht wieder verstoßen wollen, ehrwürdiger Vater, nachdem Ihr mir Obdach zugesagt?"

„Horch! Hörtet Ihr nicht Lärmen?" unterbrach ihn Thyßka und lauschte mit zurückgehaltenem Athem. Es war Alles still. „Eure entsetzlichen Zeitungen haben mich ganz verwirrt", sagte er, „ich glaube überall Schreckensgestalten zu sehen und zu hören!"

„O, hier in diese entlegene Stätte, zu der nicht einmal Kunde von den Vorgängen des Tages gelangte, dringt

heut gewiß Niemand", meinte der Geheimschreiber und suchte dieser Ansicht durch einen möglichst zuversichtlichen, aber doch bittenden Ton Glauben zu verschaffen.

„Wenn aber dennoch — wenn man Euch hier fände", sagte immer verlegener der Pater, „wenn .... horch! schon wieder — diesmal täusche ich mich nicht! — Das sind Leute! Das sind Kriegsleute, die die Straße heraufziehen, — man hört es am gleichmäßigen Schritte — in der Nachtstille dringt der Schall selbst bis hieher! — Wenn sie hier einstürmten! Wenn sie Euch, der ihren ganzen Haß gereizt, hier anträfen! Die Erbitterung gegen den heiligen Orden ist ohnehin so groß — — Nein, Fabricius, Ihr dürft hier nicht bleiben!"

„Ehrwürdiger Vater", flehte der Geheimschreiber voll Verzweiflung, „Ihr werdet mich doch nicht meinen erbitterten Feinden geradezu überliefern wollen, mich nicht in den offenen Schlund des Verderbens stürzen! Bedenkt unsere alte Verbindung, wie viele Freundschaft und Dienste ich dem Orden erwiesen! Wie oft ..."

„Wol, wol, Freund — allein die heiligen Pflichten gegen den Orden selbst, jegliches Uebel von ihm, seinem Eigenthum und seinen Mitgliedern abzuhalten ..... sie zwingen mich, gegen den Drang der Freundschaft, gegen die Stimme meines Herzens .... Ihr könnt hier nicht bleiben!"

Fabricius schlotterte wie im Fieber. In der That hörte man bis in die Stille des Klosterhofes hinein Geräusch von Bewaffneten, die sich mit geschlossenem Schritt näherten. Thyßka ging hastig auf und nieder, für den Augenblick ganz rathlos. „Unser Archiv", rief er aus, „die Briefschaften, die Documente — wenn sie sie fänden! Alles würde durchstört — welche Entdeckungen können sie ma-

chen — welche Verluste uns zuziehen, wenn sie die Papiere vernichten! Ich weiß nicht, was das Entsetzlichere wäre!"

Es trat draußen ein Augenblick der Stille ein; dann donnerte es plötzlich mit schweren Kolbenstößen gegen die Thür nach der Straße und zugleich riß man an der Glocke, daß der Schall durch das ganze Gebäude drang.

„Allgnädige Mutter Maria, heiliger Ignatius von Loyola!" rief der Pater und rang die Hände. „Erbarmet euch unser! Beschützt dieses Haus!"

Da commandirte eine kräftige Stimme draußen auf der Straße „Halt!" sodaß man es durch die Nachtstille deutlich bis zu der Zelle im Hof hinüber vernahm. Man hörte das scharfe Auftreten der Mannschaften und das Klirren ihrer Waffen bei den kurzen militärischen Bewegungen, die sie gleich darauf machten. Ein Murmeln rauher Stimmen, das von Augenblick zu Augenblick wuchs, mischte sich in das Getöse der Kolbenstöße.

Fabricius war aufgesprungen, nach dem Fenster zu, und sah hinaus ob Leute kämen; dann starrte er rings in allen Winkeln umher, ob sich nicht ein Versteck aufthue.

„Und dieser Unglückselige hier! Fort, fort, in den Hof hinunter!" rief Thyßka Fabricius zu, „daß sie Euch wenigstens nicht in meiner Zelle finden!"

Da flog die Thür derselben auf. Es war der Pförtner. „Herr Pater", berichtete er athemlos, „ein Schwarm von Landsknechten will die Thür stürmen! Der Herr Prior und die andern Herren Patres sind schon vom Lager aufgesprungen; sie wollen flüchten. Noch hält die Thür, aber es ist die höchste Zeit! Denn sie schreien draußen schon nach Balken, um sie einzubrechen!"

„Wo sollen wir hin, guter Anselmus?" rief Thyßka; „sie haben uns überrascht!"

„Beeilt Euch nur, Herr Pater! Ich denke, es ist noch Rettung. Wir flüchten in den zweiten Hof, durch die Mauerpforte in den Nachbarhof und von dort durch das Gäßchen, das nach der Moldau führt."

„Dem Himmel sei Dank, ja das ist möglich!" rief Thyßka. „Wir wollen ... Die Thür krachte!" unterbrach er sich selbst, da ein laut donnernder Stoß gegen die schweren eichenen Bohlen der Thür nach der Straße durch das Gebäude dröhnte.

„Nein, nein, würdiger Vater, so rasch fällt sie nicht", tröstete der Pförtner; „ich habe den Balken vorgeschoben. Zehn Minuten mindestens sind unser!" Mit diesen Worten eilte er wieder hinaus und überließ es den Beiden, ob sie seinem Rathe folgen wollten.

Thyßka, der seine Besonnenheit jetzt einigermaßen wiedergefunden hatte, raffte hastig die vor ihm liegenden Schriften und Pergamente zusammen, riß schnell einige Schubladen seines großen Schreibtisches auf und nahm Papiere heraus. Dann warf er sein schwarzes Ordenskleid ab, eilte in ein Nebenkämmerchen und kam in einen alten grauen Ueberwurf gehüllt zurück. Er faßte die Papiere in ein Betttuch zusammen, knüpfte es zu, und mit diesem Bündel unter dem grauen Mantel eilte er hinaus, ohne sich um Fabricius zu kümmern, der indeß noch rasch einen Zug aus der Flasche gethan und das Brot zu sich gesteckt hatte. Beide eilten so schnell sie vermochten die enge dunkle Treppe hinab. Im Hofe kamen ihnen schon die andern Brüder aus dem Vordergebäude entgegen. Die erschreckten Patres hatten wie Thyßka die Ordenstracht weggeworfen und Verkleidungen gewählt, wie sie jedem zunächst in die Hände gekommen waren. Hastig durchschritten die Flüchtigen einen finstern gewölbten Gang, den ein

Gitterthor verschloß. Anselmo, der Pförtner, öffnete es: so kamen sie in den zweiten kleinen Hof, der nur zu wirthschaftlichen Zwecken benutzt wurde. Diesen trennte eine Mauer von dem Gehöft des von hinten an das Gebäude stoßenden Nachbargrundstücks, durch welche eine enge Pforte führte, die nur von der innern Seite verriegelt war. Es kostete Mühe, die alten, halb verrosteten Riegel der nie benutzten Thür zurückzuschieben; endlich gelang es, das Rettungspförtchen sprang auf, und die bebenden geistlichen Väter, besonders der vor Angst schlotternde Fabricius, klemmten sich hindurch. In dem Augenblicke, als die Thür sich hinter ihnen schloß, belehrte ein krachendes Getöse und wildes Geschrei hinter ihnen die Flüchtenden, daß die Hauptpforte nach der Straße gesprengt sei und der Schwarm eindringe. Sie stürzten daher mit verdoppelter Hast vorwärts, in das Nachbargehöft hinein, ohne zu wissen, wohin sie sich von dort für die Nacht wenden sollten, in der finstern unruhigen Stadt.

Die erste Schwierigkeit war die, aus dem Hause fort auf die Gasse zu gelangen. Der Pförtner kannte zum Glück einen der Bewohner. Es war ein Schlosser, ein armer, aber rechtlicher Mann, der katholischen Kirche eifrig zugethan. Anselmo wußte wo er schlief, und pochte leise an das Fenster des im Erdgeschoß nach dem Hofe hinaus liegenden Kämmerchens.

Der Alte steckte den Kopf heraus. „Noch nicht genug des Lärmens heut?“ fragte er mürrisch. „Was gibt es denn?“

Anselmo gab sich zu erkennen, während die Flüchtenden sich noch zurückgezogen im Dunkel hielten. Der Alte rief alle Heiligen an über das unerhörte Ereigniß, daß die frommen Väter flüchten sollten! Er erbot sich, ihnen Ob-

dach für die Nacht zu geben, wenn sie sich mit seiner engen Räumlichkeit behelfen wollten. Doch wollte er ihnen auch das Haus öffnen und sie nach der Moldau hinunterführen. Dies schien das Räthlichste; denn der Schlosser hatte einen Freund und Verwandten, welcher Schiffer war und dessen Haus so lag, daß man durch dasselbe unbemerkt ans Ufer gelangen konnte. Auf einem Nachen konnten dann die Flüchtigen unter dem Schutze der Verkleidung leicht die Stadt verlassen, um einstweilen unfern derselben bei einem Landbesitzer, einem Freunde des Priors, eine Zufluchtsstätte zu suchen, bis man erführe, was ferner in der Stadt vorgehe, und ob es zu wagen sei, dahin zurückzukehren.

Nachdem der Schlosser in Schuhe und Wamms gefahren war, machte sich der Zug auf. Die Dunkelheit der Nacht und die allmälig eingetretene Stille in den Straßen begünstigte die Flucht. Ohne Hinderniß wurde das Haus des Schiffers erreicht. Der Schlosser pochte ihn aus dem Schlafe, und bald wurde ihnen das kleine Gehöft geöffnet. Eine Viertelstunde später saßen die heiligen Väter sammt Fabricius in einem Nachen, auf dem sie stumm den Strom hinunterschwammen. So gelangten sie sämmtlich glücklich aus der Stadt.

Achtzehntes Capitel.

Am Morgen nach der That auf dem Hradschin schickten Xaver und Wolodna, welche die Nacht wieder in ihrer Herberge zugebracht hatten, sich an, zum Grafen Thurn zu gehen. Therese begleitete sie.

Vor dem Palast des Grafen Thurn war schon Alles in voller Lebendigkeit. An dem Ende der Straße hielt eine Abtheilung von Reitern; vor dem Hause selbst stand eine Schaar von Landsknechten. Das Thor war weit geöffnet. Im Hofe lagerten, wie vorgestern, Bewaffnete aller Gattungen. In der Mitte loderte ein großes Wachtfeuer. Kessel zur Bereitung des Frühmahls waren angesetzt. Einige schürten die Flammen, Andere rührten in den Kesseln; die Meisten setzten ihre Waffen in Stand.

Ein alter treuer Diener, der Hauswart Balthasar, trat den Kommenden freundlich entgegen: „Der Herr Graf hat befohlen, daß ihr Beide“, er wandte sich zu Wolodna und Xaver, „sogleich zu ihm hinaufgehen sollt. Eure liebe Tochter hier wird in meiner Wohnung bei meiner Frau bleiben, bis der Herr Graf mit euch Beiden gesprochen. Er will sie dann selbst zur Frau Gräfin führen.“

Therese folgte dem Alten. Xaver und Wolodna wurden in das Zimmer des Grafen geführt. Er war allein, mit Schreiben beschäftigt.

„Ah, da seid ihr, meine wackern Freunde“, begrüßte er sie, und stand auf, um ihnen die Hand zu schütteln. „Ihr habt mir gestern redlich geholfen! Es war zwar, zu meiner Freude, nicht nöthig, daß ihr voranginget und das Eis

brachet; denn sie, denen es näher oblag, haben das Ihrige gethan; ihr aber auch überall das Eurige. Auch eure Freunde" — Czernig und einige andere rüstige Männer des Gebirges waren gerüstet zugegen gewesen — „haben sich als wackere Männer gezeigt! Jetzt stürzt der Strom die wilde Bahn vorwärts. Nun kommt es darauf an, ihn zu leiten, daß er nicht überbrause. Dabei sollt ihr mir wiederum helfen! — Setzt euch", gebot er freundlich, „wir wollen im vollen Vertrauen miteinander reden!"

„Vorwärts müssen wir jetzt, das leidet keinen Zweifel", begann er, „hier ist kein Stillstehen möglich und kein Zurückgehen. Ein Schritt, um den wir heut weichen, kann uns Alles kosten, was wir gestern gewonnen haben. Und wir müssen das Künftige sorgfältig vorbereiten! — Ihr seht es ein", fuhr er nach einigen Augenblicken fort, „der Kaiser kann es uns nicht vergeben, daß wir so mit seinen Statthaltern verfahren sind, wie es gestern geschehen. Wir müssen also gerüstet sein, seiner Gewalt mit Gewalt zu begegnen!"

„Ich denke", meinte Wolodna bedenklich, „des Kaisers gnädigste Majestät müssen wir in Ehren halten, und es wäre großer Frevel, etwas dawider zu unternehmen!"

„Freilich, freilich", fiel Thurn ein. „Allein der Kaiser ist in den Händen seiner Statthalter. Die sind verjagt! Sie werden ihm unsere gerechte Nothwehr als die frevelhafteste Empörung darstellen. Lobkowitz und Sternberg freilich nicht; sie gehen auf ihre Schlösser und halten sich still, denn unter dieser Bedingung habe ich ihnen sicheres Geleit zugesagt. Allein die andern Beiden und ihre Creatur, der schleichende Giftmischer, dieser Geheimschreiber Fabricius, sie werden uns anschwärzen, als wären wir die schwärzesten Teufel der ganzen Hölle! — Es war mir lieb, daß sie nicht

umkamen, doch es ist mir unlieb, daß sie auf und davon sind!"

„So sind sie fort?" fragte Xaver.

„Freilich", antwortete der Graf mismuthig. „Zwei wenigstens, Martiniz und der heimtückische Schleicher Fabricius. Slawata ist noch im Hause des Oberstkanzlers, das ihm Schutz verliehen hat, den ich aus wichtigen Gründen achten muß. Entrinnen kann er uns aber nicht. Von den beiden Andern habe ich noch keine Spur; zur Stadt hinaus müssen sie sein. Ich habe überall, wo ich sie irgend vermuthen konnte, bei Allen, die der römischen Kirche mit fanatischem Eifer anhangen, in allen Klöstern, besonders in den Gebäuden der Jesuiten Nachsuchung halten lassen. Vergeblich! Theilweise hatten die Herren Confratres der Gesellschaft Jesu, durch ihr böses Gewissen gemahnt, sich schon selbst aus dem Staube gemacht. Sie sind uns nur zuvorgekommen. Denn die Jesuiten müssen fort, sonst gewinnen wir keine ruhige Stunde im Lande! — Nun, seht ihr wol, Freunde", wandte er das Gespräch wieder zu der Hauptsache, „alle diese unsere geflüchteten Gegner werden die Saat der Verleumdung ausstreuen. Der Kaiser wird aufs äußerste erbittert werden. Legten wir die Hände in den Schoos, was wäre die Folge? Sie schickten uns, da die Böhmen meist zu uns halten, ein Heer ausländischer Regimenter, Spanier, Ungarn, Lombarden, Kroaten ins Land, und wer dann nicht schnelle Füße hätte, würde bald um einen Kopf kürzer sein! Ich und ihr und alle die Unsrigen! Wenn wir uns aber jetzt entschlossen rüsten, ein Heer ins Feld stellen, dann werden sie sich bedenken, und uns bewilligen, was wir zu fordern ein Recht haben. So bewahren wir den Frieden. Wir wollen nichts wider des Kaisers Majestät! Bewahre uns der Himmel! Aber wir

wollen unsere verbrieften Rechte wirklich ausgeführt sehen und Bürgschaft dafür haben!"

„Ja, das wollen, das müssen wir", sprach Xaver entschieden.

„Ja, das müssen wir", bekräftigte der Graf, „und dazu bedarf es nur unserer Entschlossenheit. Wir müssen uns verstärken. Alles, was uns anhängt im ganzen Lande, muß unter die Waffen gerufen werden. Noch heut will ich ein Aufgebot erlassen an die ganze böhmische Nation, daß sie sich rüste zur Vertheidigung ihrer Rechte. Jeder zwanzigste Mann soll sich als Bewaffneter stellen. Ein gedrucktes Manifest soll ergehen, damit ganz Deutschland erfahre, was uns zum Aeußersten getrieben hat; wir wollen unsere Rechtlichkeit und Ehre wahren, damit unsere Sache Helfer und Freunde überall finde. Der Kaiser wird uns alle Kräfte aller seiner Länder entgegenstellen; so müssen auch wir uns Bundesgenossen in allen Ländern suchen, wo unsere Glaubensverwandten wohnen. Deshalb, Wolodna, wollte ich dich nach Schlesien, dich, Xaver, nach Sachsen senden. Ihr sollt uns dort Freunde, sollt uns Mannschaften werben. Mit allem Nöthigen dazu sollt ihr reichlich versehen werden; ich denke, es ist ein guter, ein ehrenvoller Auftrag! Was meint ihr, schlagt ihr ein?"

„Ich bin bereit, noch heut", rief Xaver feurig.

„Auch ich, Herr Graf, soweit es in meiner Kraft steht", antwortete Wolodna. „Was ein geringer Mann wie ich vermag . . ."

„Was, geringer Mann!" unterbrach ihn Thurn, indem er die dargebotene Hand kräftig faßte. „Ihr seid mir kein geringer Mann! Glaubt Ihr, ich wäge die Leute nach Rang und Titel, nach vermoderten Adelsbriefen und Vorfahren, die beide in Staub zerfallen? Das mag bei Hofe,

bei Pfaffen und Schranzen die Weise sein, wenn es gilt, fette Pfründen und Gnaden zu vergeben. Ich sehe mir den Mann selbst an! Denn wir haben hier nicht Leckerbissen in Muße zu verzehren. Wir werden Arbeit haben mit dem Schwert und mit dem Kopf! Gefahr und Entbehrung, und dann erst, wenn es Gott will, späten Lohn! Dazu braucht man Männer, die Herz, Kopf und Faust haben. Das habt ihr ihr, Beide! Von dem Augenblicke an, wo ihr mich zu Lowositz um meinen Beistand antratet, wußte ich, daß ich in euch Männer fand, auf die auch ich in der Noth zählen könnte!"

Das hingegebene volle Vertrauen, welches Thurn aussprach, verdoppelte die Flammen des Eifers, die schon in Beiden emporgeschlagen waren.

„Ja, das könnt Ihr, Herr Graf, bei Gott, das könnt Ihr!" rief der alte Wolodna und die Thränen traten ihm ins Auge. „Mein grauer Kopf ist Euer!"

„Er ist unserer Sache, und ich hoffe ihn noch mit einem Ehrenkranz zu schmücken", entgegnete Thurn. —

Ein Diener trat ein. „Die Frau Gräfin hat herübergeschickt", meldete er, „und läßt anfragen, ob sie den Herrn Grafen jetzt sprechen könne."

„Ich werde sogleich selbst hinüberkommen", erwiderte Thurn rasch, und winkte dem Diener, sich zu entfernen.

„Die Zeit drängt, Freunde! Ich werde in der Schloßkanzlei die Briefe, die ich euch mitgebe, ausfertigen lassen. Dort sollt ihr auch die erste nothwendige Summe zu eurem Geschäft in Empfang nehmen und die Anweisungen auf Weiteres erhalten. Um Mittag findet euch dort bei mir ein. Morgen könnt ihr aufbrechen. Jetzt wollen wir noch ein anderes Geschäft, das nur uns allein angeht, abthun.

Eure liebe, schöne Tochter, Wolodna, ist doch mit Euch gekommen?"

„Sie verweilt drunten, wie Ihr es befohlen habt, Herr Graf", antwortete Wolodna.

„So will ich sie jetzt gleich selbst zur Gräfin Thurn führen", antwortete er. Er schellte; der alte Balthasar erschien. Thurn gebot ihm, Theresen heraufzuführen. — —

Sie trat ein. Ein leichtes Erröthen erhöhte ihre edle Schönheit. Thurn schritt freundlich auf sie zu, bot ihr die Hand und sagte:

„Willkommen hier in Prag! Es sieht freilich jetzt etwas unruhig bei uns aus, allein ich denke Eurer lieben Tochter", wandte er sich zu Wolodna, „doch einen stillen, friedlichen Aufenthalt zu verschaffen! Wir wollen gleich zur Gräfin hinüber!"

Sie gingen durch einige Zimmer.

„Bist du allein, Elisabeth?" fragte Thurn, indem er eine Thür halb öffnete und in das Gemach blickte, „ich bringe dir hier unsern jungen lieben Schützling!"

Er nahm Theresen bei der Hand und trat mit ihr ein. Wolodna und Xaver folgten.

Die Gräfin Thurn war eine hohe, feine Gestalt; aus ihren Zügen sprach das mildeste Wohlwollen. Sie kam Theresen mit einem freundlichen Lächeln entgegen, doch schien sie schmerzlich bewegt.

„Du hast die Heimat verlassen müssen, liebes Kind", sagte sie, indem sie Theresen, die sich beugte, um einen Kuß auf ihre Hand zu drücken, davon zurückhielt und sie auf die Stirn küßte; „du sollst hier eine neue finden, und wir wollen Alles thun, daß du die alte nicht zu schmerzlich vermissest!"

Eine süße Beklemmung erfüllte Theresens Brust bei dieser so milden, trostreichen Begrüßung. Ihre eigene edle Gesinnung ließ sie die der Gräfin um so tiefer empfinden. Die Worte versagten ihr, sie vergoß sanfte Thränen.

„Fasse dich, liebe Therese", sagte ihr Vater tröstend; „vergebt ihr nur, gnädigste Gräfin! Sie ist gar zu bewegt, wir haben zu Schreckliches erlebt, was ihr noch immer in Herz und Sinn liegt und sie so weich und unruhig macht."

Auch der Gräfin drangen die Thränen ins Auge; sie bezwang sich kaum.

„Dies ist der Vater und dies der Verlobte unserer Pflegebefohlenen", nahm Thurn das Wort, und führte Beide der Gräfin zu; „wackere Männer, die mir treu zur Seite gestanden haben und ferner treu zur Seite stehen werden!"

„Ich will diesem lieben Mädchen zu vergelten suchen, was sie dir thun", antwortete Elisabeth und nahm Theresens Hand.

„Ich habe nicht Worte, Frau Gräfin, Euch für solche Aufnahme zu danken", sagte jetzt Therese, die ihre Fassung wieder gewonnen hatte; „laßt mich versuchen, es künftig durch meine Handlungen zu thun!"

„Wir werden uns gegenseitig viel Liebes thun können", antwortete die Gräfin; „meine Tochter Thekla wird in dir eine ältere Freundin finden; sie ist erst sechzehn Jahre! — Darf ich unsere Pflegebefohlene sogleich zu Thekla hinüberführen?" wandte sich Elisabeth zu Thurn; „ich muß dich nothwendig allein sprechen!"

Thurn bejahte. „Ihr dürft darum noch nicht Abschied nehmen", sagte er, da Therese, offenbar in der Besorgniß, es sei schon der Augenblick der Trennung gekom=

men, ihren Vater bewegt anblickte. „Geht mit hinüber, Wolodna und Xaver; schüttet eure Herzen noch gegenseitig aus. Dann kommt an den Ort, wohin ich euch beschieden habe. Morgen freilich müßt ihr aufbrechen! Der Abend bleibt uns noch!"

Die Gräfin nahm Therese bei der Hand und ging mit ihr und den beiden Männern zu ihrer Tochter hinüber. „Ich kehre gleich hierher zurück zu dir, lieber Thurn!" sagte sie im Abgehen.

Als sie wieder eintrat, hatte sich die Bewegung, die man ihr im ersten Augenblicke ansah, noch gesteigert. Sie ging auf Thurn zu, faßte seine beiden Hände, blickte ihn innig an und sagte aus voller Brust: „Lieber Freund, gewähre mir eine Bitte!"

„Jede, die ich vermag", antwortete Thurn; „allein was hast du? Du bist ganz außer dir!"

„Gib Slawata frei", sagte sie mit tiefster Bewegung.

„Elisabeth!" erwiderte er staunend, „wie kommst du zu dieser Bitte? Er ist von allen unsern Gegnern der gefährlichste!"

„Gott hat ihn in Schutz genommen", erwiderte die Gräfin; „legt nicht ferner Hand an ihn! Erfülle meine Bitte, wenn du es irgend vermagst!"

„Wenn ich es vermag", wiederholte Thurn in einer Weise, die seinen eigenen Zweifel an dem Recht solcher Handlung ausdrückte. „Allein sage mir, was ist vorgegangen, daß du gerade das bittest? Hat die großmüthige Handlungsweise Polyxena's von Lobkowitz dich so erfüllt? Möchtest du mit deinem weichen Herzen ihrer kühnen Gesinnung nacheifern?"

„O nein", entgegnete Elisabeth, „ich weiß, daß ich

nur Bitten gehabt hätte für die unglücklichen Flüchtigen, wie ich sie jetzt nur für den Einen habe, dir gegenüber. Allein ich muß für ihn bitten! Slawata's Gattin war bei mir, in Thränen, angsterfüllt; sie fleht durch mich zu deiner Großmuth!" *)

„Das hat die stolze Lucia von Neuhaus gethan?" fragte Thurn verwundert, doch nicht ohne Bitterkeit; „sie ist bittend zu dir gekommen?"

„Ermiß aus der Schwere dieses Schrittes für sie die Schwere ihres Leides!" entgegnete Elisabeth warm.

„Slawata ist der Schuldigste von Allen!" sprach Thurn lebhaft.

„Laß seine Schuld!" bat die Gräfin, „sieh nur auf ihr Geschick, höre nur ihre Bitte!"

„Ich sehe auch die göttliche Vergeltung!" antwortete Thurn ernst.

„Sie hat der Himmel gesandt — sein ist die Rache! In deine Hand legt er die Milde —"

„Legt er Beides", unterbrach sie Thurn. „Ist hier die Strenge nicht Pflicht? Wer soll bestraft werden, wenn er nicht bestraft wird!"

„Strafet Niemand!" antwortete die Gräfin sanft: „Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen! O wenn dies eine Wort des Herrn das Grundgebot aller Bekenntnisse wäre, sie würden alle Raum haben auf dieser Erde und friedlich nebeneinander wohnen!"

Thurn war unentschlossen.

„Es wäre schön, Elisabeth, allerdings, wenn es so wäre!" sagte er, da sie ihre feuchten Blicke schweigend auf ihn heftete. „Doch da die Einen nur die Verfolgung und

---

*) Historisch.

die Rache kennen, ist es unmöglich, daß die Andern nur die Milde und Vergebung üben!"

„Thurn", sagte die Gräfin dringender, „denke an den Wechsel der Geschicke! Wenn ein Tag käme, wo ich von ihr erflehen müßte, was sie jetzt von mir *) ..."

„Nein, dahin soll es nicht kommen! Ich hoffe zu Gott, es soll nicht!" unterbrach er sie warm. „Allein der erste Schritt zu einer solchen Möglichkeit wäre der", fuhr er mit gerunzelter Stirne fort, „daß ich dem unversöhnlichsten und mächtigsten aller unserer Feinde in Böhmen die Freiheit gäbe, seine Kraft gegen uns zu gebrauchen!" Er ging unruhig auf und nieder.

„Wenn eure Sache siegt", begann die Gräfin wieder mit sanfter Festigkeit, „so ist euch Einer nicht gefährlich, und siegt sie nicht, so kann die Wohlthat, dem Einen erzeigt, euch Allen zum Heil werden!"

„O, du kennst sie schlecht, Elisabeth, diese Männer der Jesuitenschule!" rief Thurn, indem er, seine raschen Schritte plötzlich hemmend, vor ihr stehen blieb. „Du meinst, sie würden Großmuth üben, wenn die Macht wieder in ihrer Hand wäre, weil ihnen Großmuth geworden? Weißt du nicht, daß den Undankbaren deine Wohlthat so drückt, daß er eben ihretwegen dein erbittertster Feind wird? Wenn Slawata mir Alles vergeben könnte, so könnte er mir doch nimmer vergeben, daß er mir Leben und Freiheit schuldete!"

Die Gräfin hatte so harten Widerstand nicht vermuthet. Sie war es gewohnt, daß ihr Gemahl jedem ihrer Wünsche Gehör schenkte, weil sie so selten, so bescheiden, so Billiges bat. Sehr bewegt begann sie noch einmal: „Thurn! die

---

*) Historisches Wort.

Unglückliche harrt auf deinen Ausspruch. Soll ich ihr das Todesurtheil ihres Gatten melden?"

„Elisabeth", sagte Thurn mit ernstem Blick, „du weißt nicht, wie Gefährliches du von mir verlangst; auch könnte ich nicht auf eigene Verantwortlichkeit handeln! Ein Todesurtheil", fuhr er fort, da sie erblassend vor ihm stand, „soll darum dein sanfter Mund doch nicht überbringen. Glaube aber nicht, daß die reiche, stolze Tochter des Herrn von Neuhaus, die einzige Namenserbin des alten stolzen Geschlechtes, so demuthvoll und weich geworden sei, wie sie vor dir erschienen ist! Und Slawata — er in unserer Gewalt ist ein zu gewichtiges Unterpfand, als daß wir es aus der Hand geben dürften! Melde ihr denn, er werde bewacht bleiben, bis unsere Sache befestigt ist, — oder auf Bürgschaft entlassen ... oder ... ich will es den Ständen vorlegen, — es wird sich ein Ausweg finden."

„So ist wenigstens Hoffnung", rief die Gräfin in dankbarer Freude aus. Thurn wollte ihr die Hand reichen, doch sie umarmte und küßte ihn mit innigster Wärme. „Es ist mir, Thurn", sagte sie bewegt, „als hätte ich dein Leben gerettet!"

Neunzehntes Capitel.

Slawata lag krank, am Kopf verwundet, voller Sorge, Angst und — Erbitterung, im Hause des Oberstkanzlers, dessen Gattin ihm ebenso sorgfältige Pflege widmete, als sie ihn heldenmüthig beschützt hatte. Er befand sich, um ihn

dem Lärmen der Gasse, welche Thurn's Mannschaften besetzt hielten, möglichst zu entziehen, in einem Hinterzimmer, dessen Fenster nach dem Festungsgraben hinausgingen. Ein Wundfieber gesellte sich zu dem unruhigen Wogen seiner Gedanken. Aerztliche Hülfe war ihm durch die Bewachung des Hauses abgeschnitten; Polyxena ersetzte dieselbe durch umsichtige Sorgfalt. Sie hatte dem Kranken außerdem, ohne daß er es wußte, einen großen Dienst geleistet, indem sie es möglich gemacht hatte, durch einen prager Bürger unter den Bewachenden, den einer ihrer Diener kannte, der Gräfin Slawata Nachricht über das Befinden ihres Gatten zukommen zu lassen. Auch war sie es gewesen, die derselben als einziges Rettungsmittel den Rath ertheilt hatte, sich an die durch ihre Güte und Sanftmuth gekannte Gräfin Thurn zu wenden.

Slawata's Haus lag nur wenige Hundert Schritte von dem des Oberstkanzlers, auf dem Abhang des Berges nach der Moldau zu; dennoch war alle Verbindung mit demselben durch die besetzende Mannschaft abgeschnitten, die ebenso die Straße vor dem Hause als den Festungsgraben hinter demselben beobachtete. — — Ehrgeiz bildete die Grundtriebfeder in Slawata's Charakter. Ein unbemittelter Edelmann, von protestantischen Aeltern geboren, hatte er, nur um sich emporzuarbeiten, den entgegengesetzten Parteien seines Vaterlandes in unzuverlässiger Gesinnung angehört, und war sogar eine Zeit lang der äußersten Richtung der religiösen Dissidenten gefolgt, indem er sich zu der schroffen Sekte der Picarden hielt*), bei welchen die Lehren der Hussiten in die ausartendste Verzerrung übergegangen waren. Doch eine glücklichere Laufbahn schien sich ihm auf der gerade entgegen-

*) Historisch.

gesetzten Seite zu eröffnen, und er trug daher kein Bedenken, zu dieser überzuspringen. Dies zog ihm den höchsten Grad des Hasses seiner frühern Genossen zu, dem er seinerseits wieder durch unablässige Feindseligkeit begegnete. Inzwischen glückte es ihm durch seinen Uebertritt zur römischen Kirche, eine sehr vortheilhafte Heirath zu schließen, die ihm zu großem Reichthum und dadurch bald zu Einfluß und Ansehen verhalf. Schon in seinem zweiundzwanzigsten Jahre vermählte er sich mit Lucia von Neuhaus, der einzigen Tochter des kaiserlichen Rathes und Kanzlers, Herrn zu Neuhaus im südlichen Böhmen, zu Teltz in Mähren, sowie Baron von Chlum, Koschenberg und Straz. Alle diese Titel ererbte Slawata durch den Tod seines Schwiegervaters, und stand nun bald unter den vornehmsten Männern Böhmens. Er war Burggraf von Karlsstein vom Jahre 1604 bis zur Krönung des Kaisers Mathias, wo Thurn diese wichtige Ehrenstellung eines Bewahrers der Reichskleinodien und Archive erhielt, und verließ dieselbe nur, um Präsident der Statthalterschaft Böhmens zu werden. Im November des verwichenen Jahres, wo der nämliche Kaiser die zehn Statthalter Böhmens einsetzte, welche das Land bisher verwaltet hatten, wurde er auch deren Präsident. So stand er noch in frischen männlichen Jahren — er zählte fünfundvierzig — auf höchster Stelle äußerlichen Ansehens. Allein er wußte, daß er tief verhaßt war, sowol bei den Utraquisten wegen seines Abfalls als auch sonst aus dem in menschlichen Verhältnissen nie ausbleibenden Neide und der Eifersucht auf seine glänzende Laufbahn. Dadurch hatte sich auch bei ihm eine Erbitterung erzeugt, die, vereint mit dem fanatischen Eifer für die Religionspartei, zu der er übergetreten war, ihn zum unversöhnlichen Verfolger aller seiner Gegner machte; wiewol ihm sonst würdiger Sinn

und selbst Wohlwollen nicht abzusprechen war. Er hatte jetzt, wo seine nächste Zukunft so schwer bedroht war, allerdings große Ursache, an den Wahlspruch im Wappen seines Schwiegervaters, der zugleich die Inschrift seines Hauses bildete, zu denken: „Respice finem!“ Allein er that es in einem andern Sinne, als man meinen sollte. Ein energischer Charakter, wie er war, sann er schon mitten in Gefahr und Leiden auf neue Wendungen zu Glück, Herrschaft, — Rache! Die Beleidigung, die Demüthigung, die Schmach, die er erfahren, erfüllten ihn mehr mit Ingrimm als mit Furcht. Und so lag er denn auf seinem Krankenbette, schwerer von innerer als von äußerer Pein gefoltert; und heißer als die blutende Wunde an seinem Haupt brannten darin die Gedanken, die es fieberhaft erhitzten.

Polyxena von Lobkowitz hatte dem Kranken ihre Sendung zu seiner Gemahlin absichtlich verschwiegen, um, wenn der Versuch fehlschlüge, nicht durch eine scheiternde Hoffnung seine Leiden zu verschlimmern. Wie groß war daher ihre Freude, als sie, während sie sich eben bei Slawata befand, die leise überbrachte Meldung von der Ankunft seiner Gemahlin in Begleitung eines Arztes erhielt. Sie theilte dem Kranken die freudig erschütternde Nachricht vorsichtig mit, verließ dann das Gemach, und zwei Minuten später war Lucia allein bei ihrem Gemahl; denn Polyxena wollte diesem ersten Augenblicke des Wiedersehens das Recht der Einsamkeit lassen. — Er war erschütternd. Lucia flog, ohne eines Wortes mächtig zu sein, auf ihren Gatten zu und preßte in äußerster Leidenschaft ihr Haupt stumm an seine Brust; sie schluchzte nur krampfhaft. Slawata, gleichfalls sprachlos, hielt sie fest umschlossen; endlich fragte er:

„Lucia, wie ist es dir möglich geworden, zu mir zu gelangen?“

„Möglich ist es mir geworden, aber schwer, sehr schwer, Slawata", erwiderte sie und richtete das Haupt empor. Ihre Thränen flossen noch, aber ihre Züge hatten den Ausdruck zürnenden Stolzes.

„Schwer, ich glaube es", entgegnete Slawata, „und ich begreife kaum, wie es möglich war, da Alles rings von Wachen umstellt ist."

„O es war nicht schwer in diesem Sinne", antwortete sie und stand auf, „aber schwer durch das Opfer, das ich gebracht habe! Ich mußte diese Gunst erbitten, von deinem Todfeinde, von Thurn erbitten, durch die Gräfin! Slawata, das war ein harter Gang!"

„Lucia, du hast viel für mich gethan", antwortete er bewegt. „Wie nahm man dich auf — hast du Thurn selbst gesprochen?" fragte er mit dem Ausdruck der Besorgniß, tief Kränkendes zu hören.

„Sie nahm mich theilnehmend auf, doch ihre Milde drückte mich härter als ihr Stolz es gethan hätte; sie war — herablassend!" antwortete Lucia.

„Herablassend!" wiederholte Slawata und preßte die Lippen zusammen.

„Ihr Mitleiden hatte freilich einen guten Grund", fuhr Lucia fort, „das Bewußtsein des Verbrechens ihres Mannes drückte sie. Sie äußerte, sie wolle mir hülfreich sein, denn vielleicht komme sie dereinst in die Lage, Gleiches von mir zu erbitten." *)

„Daß ihre Ahnung sich erfüllte!" rief Slawata aus. „Und — hast du nichts vernommen . . ." er stockte, „weißt du, was über mich beschlossen ist?"

„Ich habe Hoffnung, daß dein Leben nicht mehr be=

*) Historisch.

droht ist", antwortete Lucia; „die Gräfin meldete mir schriftlich, daß Thurn über deine Zukunft mit den Ständen verhandeln werde. Einstweilen gestatte er meinen Besuch bei dir und den eines Arztes. Das wurde mir bald darauf aus der Kanzlei ausgefertigt."

„Welcher Arzt hat dich begleitet, Lucia?" fragte er matt, „Ist es Borbonius? Ich fühle mich recht krank." Er sank dabei, von der Aufregung des Wiedersehens erschöpft, in die Kissen zurück.

„Also bist du doch so krank?" fragte sie betreten; „sie hatten mir gesagt, dein Uebel sei gering, es werde nur stärker angegeben, damit sich die Rache unserer Feinde für gesättigt halten möchte. So hätte ich doch vielleicht anders handeln sollen!"

„Wie das?" fragte Slawata.

„Weil mich kein Arzt hierher begleitet hat, sondern Zaloska", erwiderte sie.

„Zaloska!" fuhr Slawata auf und sein Auge blitzte. „Zaloska! Lucia, das war ein trefflicher Gedanke von dir! Ich kann auch des Arztes entbehren!" sagte er mit energischer Zusammenraffung.

„Ueberdies ist er nicht unerfahren in der Art der Heilkunst, wie sie das Volk in den Gebirgen übt", sagte sie. „Er war auf dem Schlosse gefangen worden", fuhr sie fort, „doch in dem Getümmel nach der Gewaltthat gelang es ihm zu entkommen und unser Haus zu erreichen. Er war der Erste, der mir von dem Verbrechen erzählte. Weil wir mit Recht fürchteten, daß die wilden Rotten sogleich zu uns dringen würden, flüchtete ich mit ihm den Berg hinab, nach St.-Thomas zu dem Kaplan Ambrosius. Dort legte er seine Waffenstücke ab, vertauschte seine Kleidung gegen ein schwarzes Wamms, das ihm der Kaplan verschaffte, und

schnitt sich die langen wilden Haare und den Bart ums Kinn kurz ab, nach Art der Magister. So hat er mich, kaum mir selbst noch kenntlich, hierher begleitet."

„Wohl, wohl! Ich muß ihn sprechen!"

„Ich werde ihn zu dir führen", antwortete Lucia und verließ das Gemach.

In den wenigen Minuten, die sie abwesend war, entspannen sich in Slawata's Brust ausgedehnte Entwürfe. Die wunderbare Rettung aus der Gefahr des Sturzes, die fast als der unfehlbare Tod gelten durfte; die zweite in das gastliche Haus, das ihn jetzt aufnahm; die wider alles Verhoffen neu angeknüpfte Verbindung mit seiner zu jedem kühnen Unternehmen entschlossenen Gattin und einem Manne, der zwar ein niederes, aber doch äußerst zuverlässiges und energisches Werkzeug seiner Plane abgab: dies Alles bestärkte ihn in der Ueberzeugung, daß die Sache, für die er kämpfte, unter dem unmittelbaren göttlichen Schutze stehe, und daß er selbst noch zu einer großen Zukunft aufbewahrt sei. Er gerieth in fieberhafte Wallung; die fanatische Glut loderte hoch in ihm auf. Er erhob beide Hände zum Gebet und sprach laut: „Ja, jetzt weiß ich es, du fromme, heilige Mutter Gottes, zu der ich flehte in meiner Todesnoth, du selbst hast mich auf deinen Armen herabgetragen, daß ich mein Leben errettete! So will ich es fürder allein deinem Dienste und der heiligen Kirche weihen!"

Schnell wechselte bei ihm die ruhige Sicherheit der Betrachtung mit den fanatischen Erregungen. Die scharfe Kraft des Verstandes war noch geschärfter danach. So faßte er in diesem Augenblicke den festen Entschluß, des körperlichen Uebels nicht zu achten und von Stund an den Kampf zu erneuern; die Milde, selbst die Gnade der Feinde nur anzuflehen und zu benutzen, um wieder zu selbständiger Kraft

ihnen gegenüber zu gelangen. Schnell entwarf er in seinem scharfen Geiste, von einem zähen, beharrlichen Willen unterstützt, was er zunächst für Schritte zu thun habe und was er aus seinem jetzigen Standpunkte möglich machen könne. Zuerst mußte er über Alles, was in Prag vorging, genaue Auskunft haben. Das gab ihm zugleich den richtigen Maßstab über seine eigene Gefahr. Er hoffte auf diese Weise mit Sicherheit zu erfahren, ob und was ihm noch drohe. Dann galt es die Mittel in Bewegung zu setzen, um dem überraschenden Ueberfall durch die Gewalt der protestantischen Partei Grenzen zu setzen, bevor sich seine Folgen weiter ausbreiteten. Es galt, die Fäden anzuknüpfen, mittels deren ein anfangs unsichtbares, aber desto unzerstörbareres Netz gesponnen werden konnte, um die Empörer am festesten zu umgarnen in dem Augenblicke, wo sie sich am freiesten glaubten.

Während er über diese Mittel nachdachte, trat Lucia wieder ein; Zaloska folgte ihr. Doch er hatte, so schien es, seine ganze Natur umgestaltet. Die Wildheit, die rach- und blutgierige Roheit, die sich sonst in seinem thierisch stumpfen Wesen ausdrückte, war völlig verschwunden, und mit einem bewundernswürdigen Instinct der Schlauheit hatte er sich in einen Menschen von dem unscheinbarsten Aeußern verwandelt. Das schwarze, wildstruppige Haar trug er schlicht zurückgestrichen; die trotzigen Züge zeigten nur einen stumpf phlegmatischen Ausdruck, das hyänenartig starre Auge glotzte gedankenlos unter der flachen Stirn hervor. Nur ein widerwärtiges unheimliches Lächeln und ein von Zeit zu Zeit wiederholtes scheues, doch zugleich spähendes Blinzeln, das die Augen unruhig bald zur Rechten, bald zur Linken warf, konnte dem aufmerksamen Beobachter verrathen, daß Angesicht und Haltung des Menschen nicht seine natürlichen

waren, sondern eine Larve bildeten, mit der er die Wahrheit seines Innern künstlich verhüllte.

„Sei gegrüßt, Zaloska", redete ihn Slawata an; „wie hast du dich verwandelt! Ich würde dich nicht erkannt haben!"

„Gelobt sei Jesus Christus und die heilige Mutter Maria, die Euch erhalten haben, gnädiger Herr!" rief der Angeredete aus und wandte Augen und Hände zum Himmel. „Laßt Euch die Hände küssen", fuhr er dann mit tief unterwürfigem Tone fort und beugte sich, indem er auf den Boden niederknien wollte, auf Slawata's Hand.

Dieser verhinderte es. „Du bist gefangen gewesen?" fragte er ihn.

„Auf dem Schlosse, ja. Der Offizier", erzählte er, „hatte mich aus dem Saale, wo wir verborgen waren, hinunter gesendet in den Hof, um zu beobachten, wie groß etwa die Zahl der Leute sein mochte, die mit dem Grafen Thurn und den andern Herren vom Adel ins Schloß kamen. Als ich wieder heraufkam, erkannte mich auf dem Gange der Rebell, der Ketzer Xaver Nechodom, und nahm mich, da er von einem Dutzend bewaffneten Leuten begleitet war, gefangen."

„Entdecktest du ihm, daß Mannschaften im Schlosse verborgen seien?" fragte Slawata mit argwöhnischer Miene.

„Bei Leibe, Herr, nein!" log der Bursch; denn er hatte in der Angst um sein Leben Alles entdeckt. „Er wollte wissen", fuhr er fort, „wie ich nach Prag komme, was ich dort zu thun hätte? Ich fragte ihn dagegen, was denn er hier wolle und wie er hierher komme? Während wir noch im Zwist miteinander waren, wurde es schon unruhig im Saal; Nechodom lief dahin, viele seiner Leute

auch, und in dem Tumult entsprang ich. Ich lief weit durch die Gänge, dann eine kleine Treppe hinunter; dort warf ich Säbel und Dolch und die Pickelhaube weg, gelangte auf den Hof und mischte mich unter das zusammengelaufene Volk."

„Gut, gut!" murmelte Slawata.

„Ihr seid am Kopf verletzt, Herr", fuhr der schlaue Bursch rasch fort, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. „Ich verstehe mich auf die Heilung mit guten Kräutern. Meine Mutter Zdenka war eine weise Frau! Sie war berühmt, Wundertränke zu kochen, Salben zu bereiten und Wundenwasser; sie hat mich das gelehrt, Herr, und ich kann Euch vielleicht besser helfen als ein Arzt."

„Laß deine Wunde von Zaloska untersuchen", bat Lucia und näherte sich dem Bett.

Slawata ließ es geschehen. Mit vorsichtiger und geschickter Hand löste Zaloska das seidene Tuch, das noch über den eigentlichen Verband, den die Gräfin Polyxena selbst angelegt hatte, um den Kopf geschlungen war, und nahm dann den Verband selbst ab.

„Das muß schmerzhaft sein, gnädiger Herr", sagte er, die Wunde besichtigend, „aber es ist nicht gefährlich und es wird bald heilen."

„Glaubst du?" fragte Slawata.

„Gewiß, gewiß, gnädiger Herr! Der Schädel ist unverletzt, nur die Haut weggeschunden."

„Ich fühlte, daß ich im Sturz mit dem Kopf an ein Fenstersims hinstreifte", bemerkte Slawata.

„Man hätte das Haar mehr wegschneiden sollen", meinte Zaloska, der die Wunde genauer betrachtete. „Ich werde Euch einen neuen Verband auflegen, Herr! Wenn Ihr weiter nicht krank oder verwundet seid, braucht Ihr

keinen Arzt, außer Zaloska. Das kann er schon selbst heilen."

„Siehst du", sprach Lucia, „ich hatte gut gewählt."

„Das hattest du", erwiderte Slawata.

Während Zaloska, der einiges Verbandzeug mitgebracht hatte, dieses ordnete und wieder hinausging, um noch ein Gefäß mit lauem Wasser zu holen, befragte Slawata seine Gattin über die Zustände in der Stadt, über die Maßregeln, die man getroffen habe. Diese berichtete ihm, was sie wußte.

„Ihr Zorn wüthet vorzüglich gegen die heiligen Väter der Gesellschaft Jesu", erzählte sie ihm. „Ich hörte schon, daß sie einen festen Beschluß fassen wollen, der alle Jesuiten aus dem Lande verbannt und ihnen ihre sämmtlichen Güter raubt."

„Güter!" rief Slawata; „was besitzen sie denn hier in Prag? Ein paar alte Gebäude, die nicht dreitausend böhmische Schock werth sind; und in ganz Böhmen sind ihre Besitzthümer nicht der Rede werth. Es gehört mit zu den vielen Verleumdungen gegen den Orden, daß man ihn für so reich ausschreit. Die Statuten verbieten ihm ja andern Erwerb als zu öffentlichen, nützlichen Zwecken."

„Sie werden die Maßregeln nicht abwarten", antwortete Lucia; „aus Prag wenigstens sind die Väter schon, soweit ich höre, sämmtlich entflohen."

„Entflohen?" rief Slawata. „Das ist schlimm! Hier wäre noch viel zu retten! Doch ... es ist dennoch wol besser", besann er sich, „denn sie können von außen her wirksamer sein als hier. Ist der Pater Thyßka auch fort?"

„Das ganze Gebäude soll leer sein, hat mir Zaloska erzählt."

Dieser trat jetzt mit einer Schüssel warmen Wassers, einem Schwamm und anderm Verbandgeräth ein. Er wusch die Wunde Slawata's, schnitt ihm das Haar etwas von der Seite weg, löste das geronnene Blut ab und legte den neuen Verband an.

Inzwischen hatte sich Slawata Tinte und Feder reichen lassen und begann auf einzelnen Zetteln Allerlei zu schreiben. Er mischte lateinische, deutsche und böhmische Worte, setzte Zahlen und andere Zeichen dazwischen, strich Vieles aus, schrieb Anderes doppelt, sodaß der Inhalt ohne langes Studium von einem Dritten nicht zu entziffern war und der Zettel überhaupt das Ansehen hatte, als sei er ganz willkürlich bekritzelt und bedeute gar nichts.

„Wenn du mir getreu dienen willst, Zaloska, so wirst du großen Lohn empfangen“, redete er diesen an, nachdem seine Arbeit fertig war. „Verbirg diese Zettel an deinem Körper, oder wie du irgend weißt. Es sind ihrer fünf; ich habe sie nach der Größe der Blätter geordnet. Der kleinste ist der wichtigste. Ihn trägst du zu dem Sacristan der Schloßkirche; er wird ihn durch den Kaplan zu dem Herrn Erzbischof gelangen lassen. Unstreitig ist Se. Hochwürdige Gnaden geflüchtet; allein der Kaplan wird hier geblieben sein und wissen, wo sich der Herr Lohelius jetzt aufhält. Den zweiten Zettel, der Größe nach, bringe an den Hauptmann der Mannschaften, die ich im Schlosse bereit gehalten hatte.“

„An unsern Hauptmann Paul Palhoy?“ fragte Zaloska.

„An ihn“, sagte Slawata. „Mit dem dritten suche meinen Geheimschreiber Fabricius auf ...“

„Das wird schwer halten“, fiel Zaloska ein, „denn ich war schon in seinem Hause und hörte von seiner Frau,

daß er vom Schlosse gar nicht wieder dorthin gekommen ist. Niemand weiß, wo er sich verborgen hält, oder ob es ihm gelungen ist, aus der Stadt zu flüchten."

„So gib ihn seiner Frau; sie wird am zeitigsten erfahren, wo er sich befindet, wenn sie es nicht schon jetzt sehr gut weiß. — Aber mit den beiden andern Zetteln hat es größere Schwierigkeit", fuhr Slawata fort. „Sie sind für den Herrn Wolfgang Salender von Prossowitz, Abt zu Braunau, und für den Abt des Klosters Strahow, Herrn Kaspar von Questenberg, bestimmt. Sie waren gestern noch Beide in der Stadt. Allein wo sie heute sein mögen, wer kann es wissen?"

„O, Herr", entgegnete Zaloska, „ich will es schon ausforschen; ich frage bei den Klosterpförtnern der ganzen Stadt nach!"

„Ganz recht", antwortete Slawata. „Der Abt von Braunau hat öfters bei den Theatinern seine Wohnung hier in Prag genommen, und der Abt von Strahow ist vielleicht noch im Kloster, wie sehr er auch Ursache haben mag, die jetzige Gewaltherrschaft zu scheuen. Du mußt nur vorsichtig dort nachfragen."

„Macht Euch nicht Sorgen darum, gnädigster Herr", erwiderte Zaloska und kniff die grauen glotzenden Augen pfiffig zusammen. „Ich werde die Zettel doch bestellen! Haben wir nicht Freunde genug in der Stadt, auch aus der Gegend von Braunau? Schwerer ist es hier, die Zettel aus dem Haus und der Gasse zu schaffen. Sie haben uns ganz durchsucht, als wir herkamen; sie werden das gewiß wieder thun, wenn wir fortgehen."

„Gib mir einige der Zettel", forderte Lucia.

„Nein", widersetzte sich Slawata, „dich möchte ich nicht gefährden!"

„Nein, allergnädigste Frau!“ bat zugleich Zaloska. „Allein laßt mich nur machen!“

Er schob einen Zettel unter das Futter seiner Mütze; in zwei andere wickelte er Leinwand und Charpie ganz offen ein, und die zwei letzten rollte er in zwei feine Streifen gefalzt, um seinen Stock, sodaß er sie beim Angreifen desselben mit der Hand bedeckte; zur Vorsicht wickelte er aber doch noch eine grüne Schnur darüber, sodaß dieselbe eine Art von Knopf bildete, unter dem das Papier verborgen war. — Slawata besprach während dessen noch Vieles leise mit seiner Gemahlin, bis diese endlich schied, doch am nächsten Tage wiederzukommen versprach.

Es geschah. Zaloska begleitete sie in der nämlichen Verkleidung wie das erste mal. Er hatte keck und schlau Alles pünktlich besorgt, was ihm Slawata aufgetragen. Neue, mündliche und schriftliche Aufträge führte er ebenso geschickt aus. Auf diese Art knüpfte sich ein Gewebe von verborgenen Fäden an, wodurch Slawata nicht nur von Allem in Kenntniß erhalten wurde, was seine Gegner beschlossen oder beabsichtigten, sondern auch in der Stille schon die Mittel vorbereitete, um zu günstiger Zeit ihrer für den Augenblick siegreichen Macht wieder entgegenzutreten.

Während dieses Verkehrs, der sich einige Wochen fortsetzte, genas Slawata allmälig von seiner Wunde.

Zwanzigstes Capitel.

Die That des 23. Mai hatte, gleich dem Ausbruch eines Vulkans, den sichern Boden der gesetzlichen, friedlichen Lebenszustände erschüttert und was darauf begründet ist in gefahrvolles Wanken, Manches sogar schon zum Sturz gebracht.

Die verwegenen Vollführer des gewaltsamen Eingriffs in das Heiligthum des Friedens erkannten es als ihre erste Pflicht, fernerem Verderben gesetzloser Willkür raschen Einhalt zu thun, und den bang erschütterten Gemüthern die Sicherheit und Ruhe des Gesetzes wiederzugeben. Als zweite Pflicht lag ihnen ob, ihre That nicht nur vor ihrem Herrn, dem Kaiser, sondern vor dem gesammten Volk der Böhmen, sowie dem ganzen deutschen Vaterlande zu rechtfertigen. Dazu war am 25. Mai eine Versammlung in das Schloß auf dem Hradschin berufen. Eine zahllose Volksmenge hatte sich auf den Plätzen und in den Straßen des Hradschin und vor dem Eingang der Burg geschaart und stand in gedrängten Haufen, um die Männer, die jetzt das Geschick des Landes in Händen hielten, in feierlichem Zuge zur Berathung hinaufziehen zu sehen. Die gesammten Stände Böhmens waren in ihren drei Abtheilungen, dem Herrenstande, dem Ritterstande und den Bürgern, vertreten. Obgleich noch nicht vollzählig, da die kurze Zeit noch nicht gestattet hatte, Alle einzuberufen, doch in sehr großer Anzahl, sodaß sie den nothwendigen Maßregeln Achtung und Nachdruck zu verschaffen vermochten. Aber mehr noch als die Zahl, wirkte das Verdienst der Einzelnen. Nicht die evan=

gelischen Mitglieder der Stände allein, auch die katholischen hatten sich in ansehnlicher Vertretung eingefunden, da Thurn unmittelbar nach der That am 23. Mai, so Viele er nur vermochte, durch Boten hatte auffordern lassen, in Prag zu erscheinen, während zugleich er selbst und seine Freunde überall verkündeten, daß man durchaus keine Verfolgung der abweichenden Glaubensbekenntnisse beabsichtige. Freundschaft und Brüderlichkeit solle herrschen, und nur die gemeinsame Macht gemeinsame Uebel und die Tyrannei und Gewaltthat Einzelner abwenden, wie sie durch den Erzbischof Lohelius von Prag zu Klostergrab und durch den Abt von Braunau dort verübt worden sei.

Ein schöner, sonnenheller Lenztag begrüßte das Ereigniß, welches einen neuen Frühling über Böhmen hereinführen sollte. Auf den Thürmen der Stadt weheten Fahnen, alle Glocken läuteten, während die Ständemitglieder zur Burg hinaufzogen. Die des Herrenstandes kamen in ihren Staatswagen, die Ritter größtentheils zu Pferde von Dienern begleitet, welche ihnen am Schloßthor die Rosse abnahmen, die Mitglieder des Bürgerstandes zu Fuß, in ihrer Festkleidung. Das Volk jubelte den Einzelnen, die es kannte, auf die es besonderes Vertrauen setzte, zu und warf die Hüte und Mützen hoch, zu ihrer Begrüßung.

Therese hatte, in begeisterter Theilnahme an den Ereignissen, auch den lebhaften Wunsch gehabt, diesem feierlichen Vorgang beizuwohnen; die Gräfin Thurn dagegen wollte dies aus mancherlei Gründen vermeiden. Einestheils weil es sie in ihrem bescheidenen sanften Sinn nicht schicklich dünkte, sich zu den öffentlichen Triumphen ihres Gemahls zu drängen, anderntheils auch, weil ihr ahnendes Gemüth nicht Alles in dem Licht des Glanzes und des Glücks sah,

wie es den Meisten jetzt erschien. Auch ihre Tochter Thekla hielt sie aus ähnlichen Gründen zurück. Nur Therese also wohnte, begleitet von dem alten Balthasar und seiner Frau, zuschauend dem Aufzuge bei. Sie hatten einen sehr günstigen Platz, auf einer, einem Altan ähnlichen Erhöhung in der Nähe des erzbischöflichen Palastes, von wo sie sowol das Ganze weit übersehen, als jedes Einzelne wahrnehmen konnten. Es war ein erhebender und glanzvoller Anblick zugleich. Das Volk stand dicht gedrängt auf beiden Seiten des Weges, den der Zug nahm; Reiterpiquets waren an verschiedenen Punkten aufgestellt und Hartschiere zu Fuß mit ihren breiten Hellebarden zogen Spaliere durch die nächsten Räume bis zum Schloßthor, damit die Zugänge nicht durch das Gedränge gesperrt würden. Die Fahnen der Soldaten weheten hoch; auch bewaffnete Bürger waren in Reihen aufgestellt und halfen die Ordnung schützen, zum Zeichen, daß es nicht eine äußerliche, einzelne Macht sei, die sich hier willkürlich geltend mache, sondern daß das ganze Land sich selbst hier vertrete und sein Wünschen und Wollen ausdrücke. Aus allen Fenstern schauten geschmückte Frauen. Teppiche hingen, wie bei den großen Kirchenfesten, an den Häusern herab. Grüne Kränze und Blumengehänge zierten die Mauern und zogen sich quer über die Straßen. Die Bahn für den Zug war reich mit Blumen und grünen Zweigen bestreut. Der mailich grünende Wald und alle Gärten Prags hatten die Spende geliefert, um die Häuser und Gassen so festlich zu schmücken.

„Dort reitet unser junger Graf, Beata“, rief Balthasar seiner Frau zu und zeigte auf einen stattlich zu Roß sitzenden jungen Ritter, der den zum Hradschin ansteigenden Weg hinauf, an einem Piquet geharnischter Reiter vorübersprengte. „Seht, wie er den Schimmel in der

Gewalt hat! Das Thier ist ordentlich stolz auf ihn. Wie es den Kopf trägt und die Mähne schüttelt. Das ist aber auch ein Reiter, unser Graf Heinrich!"

Therese blickte mit erweckter Theilnahme hinüber. Sie hatte in diesen unruhigen Tagen den jungen Grafen Thurn noch gar nicht im Hause des Vaters gesehen. Er glich mehr der Mutter als dem Vater; der Adel seiner Züge verschmolz sich mit einer sanften Anmuth und sein blaues Auge blickte ebenso freundlich als feurig. Er saß zu Pferde, als sei er auf dem Sattel geboren; so leicht und sicher, so zwanglos und doch so stolz. Aus seinem jugendlich arglosen Antlitz sprach reine Freude und Begeisterung über das Glück und den Ruhm dieses Tages, der dem Vaterlande, so wähnte er, ein solches Heil gebracht und noch größeres versprach!

Theresen ergriff es mit einer unnennbaren Wehmuth, als sie den Jüngling, das Glück und der Stolz seiner Aeltern, so freudig, so hoffnungsüberreich, von der Sonne des Frühlings umleuchtet, zwischen den bewegten Volksmassen hindurchsprengen sah. Es war ihr als sehe sie ein schönes Traumbild vor sich, hinter dessen rosigem Morgenschimmer schon unheimlich düsteres Gewölk heraufziehe, als Vorbote künftiger schwerer Gewitter!

Ein Trompetenstoß ertönte. Die Führer der Soldaten gaben Signale mit dem gezogenen Schwert, die Flügelleute winkten mit Gewehren oder Hellebarden; die aufgestellten Mannschaften traten scharf gerichtet ins Glied. Es näherte sich ein mit vier prächtigen Braunen bespannter Wagen. Zwei Herren von älterem, würdigem Ansehen saßen darin. „Wer sind die Beiden?" wandte sich Therese zu Beata. „Der im violetten Sammetkleide, mit Gold gestickt, ist der Graf Joachim Andreas von Schlick", antwortete diese.

„Aber wer ist denn der Andere, Balthasar, der im grünen Mantel?"

„Das ist ja der Herr Wilhelm Popell von Lobkowitz, der Aeltere, du mußt ihn ja oft in unserm Hause gesehen haben!" erwiderte dieser.

„O ja, gesehen wol", antwortete die Frau, „allein unsereins sieht die Herrschaften ohne zu wissen, wer sie sind." — Therese betrachtete beide Männer, deren berühmte Namen sie wohl kannte und die nicht nur als Abgeordnete des Herrenstandes und wegen ihres Ranges und Reichthums allgemein geachtet waren, sondern auch wegen der Würde, die Ihnen ihre Jahre, ihre Ritterlichkeit und Tugend gaben.

Gleich hinter ihnen kamen wieder zwei Herren in einem Wagen. Balthasar nannte sie ungefragt. Es waren Gottlob Berka von der Daub und Wenzel von Raupowa, auch kurz Ruppa genannt. „Sie sind auch vom Herrenstande", fügte er erläuternd hinzu. Es folgten jetzt mehrere Wagen, in denen Herren und Ritter saßen, die er nicht kannte. Plötzlich rief er: „Da, den seht euch an! Dort, den auf dem Goldfuchs, mit den schwarzen Federn auf dem Barett, im braunen Wamms mit den Goldlitzen. Das ist der kaiserliche Rath Ritter Procop Dworschetzki von Olbramowitz! Seht, was der für eine Stirn hat und ein Auge! Das glaubt nur, das ist ein Mann von Eisen, wie schon sein Vater! Ich habe auch den Vater noch gekannt, der machte schon dem Kaiser Maximilian II. zu schaffen. Und der Sohn geht in seinen Fußstapfen. Hat der einmal Ja gesagt, so bringt ihn kein Teufel und kein Heiliger zum Nein sagen! Mir däucht immer er hätte sollen Kriegsoberst werden, wie unser Herr Graf. Dazu taugt er gewiß noch mehr als zum Rath, wiewol er ein grundgelehrter Mann

sein soll." Therese hing mit unverwandten Blicken an der würdigen, stolzen Gestalt. Schon in hochreifen, männlichen Jahren saß er doch ungebeugt zu Roß. Halb ergrautes Haar kränzte seine hohe Stirn; die schwarzen Augen leuchteten wie Zwillingssterne unter den buschigen, fast zusammengewachsenen Brauen hervor. Seine Züge waren streng, doch der Blick freundlich und ein Lächeln schwebte um den Mund. Das Pferd hob sich im kurzen, gesammelten Galopp, es bäumte fast; der Reiter sah ruhig rechts und links und nickte nur dann und wann grüßend in die Menge hinein.

„Er gleicht der Eiche", dachte Therese, „er bricht im Sturm, er beugt sich nicht!"

„Den ehrwürdigen Herrn im braunen Sammetkleide, der jetzt in dem Wagen mit den beiden Schimmeln herankommt, seht Euch ebenfalls recht genau an", sagte Balthasar eindringlich zu Theresen. „Es ist der Herr Kanzler Budowecz von Budowa, ein hochgelahrter Mann. Er ist wol schon siebzig Jahre!"

Theresens Brust erfüllte sich mit Ehrfurcht, als sie den berühmten Mann erblickte, von dem sie schon durch den Vater Nechodom so Vieles gehört hatte. Ihr Auge heftete sich unverwandt auf ihn, bis er vorüber war.

„Unser Herr Graf!" rief Balthasar plötzlich laut aus. „Seht da unsern Herrn, neben dem Freiherrn von Fels; eben biegen sie um die Ecke, dort unten, wo die rothen Hartschiere stehen."

„Wer ist es, der neben dem Grafen reitet?" fragte Therese, die den Namen überhört hatte.

„Es ist der Freiherr Leonhard Colon von Fels, auch einer unserer Glaubensdefensoren", belehrte sie Balthasar,

„unser Graf und er, das sind die ersten Feldhauptleute Böhmens jetzt.“

Thurn wurde von dem Volke mit Jauchzen begrüßt. Er ritt neben Colon von Fels im Schritt durch die froh bewegte Menge hin, die die Hüte und Tücher schwenkte und einmal über das andere ihm ein lautes Lebehoch, in das die Trompeten schmetterten, darbrachte. Freundlich grüßte der Graf nach allen Seiten und reichte eben so oft seinem Waffengefährten die Hand dar, sie kräftig und herzlich schüttelnd, als wolle er sagen: Wir Beide sind Eins und euer Jauchzen muß diesem so gut gelten wie mir! Colon von Fels blickte etwas stolz und unbehaglich darein. Es mochte ihn verdrießen, daß er nur der Zweite bei dieser Aufnahme im Volke war, oder eigentlich gar nicht beachtet wurde, während Thurn's Name fortdauernd die Lüfte erfüllte. Als Thurn bei der Stelle anlangte, wo Therese sich mit ihren Begleitern befand, erkannte er sie und grüßte und winkte ihnen freundlich zu. „Das ist ein Herr!“ rief Balthasar und richtete sich stolz auf.

„Ach, so gut und herablassend“, stimmte Beata ein, „aber mir scheint doch, er sieht recht ernsthaft aus!“

In Theresens dunkeln Augen standen glänzende Thränen der Erhebung.

Eine ganze Zeit lang bewegte sich der Strom der zum Schloß Andrängenden, noch vorüber. Balthasar beeiferte sich, den Namen eines Jeden zu nennen, den er kannte; und er kannte die Meisten.

„Das ist Christoph Vitzthum von Vitzthum, dieser, Hans Litwin von Rcziczan; der auf dem Rappen dort Ritter Friedrich von Biela; der mit dem rothen Federbusch der Ritter Hans Wostrowitz von Kralowitz. Da gehen auch die Bürgerdeputirten, der gelehrte Procurator Martin

Frühwein, ein Mann von der Feder, wie unser Graf einer vom Schwert; neben ihm Valentin Kochan und Tobias Steffeck. Der dort hinten im schwarzen Wamms und Barett, das ist der Doctor der Rechte Daniel Basilius, und die Beiden, die ihm folgen, sind zwei hochberühmte Aerzte, der Doctor Borbonius und der Director des Carolinums, Herr Jessenius von Jessen; er ist kein Böhme, sondern ein Ungar, eigentlich ein Slowak, aber gut böhmisch gesinnt!"

Therese war so tief von dem Ganzen des Herganges ergriffen, daß sie diese Worte und Namen vieler ihr unbekannter Männer nur wie ein leeres Geräusch, wie einen Schall, der in einen tiefen Traum dringt, vernahm. Ihr seit Thurn's Erscheinen thränenumdunkeltes Auge sah auch die Gestalten nur halb wie hinter einem Schleier vorüberziehen.

„Sieh nur, Beata", stieß Balthasar seine Frau leise an und zeigte verstohlen auf Therese, „sie weint!"

„Weißt du", antwortete diese ebenso leise, während Therese in sich versunken auf die bewegte Volksmenge hinblickte, „mir ist auch nicht froh zu Muthe! Unser Herr sah mehr traurig als freudig aus! Ich fürchte immer ...."

„Was fürchtest du?" fragte Balthasar halb unwillig. „Ist heut nicht ein Tag des Ruhms und der Herrlichkeit für ihn und für das ganze Land? Er sah mir, wie er so prächtig vorbeiritt, aus, als wenn er der König von Böhmen wäre! Und das wird er vielleicht noch! Was klagst du also und fürchtest!"

„Daß nicht Alles so geht, wie Ihr hofft!" erwiderte Beata. „Der Mönch hat sich nicht umsonst gezeigt!"

„Was Mönch! Glaubst du auch an das Ammenmärchen?" schalt Balthasar.

„Nathanael will ihn doch gesehen haben, gerade um Mitternacht —"

„Narrheiten!" erwiderte Balthasar.

„Die alte Ursula hat ihn auch unter den Fenstern des Grafen in der Mauer verschwinden sehen!"

„Die Alte sieht Gespenster am hellen Tage; sie hat's dem Nathanael vorgeschwatzt und der leichtgläubige Narr schwatzt es nach und bildet sich zuletzt die Thorheit wirklich ein!"

„Nein, Balthasar, so ist es nicht! Der Mönch hat sich gezeigt! Und du bist doch lange genug im Hause, um zu wissen, daß das immer geschieht, wenn ein Unglück droht!"

„So lange ich dem Grafen diene, ist nichts der Art vorgekommen und ich glaube einmal nicht daran!" antwortete er.

„Freilich; seit wir verheirathet sind ist Gott sei Dank Alles glücklich hergegangen, aber als ich noch ein kleines Kind war, als wir noch in Friaul wohnten, drei Tage vor dem Tode des Vaters unseres Herrn . . ."

„Nun, da warst du ein kleines Kind und kindisch", unterbrach sie Balthasar.

„Allein meine Mutter hat mir's oftmals wiedererzählt, daß in der Hauskapelle, — die Herrschaft war damals noch katholisch — um Mitternacht ein uralter Mönch in schwarzer Kutte, mit silberweißem Bart . . ."

„Gott!" rief Therese laut aus, „was seh ich — der Greis mit dem silberweißen Bart — wer ist das?" Sie faßte dabei so heftig Balthasar's Arm und deutete mit der andern Hand auf einen Wagen, der eben sichtbar wurde, daß der alte Diener, der in seinem Gespräch mit Beaten ihrer ganz vergessen hatte, ordentlich zusammenschreckte.

„Der Greis dort“, wiederholte Therese und zitterte vor Aufwallung.

„Das ist ja der alte ehrwürdige Herr Caplicz von Sulewicz, Böhmens oberster Landschreiber; ja er hat seine vierundachtzig Jahre!“

„Als ob ich ihn selbst sähe!“ rief Therese aus; „ganz sein ehrwürdiges Patriarchenhaupt! — Ein Märtyrerkopf!“ setzte sie schauernd hinzu, in der lebhaft erweckten Erinnerung an ihren geliebten Vater Nechodom.

„Der alte Herr sieht wahrhaftig aus wie ein Heiliger“, sagte Beata fromm.

„Ja, ein Heiliger!“ wiederholte Therese.

„Es ist mir auch ordentlich feierlich, daß ich ihn so festlich geschmückt sehe“, meinte Balthasar; „der schöne schwarzseidene Mantel läßt ihm wie ein Priestergewand!“

„Wie Silber glänzt ihm das Haar unter dem schwarzen Barett“, sagte Beata, „und der ehrwürdige weiße Bart!“

Therese vermochte nicht zu sprechen. Eine unnennbar schmerzliche Wehmuth überwältigte sie fast; sie fühlte sich wie von einem tiefen Traum gebunden.

Das Volk grüßte den Greis mit höchster Ehrerbietung; Alle standen unbedeckten Hauptes, gebeugt. Da er wiedergrüßend das Barett lüftete, sah man seine vom lichten Silberhaar umkränzten Scheitel. Mit frommen, treuen Augen blickte er umher, über die Volksmenge hin; Friede lag auf seinem Antlitz.

„Der Ritter neben ihm in dem dunkelgrünen, goldgestickten Wamms, mit dem hohen Federhut“, fragte Beata, „muß wol auch ein sehr vornehmer Herr sein?“ Er sieht so kühn und trotzig aus, wie der alte Herr milde und fromm!“

„Es ist sein Neffe, der Ritter Paul Caplicz!“ belehrte sie Balthasar. „Ein wilder Tollkopf“, fuhr er halblaut

fort; „sie erzählen, er habe die erste Hand an die Statthalter gelegt! Er soll den Burggrafen von Karlsstein zuerst ergriffen und zum Fenster gezogen haben.“

Therese hörte nichts von diesen Worten. Ihr Blick und ihre Seele hingen unverwandt an dem Greise, dessen Bild ihr so schmerzliche Erinnerungen weckte.

Sie war ganz versenkt darin.

Da schwebte hehres Glockengeläute vom Thurme der Schloßkirche herab und zugleich donnerte der Hall eines Kanonenschusses durch die Lüfte.

Therese fuhr empor.

„Das sind die Begrüßungsschüsse“, sagte Balthasar, „nun wird der Sitzungssaal geöffnet.“

Jetzt erst gewann Therese ihre natürliche Stimmung wieder, sah die Welt um sich her, den sonnigen Maitag, die wogende Volksmenge. Allein sie ertrug diese Eindrücke nicht und bat Beaten mit Thränen, aus diesem Gewühl fort, nach Hause mit ihr zu gehen.

„Um des Himmels Willen, Kind, was ist Euch denn?“ fragte diese besorgt, „seid Ihr krank?“

Therese zitterte wie im Fieber.

„Ach, Ihr wißt nicht, was ich erlebt habe! Solch ein ehrwürdiges Haupt! Die blutigen Mörderhände, die sich danach ausstreckten!“

„Heiliger Gott, behüte uns vor solchen Gräueln!“ sagte Beata zurückschreckend.

Therese blickte, von ihren Erinnerungen überwältigt, zitternd, doch unverwandt dem greisen Caplicz nach.

„Laß uns nach Hause gehen“, sagte Beata leise zu ihrem Mann.

„Ja wol, ja wol“, antwortete dieser ebenso; „sie ist ja ganz wie verstört! Der Zug ist ja auch vorüber!“

„Kommt fort, ich bitte euch, ich vermag es nicht mehr zu sehen", flehte Therese.

Beata und Balthasar brachen mit ihr auf.

Therese ging, von Beiden gestützt; ihr Fuß schwankte. Die blutigen Gesichte wollten nicht von ihr weichen.

Waren sie Erinnerungen? Waren sie Ahnungen?

Einundzwanzigstes Capitel.

Wie verschieden die Meinung der auf dem Schloß Versammelten sein mochte, darin waren Alle für Einen, daß die durch die Gewaltthat plötzlich gesprengten Bande des Gesetzes vor allen Dingen hergestellt werden mußten, damit nicht fessellose Willkür der Massen, schlimmer als die blutigste Tyrannei Einzelner, Frieden und Heil des Landes wie ein Abgrund verschlinge. Thurn hatte schon für sich selbst mit Kraft, Eifer und Entschlossenheit gleich nach der Gewaltthat gegen die Statthalter jeden Ausbruch zügelloser Leidenschaft der Menge gehindert. Zumal hatte er gedroht, gebeten und beschworen, daß nichts Feindseliges gegen die Katholiken unternommen werde, damit die verzweifelte That der glaubensbedürftigen Protestanten nicht ein falsches, gehässiges Ansehen gewinne. Diese Gesinnung wollte er, bei allem Ernst, aller Heftigkeit seiner Beschwerden auch jetzt in der Versammlung geltend machen.

Als die Abgeordneten ihre Plätze genommen hatten, erhob er sich daher und sprach:

„Würdige Herren und Freunde! Unser Vaterland Böh-

men hat sich in seiner Kraft und in seinem Recht muthvoll erhoben, aber nur um schreiende Unbill von sich abzuwenden, die uns seit langen Jahren durch verrätherische Diener unseres allergnädigsten Herrn des Kaisers zugefügt worden ist. Wir werden aber die gerechte Sache nicht durch gewaltsame Thaten gegen Unschuldige beflecken! Vom ersten Augenblick an habe ich, so viel ich vermochte, die wilden Ausbrüche der Leidenschaft, die sich, ohne Urtheil und Maß, in aufgestörter Volksmasse geltend machen, gezügelt und gehemmt. Es ist mir mit Hülfe meiner ehrenwerthen, getreuen Freunde gelungen, die Ruhe und das Gesetz in der Stadt schon am gestrigen Tage so fest herzustellen, daß Niemandes Recht, Besitz oder gar Leib und Leben von irgendwem gekränkt ist. Schuldbewußte haben sich geflüchtet, weil sie wol vermuthen durften, daß sie zur schweren Rechenschaft gezogen werden würden. Aber nur auf Berathung und durch Rechtsbeschluß soll es geschehen. Kein Einzelner darf Rache oder Gewaltthat am Einzelnen üben. Wollt ihr mir und meinen Freunden euer Vertrauen schenken, bis wir ein geordnetes Regiment eingesetzt haben, für Recht und Sicherheit Sorge zu tragen, so verpfände ich Ehre und Leben dafür, daß Prag und Böhmen ganz so unter dem Schutz des Gesetzes stehen soll wie jemals bisher. Kein Einzelner hat für Recht, Eigenthum oder Leben zu fürchten. Vertraut ihr uns Das an, so rufet euer Ja!"

Es erscholl wie aus einem Munde.

„Das war", fuhr Thurn zu sprechen fort, „die erste Pflicht unserer Versammlung; kein Schuldloser durfte ferner in Furcht leben in Böhmen oder in seiner Hauptstadt. Wir haben jetzt die zweite zu erfüllen, Rechenschaft von unserer That zu geben, vor euch, vor des Kaisers Majestät, vor der ganzen Welt."

Ein lauter, allgemeiner Zuruf begrüßte diese Worte.

„Unzählbare schwere Bedrückungen", fuhr Thurn mit erhobener Stimme und tief gefurchter Stirn fort, „sind es, die uns zum Aeußersten getrieben, weil es kein anderes Mittel mehr gab. Der unerträgliche Druck, den alle utraquistische Glaubensgenossen erduldet, die Schließung ihrer Kirchen, die verruchte Grausamkeit, mit der sie gemishandelt wurden, um sie mit Zwang wieder zur päpstlichen Kirche zu treiben, schrie zum Himmel auf! Wir mußten ihn abschütteln, wollen aber nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Auch haben wir Alle gemeinsam viele andere, gerechte, dringende Beschwerden, gegen die wir uns in treuer Einigkeit erheben müssen. Wir Alle haben, nicht jetzt allein, sondern seit langen, langen Jahren schon, geduldet und geseufzt unter den Ränken und der Tyrannei treuloser Verwalter! Fremde Söldner sind uns ins Land geführt worden, die sich genährt haben von den Früchten unseres Feldes, gedüngt mit dem Schweiß unserer Landleute!"

Ein unwilliges, zustimmendes Murmeln in der aufhorchenden Versammlung, ließ ihn einige Augenblicke schweigen.

„Ich spreche nicht von meinen Glaubensgenossen allein! Werden wir aber nicht Alle durch unerhörte Steuern belastet, die Folgen solcher verrätherischen Unternehmungen? Wer sollte die Kriegskosten zahlen? Wir, gegen die der Druck gerichtet war? — — Und möchte, was einmal geschehen und vergangen ist, vergessen sein. Aber wie ist die Gegenwart? Das Recht wird nach Gunsten geübt; die Processe werden in endlose Länge geschleppt, damit die Richter und Advocaten länger am Mark der Klagenden und Verklagten saugen können; die öffentlichen Gelder werden vergeudet, die Rechte der Stände, welche die des gesammten

Landes vertreten, willkürlich beschränkt.*) So verkehrten und hausten bis jetzt Diejenigen, welche im Namen des Kaisers unseres erwählten Königs das Land verwalten! Unsere Beschwerden wurden nicht gehört, weil man uns beim Kaiser verleumdete. Martiniz und Slawata, ich nenne sie ohne Scheu, waren es, die in Gemeinschaft mit den Jesuiten, die uns wider Willen ins Land gedrungen sind ...."

Hier erscholl stürmischer, bekräftigender Zuruf, sodaß der Redner inne halten mußte; nachdem es ruhiger geworden, fuhr er fort:

„Sie sind es, die beständig Gift gesäet haben, in das Vertrauen und die Liebe zwischen dem Kaiser und uns, seinen getreuen Böhmen!"

Erneuter Zuruf erscholl.

„Sie schilderten uns ihm als gräuliche Ketzer, die der Hölle verfallen seien. Darum mußten unsere Bedrücker gestürzt und diese ewigen Friedensstörer, die Jesuiten, müssen des Landes verwiesen werden."

Aufstürmender Ausbruch der Beistimmung erscholl.

Ja, all unser Unheil schüren diese Helfershelfer unserer Bedrücker. Sie verleumden uns in Worten und Schriften, im Lande und beim Kaiser. Unsere gerechte Vertheidigung gegen solche Anschuldigung dringt nicht bis zum Thron des guten, milden Herrschers; wol aber wird sein Ohr täglich mit Anschwärzungen und falschen Anklagen erfüllt!"

„So ist es", rief Olbramowitz mit lauter Stimme. „Ja so ist es!" wiederholten Viele.

Thurn ließ diesen Ausbruch der Stimmung, der ihm die Wirkung seiner Worte kund that, erst vorübergehen, dann fuhr er mit ruhiger, wohl überdachter Rede fort:

*) Historisch.

„Kaiser Rudolf, wie Schweres er uns angethan, wollte uns wohl; er liebte die Böhmen, die ihn zum Könige gewählt hatten! Er wohnte unter uns in dieser Hauptstadt Prag. Wenn sein durch Unglück gebrochener Muth, sein einsames Sinnen und Denken ihn auch scheu gemacht hatten vor Menschen, daß er sich Allen meist verbarg, er blieb uns doch nahe, unser Wort konnte zu ihm dringen. So erreichten wir es, daß er uns den Majestätsbrief gewährte, der unsern Glauben schützen, ihm gleiche Rechte mit den Katholischen in diesem Lande geben sollte!"

Die Erwähnung dieser Verbriefung der Glaubensrechte brachte eine lebhafte Bewegung in der Versammlung hervor.

„Aber was der Majestätsbrief verspricht, wird nicht gehalten! Pfäffische Herrschsucht und jesuitische Hinterlist verfälschen ihn überall! Umtriebe aller Art werden gegen ihn und uns gerichtet, Schmähschriften der Jesuiten, die da lehren: «Man müsse uns Ketzern nicht Wort halten!»" *)

Thurn wurde, wie es ihm stets im Reden geschah, heftiger und heftiger.

„Endlos", rief er, „sind, wie ihr Alle wißt, die Bedrückungen. Zumal die arglistigen Versuche, unsere Glaubensbrüder abwendig zu machen durch Betrug, Kauf, Bestechung, Bedrohung, Bedrängung und Bestrafung! Angestellt vollends ward bisher Niemand als die Abtrünnigen; zu Aemtern befördert werden nur die Katholiken. Die protestantischen Pfarrer sind geknechtet, bedroht, verdrängt, wurden abgesetzt, verjagt! Und alles Das, wie ich fest betheuern darf, gegen den Willen des Kaisers, nur durch die Ränke solcher Diener und Verwalter des Regiments, die das gleiche Spiel spielen mit den herrschsüchtigen und feindseligen Mit-

---

*) Historisch.

gliedern dieser Gesellschaft Jesu, die man eher eine Gesellschaft des Holofernes heißen sollte!"

Lärmender Zuruf erscholl bei diesen Worten.

„Was Wunder, daß endlich das Gefäß überströmte", fuhr Thurn mit steigendem Eifer fort. „Ich will nicht loben, was vorgestern geschehen ist. Allein wer will uns verdammen? Wer da bedenkt, was und wie lange wir duldeten, der wird sagen, wir haben Maß gehalten! Nur die Aergsten strafte die heftige That des Augenblicks! Nur sie wurden gerichtet, wie es von Alters her in Böhmen Gebrauch gewesen, wenn das mishandelte Volk endlich selbst Recht sprach in eigener Sache wider bestochene und treulose Richter."

Ein unermeßlicher Aufruhr erhob sich in der Versammlung. „Ihnen ist Recht geschehen! Sie haben den Lohn verdient! Niemand kann uns tadeln!" erscholl der Ruf einzelner Stimmen über den Tumult im ganzen Saale.

„Freilich wird man dem Kaiser unsere Sache nicht so vorstellen!" begann Thurn wiederum. „Die gerechte, letzte Nothwehr, die wir geübt, nachdem alle Mittel erschöpft waren, o, sie werden sie ihm als die That der schwärzesten Bosheit schildern! Darum müssen wir offen vor aller Welt für uns selbst auftreten. Wir müssen ihr darlegen, was uns zum Aeußersten getrieben! Wir müssen das freie Wort der Wahrheit sprechen und es schützen durch die männliche That! Unser Recht, unsere Ehre, unsere Sicherheit fordern es! Denn unsere Feinde sind wach und der Durst ihrer Rache heiß! Böhmen! Brüder! Seid ihr meines Sinnes?"

Mit diesem Ruf trat der Graf, der die Flamme seines Eifers durch seine eigenen Worte zur höchsten Höhe geschürt hatte, mitten in den Kreis der Versammelten. Er

zog das Schwert, hob es hoch empor und rief: „Diese Waffe schütze unser Recht! Wollt ihr mir folgen?“

Alle sprangen auf von ihren Sesseln; im Augenblick waren die Schwerter entblößt, und ein Ruf der Begeisterung, des Stolzes, des Sieges erfüllte den Saal. Mit wildem Tumult stürmten die Ritter auf, umringten Thurn, ergriffen seine Hände zu feurigem Druck, schlossen ihn in seine Arme, er wurde fast erdrückt!

„Ruhig, ruhig, Freunde“, bat er; „Vieles ist zu berathen, mit Besonnenheit zu besprechen! Setzt euch wieder! Ich bitte euch!“

Nur mühsam stellte sich die Ruhe her, Alle waren so in flammenden Eifer gerathen, daß sie sich blind in jede Gefahr, auf jede noch so kühne und unbesonnene That gestürzt hätten.

„Ich habe schon gehandelt, Freunde“, redete Thurn sie von neuem an, als sie die Sessel eingenommen hatten, „was ich euch so eben nur in den Hauptzügen in Erinnerung gebracht, das ist bereits nach genauer Berathung mit einigen der ehrenwerthesten Männer des Landes in eine Denkschrift gefaßt, die wir als unser feierliches Manifest dem Kaiser übersenden und sie zugleich in alle Welt ausgehen lassen wollen, damit Niemand uns falsch nach verleumderischen Darstellungen beurtheile. Wollt ihr die Schrift hören?“

„Ja, ja“, erschallte es von allen Seiten im Saale. Einzelne riefen. „Nein! Es ist nicht nöthig! Wir wissen, was geschehen ist! Wir unterzeichnen die Schrift, wie sie da ist!“

Thurn, Graf Schlick, Budowa und vor Allen der greise Caplicz und Andere beschwichtigten diesen über das Maß gehenden Eifer.

„Ihr müßt genau wissen, was ihr thut, lieben Freunde“,

sprach der Greis, „sonst hält euch die Welt für leichtsinnig in wichtiger Sache! Wir selbst wollen, was wir aufgesetzt, noch einmal sorgfältig mit euch berathen, damit wir eines Jeden Meinung hören. In so ernster Angelegenheit muß jedes Wort erwogen werden."

Allmälig stellte sich die Ruhe her, und der Abgeordnete des Bürgerstandes, der gelehrte Martin Frühwein, der das Document abgefaßt hatte, fing an es vorzulesen. Die einzelnen Stellen wurden oft durch zustimmenden Ruf hervorgehoben oder erfuhren eine kurze Berathung. Von den katholischen Ständen war freilich nur eine Minderzahl zugegen, allein viele der Beschwerden theilten auch sie, und die Billigen unter ihnen konnten nicht leugnen, daß die Klagen der Protestanten gerecht seien. Einiges erzeugte die höchste Aufregung in der Versammlung, obgleich Thurn es in seiner einleitenden Rede schon berührt hatte. So hieß es: *)

„Das Land wird seit Jahren gepeinigt durch Umtriebe der Jesuiten, es wird überschwemmt durch Schmähschriften, die von ihnen ausgehen, durch Verleumdungen, die uns, die Evangelischen, in schwärzesten Farben schildern. Und sie lehren darin: «Den Ketzern müsse man nicht Wort halten, sondern sie zur katholischen Religion zurücktreiben oder sie ausrotten»"

„Ja", rief Olbramowitz und stand auf: „So ist ihre Lehre! So ist ihr Thun! Mit den Jesuiten ist nicht hausen in Böhmen! Wir müssen fort oder sie!"

„Sie, sie!" erscholl der Ruf von vielen Stimmen gleichzeitig. „Fort mit diesen Heuchlern, diesen Giftmischern!"

*) Historisches Document.

„Ruhe, Ruhe, Freunde“, ermahnte der Patriarch Caplicz. „Nicht der Sturm augenblicklichen Eifers darf sie verjagen; ein ruhiger, besonnener Beschluß muß sie verbannen, wenn sie es verdienen!“

Man hörte auf die beschwichtigende Rede des Greises und die Schrift wurde weiter verlesen:

„In unserm Majestätsbriefe, den Se. Majestät der deutsche Kaiser und böhmische erwählte König Rudolf II. zum Schutze unsers Glaubens erlassen und den Ew. kaiserliche Majestät bestätigt haben, heißt es:

«Niemand soll der Religion halber den Andern bedrängen, sondern Alle als treue Freunde für einen Mann stehen.“

„Hört, ihr Böhmen! Niemand soll den Andern bedrängen“, rief Paul Caplicz, der Neffe; „aber wie sind unsere Glaubensbrüder bedrängt worden durch Martiniz und Slawata und ihren hämischen Spürhund Fabricius! Darum ist ihnen Recht geschehen!“

„Ja, es ist ihnen Recht geschehen“, schrien andere einfallende Stimmen.

„Ruhe, mein Sohn! Ruhe, meine Freunde“, bat sanft der ältere Caplicz.

Martin Frühwein verlas weiter also:

„Niemand soll der Religion halber den Andern bedrängen. Die vereinigten Stände, Herren, Adel, die Stadt Prag, die Bergstädte und die andern sammt ihren Unterthanen, in Summa Alle, die sich zu der böhmischen, Kaiser Maximilian anno domini 1575 übergebenen Confession bekennen, «Keinen ausgenommen ....» “

„Keinen ausgenommen!“ wiederholte eine Stimme.

„sollen dieselbe frei, ungehindert aller Orten üben und verbringen, bei ihrem Glauben, Religion, Priesterschaft und Kirchenordnung bis zu einer gänzlichen Vereinigung der Religion im heiligen Reiche friedlich gelassen werden!“

„Priesterschaft! Habt ihr gehört?“ rief Berka von der Daub. „Und wie haben sie unsere Priester bedrückt und verfolgt!“

„Ruhe! Hört weiter!“

„Friedlich gelassen werden! Hört ihr?“ schallten verschiedene Stimmen durcheinander.

„Jetzt merkt wohl auf, Freunde“, sprach Thurn laut, und erhob sich im Sessel. „Jetzt folgen die wichtigsten Stellen des Majestätsbriefs, die unser Recht sonnenklar erweisen!“

Frühwein las:

„Wenn auch Jemand aus den protestantischen Ständen, außerhalb der Kirchen- und Gotteshäuser, welche sie jetzund halten und ihnen vorhin zuständig, irgend in Städten, Städtlein oder Dörfern, oder anderswo wollten oder sollten mehr Kirchen oder Gotteshäuser oder Schulen aufrichten und bauen lassen, dasselbe soll, gleichwie dem Herren- und Ritterstande, also auch den Pragern, Berg- und andern Städten und einem Jeden insonderheit anjetzo und inskünftige zu thun, von männiglichen ungehindert sein und offen stehen!“

„Einem Jeden! Hört ihr, einem Jeden“, riefen Viele.

„Einem Jeden soll es freistehen, Kirchen, Schulen und Gotteshäuser zu erbauen!“ nahm der Graf Thurn das

Wort. „Darum ist das Verfahren zu Braunau und Klostergrab, wo sie unsere Kirchen gesperrt und niedergerissen haben, ein offenbarer Rechtsbruch! Darum sind wir mit unsern Beschwerden im vollsten Recht!"

„Und doch haben sie die Männer von Klostergrab, die Beschwerde führten, in die Kerker geworfen", rief Dworschetzki mit Unwillen. „Erst der vorgestrige Tag hat ihnen das Gefängniß geöffnet!"

„Ja, ich habe sie sogleich in Freiheit setzen lassen", bestätigte Thurn.

Ein lauter Jubel erscholl bei dieser Kundgebung.

„Wir müssen wol selbst handeln", nahm Thurn das Wort wieder, „denn auf unsere Beschwerde über diese Gewaltthat und Hülfsgesuch bei Sr. kaiserlichen Majestät wurde uns ja die schnöde, abschlägliche Antwort ertheilt!"

„Die Slawata geschmiedet hat", fiel Olbramowitz ein.

„So wird der Kaiser irre geleitet und betrogen!" setzte Thurn hinzu.

„Jetzt muß er uns Recht geben, denn wir haben nur Gerechtigkeit geübt!" eiferte Tobias Steffeck, ein Abgeordneter der Bürger.

„Er muß", sprach der Greis Caplicz feierlich, „denn ihm liegt ob, Recht zu sprechen auf Erden im Namen des höchsten Gottes! Und er wird!" fuhr er milde fort, „denn er ist der Vater seiner Völker und unser erwählter König, der unser Vertrauen zu ihm nicht täuschen kann!"

„Wenn er nicht selbst getäuscht wird", warf Olbramowitz ein.

„Wir wollen ihn jetzt enttäuschen", entgegnete Thurn. „Doch, Freunde, unterbrecht das Vorlesen der Denkschrift nicht ferner. Fahrt fort, Herr Martin Frühwein! Es folgen noch die wichtigsten Stellen."

Der Vorleser begann von neuem. „Es ist ferner gesagt in dem Majestätsbriefe“:

„Weder der Kaiser noch seine Erben, noch andere, weltliche oder geistliche Personen, haben jemals das Recht, diesem Frieden irgendwie zu nahe zu thun; Alles, was in dieser Art geschähe, wird im voraus für nichtig erklärt.“

„Keiner hat das Recht, und diese Statthalter wollen sich dessen anmaßen!“ sagte Ulrich Kinski in unwilliger Erhitzung zu seinem Nachbar.

Frühwein las weiter:

„Etwa entstehender Streit wird nicht von einer Partei oder von kaiserlichen Beamten, sondern durch ein Gericht entschieden, welches mit zwölf, von und für jeden Theil erwählten Personen besetzt ist.“

„Das bedenkt! Das beherzigt“, sprach Thurn, aufstehend, mit kraftvoller Stimme zur Versammlung. „Nicht Willkür der Statthalter, nicht einmal der wirkliche Wille Sr. kaiserlichen Majestät darf entstehende Streitigkeiten entscheiden, sondern ein Schiedsgericht aus Richtern beider streitenden Theile. Aber wie ist man mit uns verfahren? Als wir die ersten Beschwerden führten über die Gewaltthat des Abtes Prossowitz von Braunau und des Erzbischofs Lohelius von Prag, da wurde auch das Schiedsgericht eingesetzt wie der Majestätsbrief es verlangt. Sein Spruch fiel zu unsern Gunsten aus. Allein der Kaiser, falsch berichtet durch die Statthalter und durch den Abt, verbot dennoch die Fortsetzung des Baus.

Ist das noch Ausübung des Gesetzes? Hält man uns so Wort?"

Die Versammlung brach in heftigen Zorn aus: „Unerhört!" „Ja, so ist's geschehen!" „Das dürfen wir nicht länger dulden!" schallten die Stimmen durcheinander.

„Blieb uns nun noch etwas Anderes übrig als die Hülfe eigener Macht?" fuhr Thurn, die Stimmung der Versammelten nutzend, fort. „Ich fordere nicht meine Glaubensgenossen, ich fordere unsere katholischen Brüder in dieser Versammlung auf, sie sollen entscheiden! Wir lieben sie, sie sind ehrenwerth, wir achten ihren Glauben und wollen Keinem in seinem Gewissen zu nahe treten, niemals gegen sie den Zwang üben, den ihre Priester gegen uns geübt." Ein lautes Jauchzen der Zuhörer überdeckte hier die Worte des Redners; es dauerte lange, bevor er weiter sprechen konnte.

„Nun denn, also sie, unsere Gegner, fordere ich auf zu unsern Richtern! Sie sollen auftreten und entscheiden, ob man gerecht oder ungerecht mit uns verfahren ist!"

Da erhob sich ein Mann würdigen Ansehens; es war Dionysius Czernin von Chrudenitz, Schloßhauptmann von Prag. „Ihr wißt, Brüder, ich gehöre der katholischen Kirche an; allein mein Gewissen zwingt mich das zu bezeugen, man hat euch schweres Unrecht gethan!"

Kaum war dieses Wort als ein Zeugniß des Gegners gesprochen, als ein unbeschreiblicher Jubel sich in der ganzen Versammlung erhob. Die Mitglieder sprangen auf von ihren Sitzen, umarmten einander wie Brüder und schwuren sich die herzlichste, innigst brüderliche Genossenschaft. Es dauerte lange, bevor der Vorleser des Actenstücks wiederum darin fortfahren konnte. Indessen hatte

sich der aufgährende Zorn allgemach ausgestürmt und die nachfolgenden Verhandlungen wurden ruhiger geführt.

Das Manifest schloß folgendermaßen:

„Uns ist demnach in vielen Stücken, vorzüglich aber in Glaubenssachen schweres Unrecht geschehen, unerträgliche Drangsal widerfahren. Wir wollen in Treue und Gehorsam der kaiserlichen Majestät, die zugleich unser erwähltes Königshaupt ist, anhangen, allein wir hoffen und vertrauen, und müssen Bürgschaft dafür erhalten, daß, was die Gesetze feststellen, uns treu und fest innegehalten werde. Die Protestanten dürfen nach dem Majestätsbriefe Sr. kaiserlichen, in Gott verewigten Majestät, Rudolphus des Zweiten, der uns von des Kaisers und erwählten böhmischen Königs Mathias Majestät bestätigt ist, ihre Religion an allen Orten frei üben. Königliche Befehle aber hierin nichts ändern. Auch darf Niemand mit Gewalt von seinem Glauben ab zu einem andern gezwungen werden. Endlich lautet der Majestätsbrief für die Provinz Schlesien vom 20. Augusti des Jahres Eintausend sechshundert und neun, den dieselbe erst auf Grund des unsrigen erhalten hat, folgendergestalt: «Alle und jede Einwohner des Landes, sie seien unter geistlichen oder weltlichen Fürsten, Herren, Commendatoren oder kaiserlichen Fürstenthümern angesessen, auf dem Lande, Städten und Dörfern sollen freien Gottesdienst haben.» Hier also ist noch klarer ausgesprochen, was wir als den wahren Sinn des böhmischen Majestätsbriefes verlangen; und gewißlich haben den Schlesiern, die erst auf Grund unsers Majestätsbriefes den ihrigen erworben, nicht größere Rechte eingeräumt werden sollen als uns. Nur für solche ge-

setzliche Rechte, dies bitten wir Ew. königlichen und kaiserlichen Majestät gnädigst zu bedenken, haben wir so ungemein hohe Steuern bewilligt. Auf alle Beschwerden aber, über den Bruch dieser Zusagen, haben wir erst gar keine, und dann jüngsthin einen Bescheid erhalten, welcher unser Verfahren gesetzwidrig und gegen Se. Majestät den Kaiser gerichtet nennt, während das Verfahren der katholischen Prälaten in Braunau und Klostergrab wohlgeheißen wird und man uns mit Strafen bedroht!

„Also ist entschieden worden und hat man uns verurtheilt ohne Rechtsgang und unparteiisches Gehör! Im Widerspruch mit Wort und Sinn des Majestätsbriefes!"

Es entstand unwilliges Gemurmel der Beistimmung in der Versammlung. Thurn winkte Ruhe, Frühwein erhob die Stimme noch mehr:

„Es steht geschrieben: «Jeder Uebertreter des Majestätsbriefes soll als Zerstörer des gemeinen Wesens ergriffen werden; es soll kein Befehl ausgehen noch angenommen werden wider den Brief.» Slawata und Martiniz aber haben jenen Bescheid geschmiedet, Recht und Frieden zerstört, Unschuldige verleumdet, ihr Amt gemisbraucht, ihre Pflichten gebrochen. Deshalb richtete sich unser Zorn wider sie, und wir mußten zur Gewaltthat schreiten, weil sie selbst uns den Weg des Rechts versperrt haben. So sind sie nach altem böhmischen Brauch wider ungerechte, bestochene Richter aus dem Rathzimmer zum Fenster hinausgeworfen worden; also auch ist geschehen der ungerechten Königin Jesebel und also stürzten

die alten Römer Verräther von dem Tarpejischen Fels hinab. Das thaten auch wir! Unser Zorn traf nur die Verbrecher! Nicht ist er gerichtet gegen unsere katholischen Mitbrüder, nicht brechen wir Treue, Gehorsam und Ehrfurcht gegen die erhabene kaiserliche Majestät. Was wir gethan und thun, geschah nicht und soll nicht geschehen zu Krieg und Angriff, sondern nur zur Wahrung des Friedens und unsers urkundlichen Rechts. Dafür wollen wir einstehen mit Gut, Blut und Leben. So wahr uns Gott helfe, der Allbarmherzige, der Allgerechte!"

Bei diesen letzten Worten erhob der Vorleser Martin Frühwein das Manifest hoch in der Rechten, als wolle er die Hand zum betheuernden Schwur ausstrecken, und legte es dann auf die Tafel nieder.

Alle hatten aufgehorcht in gefesseltem Schweigen. Es herrschte lautlose Stille. Thurn brach sie zuerst. Er trat vor und sprach feierlich: „So soll es geschehen! So wahr uns Gott helfe! Wer mit uns ist, stehe auf und erhebe die Hand!"

Alle erhoben sich von ihren Sitzen und hielten die Hand zum Schwur empor.

„Schwört ihr?" fragte Thurn.

„Wir schwören", tönte es aus einem Munde.

Es war ein feierlicher, gewaltiger Augenblick, der ein furchtbares Gewicht in die Wagschale der Geschicke Böhmens legte.

„Unterzeichnet denn die Denkschrift", forderte Thurn auf, und trat der Erste selbst heran; die Andern drängten sich hinzu, ihm zu folgen. Zuerst der Greis Kaspar Caplicz von Sulewicz.



Band 11: Dramatische Werke.
(Karl der Kühne, Herzog von Burgund. Trauerspiel in fünf Aufzü
Bianca. Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Franz von Sickingen. H
Tragödie in fünf Aufzügen.)

Band: 12: Gedichte.
(Gedichte erster Sammlung: I. Gesellige. — II. Vaterländi
III. Vorzeitliche. — IV. Sonette. — V. Lieder. — VI. Lustwandel
heiterm Himmel. — VII. Aus der Chronik. — VIII. Betrachtende. -
dichte zweiter Sammlung: I. Griechenlands Morgenröthe. —
trachtend, schildernd und erzählend. — III. Gelegentlich und gesellig.
Zum Gesange.)

Inhalt der Zweiten Folge.

Band 13 und 14: Algier und Paris im Jahre 1830.
Auflage.

Band 15—18: Erzählungen.
(I. James Skey. Eine Erzählung. — Die Gemsjäger. Ein Bruchstü
meinem Reisetagebuche. — Die Gewerke. Eine Erzählung. — Die B
Eine Erzählung im Volkston. — Reise durch's Riesengebirge. In zerst
Blättern. — II. Die Artilleristen. Eine Novelle. — Osraim der S
Frei nach orientalischen Mittheilungen. — Die Kameraden. Eine Erzä
im Volkston. — III. Die Venetianer. Eine Novelle. — Die Strandbew
Eine Novelle. — Der Pflegesohn. Frei nach dem Französischen. — IV. E
Eine Erzählung. — Miller und Müller. Eine aus den Acten gezogene Gesc
— Aus Heinrich's Denkwürdigkeiten. Wahrheit, nicht Dichtung. — Drei
an den Ufern des Orinoko. Skizzirte Erzählung, frei nach dem Englisc

Band 19: Dramatische Werke.
(Eugen Aram. Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Die Venetianer. D
in fünf Aufzügen. — Die drei Tanzmeister. Posse in einem Aufzug.)

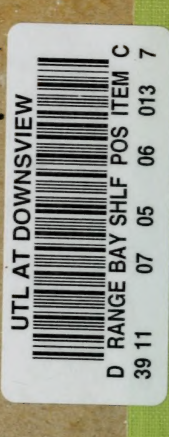
Band 20. Musikalische Beurtheilungen.
(Aus den Jahren 1826—47.)

Hieran schließt sich:

Garten und Wald. Novellen und vermischte Schriften.
Theile. 12. 5 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser bietet in diesen vier Bändchen theils Erdichtetes, theils selbst
lebtes: eine Sammlung von Novellen, Erzählungen und Biographien bedeute
Personen, mit denen der Dichter in nähere Berührung kam. Die drei e
Theile enthalten: (I.) „Vergeltung. Novelle"; „Der Deserteur. Novell
„Die Blume des Gebirgs. Ein Reisebildchen"; „Habakuk oder die große Son
finsterniß des 12. Mai 1836. (Ein sehr sonderliches Abenteuer.)" (II.) „
diamantene Kreuz. Novelle"; „Familienschicksale. Novelle"; „Des Vaters S
baut den Kindern Häuser. Eine novellistische Skizze nach einer wirklichen
gebenheit." (III.) „Die Geschwister. Novelle"; „Die leichtsinnige Ehe.
Skizze nach dem Leben"; „Nachbar Stalactitius. Eine Skizze"; „Eine S
aus Johannes Kreyßler's Tagebuch"; „Reise durchs Aarthal. Herbstreisebi
Der vierte Theil enthält folgendes Biographische: „Jean Paul. Mein persönli
Bekanntwerden mit demselben"; „Beethoven. Ein Bild der Erinnerung
meinem Leben"; „Ludwig Berger. Ein Denkmal"; „Felix Mendelssohn Barthol
Ein Erinnerungsblatt".

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 07 05 06 013 7